

Geschlecht und Gesellschaft

Gabriele Sobiech
Sandra Günter *Hrsg.*



Sport & Gender – (inter)nationale sportsoziologische Geschlechter- forschung

Theoretische Ansätze, Praktiken
und Perspektiven



Springer VS

Geschlecht und Gesellschaft

Band 59

Herausgegeben von

B. Kortendiek, Duisburg-Essen, Deutschland

I. Lenz, Bochum, Deutschland

H. Lutz, Frankfurt/Main, Deutschland

M. Mae, Düsseldorf, Deutschland

M. Meuser, Dortmund, Deutschland

U. Müller, Bielefeld, Deutschland

M. Oechsle, Bielefeld, Deutschland

B. Riegraf, Paderborn, Deutschland

K. Sabisch, Bochum, Deutschland

P.I. Villa, München, Deutschland

S. Völker, Köln, Deutschland

Geschlechterfragen sind Gesellschaftsfragen. Damit gehören sie zu den zentralen Fragen der Sozial- und Kulturwissenschaften; sie spielen auf der Ebene von Subjekten und Interaktionen, von Institutionen und Organisationen, von Diskursen und Policies, von Kultur und Medien sowie auf globaler wie lokaler Ebene eine prominente Rolle. Die Reihe „Geschlecht & Gesellschaft“ veröffentlicht herausragende wissenschaftliche Beiträge aus der Frauen- und Geschlechterforschung, die Impulse für die Sozial- und Kulturwissenschaften geben. Zu den Veröffentlichungen in der Reihe gehören neben Monografien empirischen und theoretischen Zuschnitts Hand- und Lehrbücher sowie Sammelbände. Zudem erscheinen in dieser Buchreihe zentrale Beiträge aus der internationalen Geschlechterforschung in deutschsprachiger Übersetzung.

Herausgegeben von

Beate Kortendiek
Universität Duisburg-Essen

Mechtild Oechsle
Universität Bielefeld

Ilse Lenz
Ruhr-Universität Bochum

Birgit Riegraf
Universität Paderborn

Helma Lutz
Johann-Wolfgang-Goethe Universität
Frankfurt/Main

Katja Sabisch
Ruhr-Universität Bochum

Michiko Mae
Heinrich-Heine Universität Düsseldorf

Paula-Irene Villa
Ludwig-Maximilians Universität
München

Michael Meuser
Technische Universität Dortmund

Susanne Völker
Universität zu Köln

Ursula Müller
Universität Bielefeld

Koordination der Buchreihe:

Beate Kortendiek
Netzwerk Frauen-
und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen

Weitere Bände in dieser Reihe <http://www.springer.com/series/12150>

Gabriele Sobiech · Sandra Günter
(Hrsg.)

Sport & Gender – (inter)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung

Theoretische Ansätze, Praktiken
und Perspektiven

Herausgeberinnen

Gabriele Sobiech
Institut für Soziologie
Pädagogische Hochschule Freiburg
Freiburg, Deutschland

Sandra Günter
Institut für Sportwissenschaft
Leibniz Universität Hannover
Hannover, Deutschland

Geschlecht und Gesellschaft

ISBN 978-3-658-13097-8

ISBN 978-3-658-13098-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-13098-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Dr. Cori Antonia Mackrodt

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Inhaltsverzeichnis

Teil I Theoretische Einführung

Von der Frauen- zur Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze und Entwicklungen in der Geschlechterforschung der deutschen Sportwissenschaft.	3
Gabriele Sobiech und Sandra Günter	

Teil II Historische Entwicklungen

100Jahre Frauen im Sport. Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven.	23
Gertrud Pfister	
Einblicke in die Geschichte des Frauenskispringens.	35
Annette R. Hofmann	
Erlebte Geschichte: Die Anfänge des Frauenfußballs nach 1970.	49
Monika Staab	

Teil III Mediale Repräsentationen

Mediale Präsentation von Sportler_innen in der Presse – Ein Überblick zu den Befunden inhaltsanalytischer Studien.	61
Bettina Rulofs und Ilse Hartmann-Tews	
Racialized Masculinity and Sport Media	75
Thomas P. Oates	
Tough Ain't Enough. Geschlecht im Sportfilm	89
Rüdiger Heinze	

Teil IV „Race“ und Ethnizität

Feminist Perspective of Race/Ethnicity and Gender in Sport	109
Mary G. McDonald	

Postkoloniale Denk- und Deutungsmuster im Feld des Sports	121
Sandra Günter	

Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport	139
Steffen Bahlke und Christa Kleindienst-Cachay	

Teil V Geschlecht, Sexualität und Macht

Homophobia in Sport	155
Shawn Ladda	

Gender, Sexual Harassment and Abuse in Sport	167
Kari Fasting	

Fußballfans: Inszenierungen außeralltäglicher Männlichkeit	179
Michael Meuser	

Teil VI Körper- und Bewegungspraxen

Moderne Sportpraktiken und das islamische Körperkonzept	195
Dagmar Dahl	

Geschlechtsbezogene Körper- und Raumaneignung in urbanen (Spiel-)Räumen am Beispiel Skateboarden	207
Gabriele Sobiech und Sebastian Hartung	

„Du bist alleine im Ring und keiner kann dir helfen ...“ – Boxerinnen über die Bedeutsamkeit der physischen und psychischen Anforderungen	223
Heidi Hartmann	

Senior_innen in Bewegung – Beobachtungen zur Relevanz von Geschlecht und Alter in verschiedenen Sport-Settings	235
Ilse Hartmann-Tews	

Teil VII Differenzsetzungen in Institution/ Organisation

**Physical Education as a Site of Critical Inquiry:
Intersectionality and Ethnically Diverse Young
People’s Issues of Embodiment** 251
Laura Azzarito

**Zur Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen
im Sportunterricht** 265
Petra Gieß-Stüber und Gabriele Sobiech

Behinderung und Geschlecht im Hochleistungssport 281
Heike Tiemann

Trainerinnen im deutschen Spitzensport 295
Silke Sinning und Annette R. Hofmann

Teil I

Theoretische Einführung

Von der Frauen- zur Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze und Entwicklungen in der Geschlechterforschung der deutschen Sportwissenschaft

Gabriele Sobiech und Sandra Günter

Nach zwei im größeren Rahmen organisierten Frauenforschungstagungen, 1987 in Bielefeld mit dem Titel „Frauen in Bewegung. Der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik“ und 1990 in Münster, konstituierte sich die Kommission „Frauenforschung in der Sportwissenschaft“ unter dem Dach der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs) 1991.

Die Frauenforschung in der Sportwissenschaft, die nicht über, sondern im Sinne von Frauen forschen wollte, war von Beginn an sozialwissenschaftlich orientiert und hatte zum Ziel, gesellschaftliche Machtverhältnisse und die damit verbundenen differenten Gestaltungschancen für Männer und Frauen auf der strukturellen und der Handlungsebene – vor allem im organisierten Sport und im Schulsport – offen zu legen, zu relativieren (Überwindung der androzentrischen Theoriebildung) und zu korrigieren. Die Kritik an einem männerorientierten Sportverständnis war zugleich gebunden an eine parteiliche Sicht auf die Bewegungskultur von Frauen für Frauen und Mädchen. Eine auf diese Weise konzipierte Frauenforschung verstand sich „als feministische Wissenschaft, (...) sie betreibt Patriarchatskritik und -analyse mit dem Erkenntnisinteresse,

G. Sobiech (✉)

Pädagogische Hochschule Freiburg i. B., Freiburg, Deutschland

E-Mail: sobiech@ph-freiburg.de

S. Günter

Leibniz Universität Hannover, Hannover, Deutschland

E-Mail: sandra.guenter@sportwiss.uni-hannover.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017

G. Sobiech und S. Günter (Hrsg.), *Sport & Gender – (inter)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung*, Geschlecht und Gesellschaft 59,
DOI 10.1007/978-3-658-13098-5_1

gesellschaftliche Unterdrückungs- und Ungleichbehandlungsstrukturen zu analysieren und letztlich zugunsten der Frauen (und aller unterdrückten Minderheiten) zu verändern“ (Kröner 1992, S. 31).

Der inhaltliche Ausgangspunkt zu dieser Entwicklung bildete die in den 1970er Jahren geführte, sportpädagogische Debatte über den koedukativen Sportunterricht mit dem übergeordneten Ziel „traditionelle Geschlechterrollen“¹ (Kugelmann 2001, S. 307) zu überwinden, um vor allem die Belange und Interessen der Mädchen im Sportunterricht stärker zu berücksichtigen (Scheffel 1996). Die proklamierte Mädchenparteilichkeit in den 80er Jahren wurde in den 90er Jahren um Jungenparteilichkeit (Schmerbitz und Seidensticker 1997) ergänzt und mündete schließlich in der Forderung reflexiver Koedukation, die eine phasenweise Trennung immer dort vorsah, wo unterschiedliche Körper- und Bewegungserfahrungen von Mädchen und Jungen eine Verständigung über gemeinsame Ziele be- oder sogar verhinderten (Sobiech 2010, S. 60). Diese Vorgehensweise sollte die Einsicht in die gleichwertige Verschiedenheit der Geschlechter entwickeln helfen.

Soziologische Fragestellungen wurden von Beginn an stärker an die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Diskursen über und Praktiken um den weiblichen Körper gebunden. Denn der Körper spielt im Sport nicht nur in seiner physischen Präsenz, sondern vor allem als sich bewegend Körper eine entscheidende Rolle. Kritik wurde vor allem an der Tatsache geübt, dass die anatomischen Gegebenheiten des Frauenkörpers (*sex*), vor allem im organisierten Sport, zum Anlass genommen wurden, die Bewegungsfreiheit von Frauen einzuschränken. D. h. die soziale Codierung des Frauenkörpers (*gender*) und die daraus resultierenden Körpertechniken führten zur Exklusion aus oder zumindest zu einem erschwerten Zugang zu Sportarten, die Männern vorbehalten bleiben sollten (siehe den Beitrag von Hofmann in diesem Band). Dies bezog sich sowohl auf professionelle Sportler_innenkarrieren als auch auf die Wahl von Freizeitsportarten. Deshalb kam der Erforschung der Veränderbarkeit des Denkens über Weiblichkeit und Sportlichkeit sowie der Eroberung der verschiedensten Sportfelder durch Frauen in der Geschichte bis zur Gegenwart (z. B. Pfister 1980; siehe auch Pfister in diesem Band) eine besondere Bedeutung zu. Ziel war es, zum einen die Leistungen von Frauen sichtbar zu machen und zum anderen die angeblich biologisch begründeten

¹Krais (2001) kritisierte als erste das Geschlechterrollenkonzept (Parsons 1942), das z. B. für die Analyse institutionalisierter Machtbeziehungen unzureichend sei und sich vornehmlich auf gesellschaftliche Erwartungen richte, die die Individuen durch die Übernahme einer Rolle erfüllen sollen. Doch bis in die Gegenwart wird dieser Begriff selbst in Arbeiten verwendet, in denen es um die Konstruiertheit von Geschlecht geht, wenn auch ohne Bezug auf seine theoretische Herkunft (Sobiech 2010, S. 556 f.).

Verhaltens- und Bewegungsweisen der zwei Geschlechter als ideologische Wissensproduktion zu entlarven.

Auf welche Weise der Körper als Produzent, Instrument und Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse, auch bezogen auf sozialen Wandel, fungiert, zeigten Untersuchungen mit Blick auf traditionelle Sportartenbereiche wie die Rhythmische Sportgymnastik (Abraham 1986), die Tanzkunst (Klein 1992) oder das Kunstturnen (Rose 1991), Fitness und Gesundheit (Schmidt 1991), aber auch auf eher männlich konnotierte Bereiche auf wie die Zielschusspiele (z. B. Fußball, Basketball) verbunden mit Fragen zur lesbischen Identitätsbildung (Palzkill 1990). Den Arbeiten zugrunde lagen zumeist qualitativ-rekonstruierende Verfahren, die auf der Basis von biografischen und Tiefeninterviews Einblick in die Lebenswelt junger Sportlerinnen oder Sportstudentinnen (Sobiech 1994) gaben. Mit der Rekonstruktion von Prozessen der Raum-/Körperaneignung und -disziplinierung sollte auf die Ver- und Überformungen durch patriarchale Macht- und Herrschaftsverhältnisse, aber auch auf deren (Re)Produktion und Widerstandsstrategien von sportaktiven Frauen aufmerksam gemacht werden. Die Betrachtung von Gewaltverhältnissen und den Auswirkungen von Gewalterfahrungen, insbesondere auf die Körper- und Bewegungsaneignung (Palzkill 1991; Palzkill und Klein 1998), ließ feministische Ansätze zur Veränderung durch und von Sportpraktiken (Palzkill et al. 1991) geradezu notwendig erscheinen. Mit dieser Art der feministischen Bewegungsarbeit (z. B. Dördelmann und Supinski 1991; Ulmer 1991) wurden Kraft und Anstrengungsbereitschaft, Wettkampf und Konkurrenz sowie ‚Körperausdehnung‘ und Raumeroberung nicht länger als männlich konnotierte Fähigkeiten, vielmehr als zentral für Selbstbestimmung und die Erweiterung von Handlungsspielräumen verstanden.²

1994 richtete das Land NRW eine Frauenforschungsprofessur an der Deutschen Sporthochschule (DSHS) ein (Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews), wodurch neben den Aktivitäten in und um Münster (Prof. Dr. Sabine Kröner) und Berlin (Prof. Dr. Gertrud Pfister) ein weiteres Zentrum für die Erforschung geschlechtsbezogener Fragestellungen entstand. Mit dieser Etablierung von Frauenforschung in der Sportwissenschaft gingen neue Impulse auch mit Blick auf Theoriebildung einher.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde als theoretische Referenz der Defizit- und/ oder Differenzansatz zugrunde gelegt, der die patriarchale Vergesellschaftung für

²Dieser Ansatz, der Frauen aufgrund patriarchaler Vergesellschaftung einen Mangel an denjenigen Fähigkeiten zuschreibt, mit denen sie sich strukturell gesehen erfolgreich im sozialen Raum positionieren und mit denen sie sich auf der Handlungsebene erfolgreich gegen Übergriffe jedweder Art wehren können, wird als Defizitansatz bezeichnet.

die Ausprägung unterschiedlicher Einstellungen, Körperumgangs- und Verhaltensweisen der Geschlechter verantwortlich zeichnete. Im Gegenzug wurde das ‚authentisch Weibliche‘, das es unter dem patriarchalen Korsett freizulegen galt, positiv hervorgehoben. Auch die im weiteren verwendete Konzeptualisierung von Geschlecht durch die Unterscheidung von *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) führt eher zu einer Ontologisierung, durch die letztlich traditionelle Körperkonzepte, Umgangsweisen und -haltungen von Frauen und Männern reifiziert werden. Die biologische Fundierung zeigt sich an dem, auch in der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung, häufig und zum Teil immer noch verwendeten Begriff *geschlechtsspezifisch*³, der Differenzen essenzialistisch zuordnet ohne (historisch) Relationen und Verknüpfungen herzustellen. Der in den 80er Jahren durch die anglo-amerikanische Forschung initiierte Wechsel in der Theoriebildung mit der Auffassung einer sozialen Konstruktion von Geschlecht, der von der soziologischen Geschlechterforschung recht zügig aufgegriffen wurde (z. B. Hirschauer 1989), fand Ende der 90er Jahre auch Eingang in die sportwissenschaftliche Frauenforschung. Hartmann-Tews verfasste hierzu (2003) einen Aufsatz mit dem Titel „Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport: *Neue Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft*“ (hervorgeh. Sobiech und Günter). Entgegen der alltagstheoretischen Grundannahme, dass die Geschlechtszugehörigkeit natürlich, von Geburt an vorgegeben und unveränderbar sei, verstehen Konzepte *sozialer Konstruktion* die soziale Wirklichkeit zweier Geschlechter als Ergebnis historischer Entwicklungsprozesse und einer fortlaufenden sozialen Praxis (Günter 2005). Auch der Geschlechtskörper wird „nicht als Basis, sondern als Effekt sozialer Praxis begriffen“ (Hirschauer 1989, S. 1). Effekt insofern, als Erziehungspraktiken, Bewegungs- und Verhaltensweisen, Handlungsspielräume und Denkstile zu einer Formung des vergeschlechtlichten Körpers in und durch körperliche Praxen führen. Die Vergesellschaftung ist allerdings nicht als passiver überformender Prozess zu verstehen, vielmehr erfolgt die soziale Herstellung von Geschlecht (inter-)aktiv. *Doing gender* als eine permanente Praxis von Darstellungs-, Zuschreibungs- und Wahrnehmungsroutinen ist dabei nicht ohne weiteres bewussten Reflexionsprozessen zugänglich, denn das Körperwissen „zielt auf vorsprachliche Kompetenzen, dem gegenüber das auskunftsfähige

³Unterstellt wird zudem, dass *geschlechtsspezifische* Eigenschaften, Erfahrungen und Potenziale existieren ohne die Differenz innerhalb der Genusgruppen wahrzunehmen und damit die Möglichkeit, dass in einer Gruppe mehr Frauen und Männer etwas gemeinsam haben als z. B. die Frauen untereinander, ausgeschlossen wird.

Wissen nur eine Restgröße darstellt“ (Hirschauer 2008, S. 977). Bourdieu (2005, S. 11) spricht von der lang andauernden „kollektiven Arbeit der Vergesellschaftung des Biologischen und der Biologisierung des Gesellschaftlichen in den Körpern und den Köpfen“, die die Geschlechterdifferenz zur Naturtatsache erhebt. Dies gilt Insbesondere für sportive Praxen, in denen der Körper und mit ihm die Geschlechtszugehörigkeit quasi zur Schau gestellt wird – Anatomie, Physiologie und Leistungsfähigkeit unterscheiden sich im sportlichen Kontext augenfällig –, sodass aufgrund dieser Bildmächtigkeit und Anschaulichkeit die soziale Ordnung erst recht als natürlich und vorgegeben erscheint. Zugleich wird die auf diese Weise erzeugte Geschlechterordnung immer wieder als Referenzpunkt für die Aktualisierung der sozialen Geschlechterdifferenz herangezogen – es scheint erwiesen, dass Sportler im Vergleich zu Sportlerinnen im Sinne eines ‚Höher – Schneller – Weiter‘ agieren – und ist damit ungleich wirkungsvoller als es Diskurse je sein können (Hirschauer 1994, S. 673; Hartmann-Tews 2003, S. 24). Deshalb ist bis in die Gegenwart die Geschlechterdifferenz im Sport ein zentrales Merkmal für Hierarchisierungsprozesse und die Legitimierung von Exklusion (siehe Günter in diesem Band), wie es in den Präsidien und Vorständen der Sportverbände und Sportvereine – hier sind kaum Frauen vertreten –, bei Wettkämpfen – Männer und Frauen treten bis auf wenige Ausnahmen nicht mit oder gegeneinander an – oder beim Zugang zu bestimmten Sportarten etc. offensichtlich wird. Grenzüberschreitungen in Geschlechtsdarstellung, z. B. Caster Semenya (Günter 2015), oder der geschlechtsuntypischen Nutzung von spezifischen Sporträumen (z. B. Fußballplatz, Gymnastikhalle) sind immer noch mit Diskriminierung, Hohn und Spott belegt (Sobiech 2011, S. 54)⁴.

Der Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht und damit das Anliegen, die Reifizierung der Geschlechterdifferenz zu überwinden, führte im Folgenden dazu, dass auf der Mitgliedsvollversammlung der dvs-Jahrestagung in Freiburg 2004 die Bezeichnung „Frauenforschung“ als nicht mehr adäquat empfunden wurde. Nach durchaus kontroversen Diskussionen wurde die Kommission in „Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft“ umbenannt.

⁴Wenn bspw. Frauen sich in männlich konnotierten Räumen bewegen, ‚vermännlichen‘ sie, werden zu ‚Mannweibern‘ und umgekehrt ‚verweiblichen‘ Männer, wenn sie sich in ‚weiblich‘ konnotierten Räumen bewegen, sie werden nicht selten als homosexuell stigmatisiert. Allerdings haben Frauen stärker als Männer die Chance außerhalb des Sports zu zeigen, dass sie dem gesellschaftlichen Attraktivitätsideal entsprechen, also ‚richtige‘ Frauen sind.

Inzwischen existieren eine Vielzahl von Studien und Themen mit Bezug zu Theorien und Methoden sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung. Ein wesentlicher Aspekt ist dabei die Relativierung von Geschlecht als einziger Strukturkategorie. Es wird zwar weiterhin davon ausgegangen, dass Geschlechtszugehörigkeit von Personen in Alltagssituationen fortlaufend hergestellt wird, diese muss allerdings nicht in jeder Situation bedeutsam werden, wie Hirschauer (1994, S. 679) bereits Mitte der 90er Jahre konstatierte. *Intersektionale Ansätze* wenden sich gegen die Omnirelevanzannahme von Geschlecht (Lutz et al. 2010) und gehen von einer Diskontinuität der Geschlechterkonstruktion aus. Danach können in sozialen Situationen die Bedeutsamkeit der routinemäßigen Geschlechterunterscheidung in den Hintergrund treten und andere Differenzdimensionen wie soziales Milieu, Ethnie oder Alter etc. Relevanz erhalten. Wissenschaftlich hat sich dieser Diskurs im Englischen als „triple-oppression-theory“ (Race, Class, Gender) (Lutz und Davis 2005, S. 229) entwickelt und wird inzwischen unter dem Begriff Intersektionalität gefasst, womit die „kontextspezifische(n), gegenstandsbezogene(n) und an sozialen Praxen ansetzende(n) Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen“ (Winker und Degele 2009, S. 15) in den Blick genommen werden sollen (Sobiech 2013).

Auch in diesem Band gehen wir davon aus, dass die Geschlechtszugehörigkeit, insbesondere auch in der Verflechtung mit anderen Kategorien, als Dimension sozialer (Ungleichheits-)Ordnung im Feld des Sports eine immer noch herausragende Bedeutung erhält. Bezugstheorien, die erhellen, auf welche Weise die z. B. ethnische, Milieu- und/oder Geschlechtszugehörigkeit durch Stereotypisierungen, Stigmatisierungen, Essentialisierungen und Defizitzuschreibungen konstruiert sind und werden, sehen die Herausgeberinnen in sportwissenschaftlicher Forschung mit Rückbindung an Paradigmen der soziologischen Geschlechterforschung. Da die sportwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung von jeher stark von der angloamerikanischen Forschung beeinflusst wurde und im europäischen Raum durch internationale Ansätze und Kooperationen geprägt war, werden diese auch in dem vorliegenden Sammelband zu finden sein. Um weiterhin einen internationalen Austausch und eine Impulsgebung zu befördern, werden einige der Beiträge in diesem Band in englischer Sprache abgedruckt. Der Sammelband richtet sich primär an deutschsprachige aber auch englischsprachige Wissenschaftler_innen⁵ und Studierende, die sich für die Geschlechterforschung

⁵Die Herausgeberinnen und Autor_innen verwenden die queer-feministische Schreibweise des Gender_Gap (S_he). Der Unterstrich steht für eine linguistische Inklusion aller Geschlechter, die das hegemoniale Modell der Zweigeschlechtlichkeit nicht abdeckt. Der Unterstrich „unterstreicht“ somit die Lücke die bei der Wahl einer maskulinen und/oder femininen Endung eines Wortes entsteht.

in der Sportwissenschaft interessieren. Aber auch Sportlehrkräfte und Trainer_innen können in den Beiträgen für ihre Arbeit theoretische Anregungen zu Fragen von *Sport und Geschlecht*, die die beteiligten Autorinnen im Rahmen von sechs Themenfeldern zu beantworten suchen, erhalten.

In dem ersten Beitrag des zweiten Themenfeldes „Historische Entwicklungen“ zeigt *Gertrud Pfister* den Kampf um die Teilnahme von Frauen an sportlichen Wettkämpfen auf, der eng mit der Emanzipation von traditionellen Weiblichkeitszuschreibungen und von begrenzten Handlungs-Spiel-Räumen verbunden war. Dabei verweist Pfister jeweils auf den zeitgeschichtlichen Bezug, der das Für und Wider von sportlichen Aktivitäten von Mädchen und Frauen rahmt. Dass das mit dem Zeitalter der Aufklärung im 18. Jahrhundert verbundene Gleichheitspostulat sowohl mit Blick auf bürgerliche Rechte als auch auf die sportliche Betätigung von Frauen nicht eingelöst wurde, zeigen z. B. auch die Anfänge der Leibeserziehung. Das Mädchenturnen etablierte sich demnach erst mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, aber von Beginn an wurde über das Übungsgut diskutiert, das der Bestimmung der Frau, treu sorgende Mutter und Ehefrau zu sein, Rechnung tragen sollte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beteiligten sich Frauen zwar an vielen neuen Sportarten, von Wettbewerben waren sie aber in der Regel ausgeschlossen. Mit der Weimarer Zeit kam es für Frauen zur rasanten Verbreitung von Leibesübungen aller Art, die allerdings mit der NS-Zeit wieder auf eine geschlechtsbezogene Polarisierung eingeeengt wurden. Pfister konstatiert am Ende ihres Beitrags im Hinblick auf Verdienstmöglichkeiten, Macht und Einfluss im Sport bis in die Gegenwart einen *gender gap*.

Annette Hofmann zeigt in ihrem Beitrag den Kampf um gleiche Rechte am Beispiel von Frauen im Skispringen auf. Trotz der geäußerten medizinischen Vorbehalte als auch der verbreiteten Vorstellung, dass Kraft und Ausdauer von Frauen für das Skispringen nicht ausreiche, fand diese Sportart schon ab den 1860er Jahren erst in Europa und dann auch in Nordamerika erste Anhängerinnen. Dennoch dauerte es noch mehr als ein ganzes Jahrhundert – bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts – bis der Grundstein für das Skispringen für Frauen mit der Einführung eines internationalen Wettkampfwesens durch die FIS (Fédération International de Ski) gelegt wurde. Bezogen auf die Neuzeit zeigt Hofmann auf, welchen Kampf die Skispringerinnen ausfechten mussten, bis sie schließlich erstmals 2014 an den Olympischen Winterspielen in Sotschi teilnehmen durften.

Monika Staab bezieht sich im letzten Beitrag dieses Teils auf eigene Erfahrungen in den Anfängen des Frauenfußballs nach 1970, das von 1955–1970 vom DFB im organisierten Rahmen verboten war. Diskriminierungen und Einschränkungen in Bezug auf Trainingsplatz und -zeit, Ausstattung und Unterstützung

durch den Fußballverein werden so lebendig und nachvollziehbar. Insgesamt zeigt der Beitrag an einem Einzelbeispiel, welche Anstrengungen unternommen wurden, um Anerkennung und professionelle Unterstützung zu erhalten und dies, obwohl die Fußballspielerinnen auf (inter-)nationaler Ebene ab den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts sehr viel erfolgreicher waren als die Männer.

Das dritte Themenfeld „Mediale Repräsentationen“ wird von *Bettina Rulofs* und *Ilse Hartmann-Tews* mit einem Überblick zum internationalen Forschungsstand medialer Repräsentation von Sportler_innen in der Presse eröffnet. Die Autorinnen zeigen zu Beginn die Entwicklung und theoretische Hintergründe der medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung im Feld des Sports und der Sportwissenschaft auf. Bezüglich des theoretischen Hintergrundes der Studien machen sie darauf aufmerksam, dass diese überwiegend dem Ansatz der Gleichheitsforschung folgen und der Frage nachgehen, wie häufig und auf welche Weise über Frauen im Vergleich zu Männern berichtet wird, was wiederum das grundlegende Dilemma der Geschlechterforschung in sich birgt, selbst an der (Re-)Konstruktion von dualen Geschlechterdifferenzen implizit mitzuwirken. Dennoch ist dieser seit Mitte der 1980er Jahre im deutschsprachigen Raum verfolgte Forschungsansatz ein erfolgreicher Weg, um auf die Marginalisierung und Sexualisierung von Sportlerinnen in der Sportberichterstattung hinzuweisen. Rulofs und Hartmann-Tews ziehen Vergleiche zwischen längsschnittlichen Daten aus anglo-amerikanischen und deutschsprachigen Surveys und kommen zu dem Ergebnis, dass Sportlerinnen in den untersuchten Sportmedien immer noch stark unterrepräsentiert (mit durchschnittlich 15 %) sind. Zudem wird in der Analyse der sprachlichen und visuellen Repräsentation im internationalen Vergleich deutlich, dass überwiegend tradierte und hierarchisierte Geschlechterdifferenzen konstruiert werden, auch wenn in einigen Längsschnittuntersuchungen Auflösungsprozesse der klassischen Geschlechterordnung im Sport erkennbar werden.

Daran anschließend bezieht sich *Thomas Oates* in seinem englischsprachigen Beitrag zu *Racialized Masculinity and Sport Media* neben Geschlecht auf eine weitere Differenzkategorie, auf ‚Race‘ und Ethnizität in den medialen Repräsentationen. Um diese zu veranschaulichen, zeigt der Autor in unterschiedlichen historischen Kontexten auf, wie Männlichkeit in den US-amerikanischen Medien ‚rassifiziert‘ wurde und welche Medientechnologien dabei eine bedeutsame Rolle spielten. Denn, so konstatiert Oates in seinem Beitrag zur sozialen Konstruktion nicht weißer Sportstars in den Medien, die Technologien und Präsentationsstile haben sich zwar über die Jahre geändert, doch weiterhin liegt die Führung der Sportverbände und -organisationen in den Händen weißer Männer.

Rüdiger Heinze vertieft abschließend den Abschnitt mit Ausführungen zu Geschlecht im Sportfilm, indem er die Herausforderung annimmt, die Forschungslücken in der deutschsprachigen Forschung kontrastierend zur angloamerikanischen darzulegen. Seine grundlegenden Ausführungen zu Sport im Film und dem Filmgenre des Sportfilms machen sehr deutlich, dass im deutschsprachigen Raum insbesondere mit Bezug auf den Aspekt Geschlecht noch große Forschungs- und Publikationslücken bestehen. Heinze gibt einige grundlegende Definitionen und zeigt Merkmale konventioneller Sportfilme hinsichtlich Geschlecht und Geschlechterinszenierungen anhand von Filmbeispielen auf.

Im vierten Themenfeld „Race‘ und Ethnizität“ werden relevante Kategorien aus dem vorangehenden Teil theoretisch vertieft und u. a. mit Hilfe von Daten aus dem organisierten Sport belegt. *Mary McDonald* eröffnet in ihrem englischsprachigen Beitrag eine feministische Perspektive auf die nordamerikanischen, intersektionalen Forschungsansätze zu Rassismus und Sexismus im Sport. Anknüpfend an die theoretischen Ansätze der Critical Whiteness betont sie die Bedeutung von Geschlecht und Ethnizität in somatischen Kulturen wie der des Sports. Vor diesem Hintergrund arbeitet sie den sportwissenschaftlichen, feministisch orientierten Forschungsstand in Nordamerika und Europa auf. Sie wirft Schlaglichter auf Forschungsarbeiten des von weißen Männern dominierten Fußballs in England und nimmt dazu die Perspektive nicht weißer, nicht männlicher Fans und Spieler_innen ein. Ergänzend beleuchtet sie die mediale Rezeption eines nordamerikanischen, nicht weißen Frauenbasketballteams, eines Eishockeyspiels und seine maskuline Konnotation in Kanada. Deutlich wird an allen Beispielen, so McDonald in ihren Abschlussgedanken, dass der Sport maßgeblich an der Naturalisierung von Differenzen wie Geschlecht und Ethnizität in westlichen Kulturen beteiligt ist.

Diesen Gedanken fortführend zeigt *Sandra Günter* in ihrem Beitrag postkoloniale Denk- und Deutungsmuster aus der theoretischen Perspektive postkolonialer, feministischer Gender-Theorien auf. Dabei geht es Günter um eine exemplarische Analyse der konstitutiven Denk- und Deutungsmuster des (Leistungs-)Sports. Thematisiert wird die westliche Hegemonie im Sinne einer westlichen Definitions- und Deutungsmacht am Beispiel von als intersexuell kategorisierten Athlet_innen wie z. B. Caster Semenya und Dutee Chand. Deutlich erkennbar wird der hegemoniale Blick einer dominanten Macht- und Wissenshierarchie, die über die Kategorisierung und Normalisierung des von der dualen Geschlechternorm abweichenden, nicht weißen Menschen entscheidet.

Dieses Themenfeld schließen *Steffen Bahlke* und *Christa Kleindienst-Cachay* mit ihren Ausführungen zur Situation von Migrant_innen im organisierten Sport

in Deutschland ab. Sie widmen sich der seit den 1980er Jahren zunehmend beforschten Thematik der Inklusion in den Sport und Integration im und durch den organisierten Sport. Deutlich wird, dass Geschlecht und Ethnizität, aber auch Alter zentrale Determinanten dieses intendierten Prozesses bis in die Gegenwart sind. Sie liefern sehr differenzierte und vielfältige Daten zu Geschlecht, Alter, Migrations-, Glaubens- und Bildungshintergrund bezüglich der Partizipation an unterschiedlichen Organisations- und Bewegungsformen. Auf der Grundlage der dargestellten quantitativen und qualitativen Daten geben Autor und Autorin abschließend Hinweise auf zukünftigen Forschungsbedarf und ungenutzte Integrationspotenziale des Sports für Migrantinnen und Migranten.

Shawn Ledda führt den fünften Themenbereich zu „Geschlecht, Sexualität und Macht“ mit Ausführungen zu Homophobie im Sport ein. Dabei stützt sie sich in ihrem englischsprachigen Beitrag auf die angloamerikanische sportwissenschaftliche Forschung, die sich bereits Anfang der 1980er Jahre dieser Diskriminierungsproblematik zuwandte. Am Beispiel von Lesben und Schwulen im Sport arbeitet sie die intersektionale Verschränkung von Homophobie, Xenophobie, Misogynie, Rassismus, Sexismus, Nationalismus, Klasse und Religion im Sport heraus. Sie unterstreicht in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit das dualistische Denken zu überwinden und gibt abschließend aufschlussreiche Beispiele für *Best Practices* in den unterschiedlichsten Bereichen des organisierten Sports.

In dem Beitrag zu ‚*sexual harassment and abuse*‘ im Sport konzentriert sich *Kari Fasting* auf drei unterschiedliche Verhaltensformen: Die geschlechtliche und sexuelle Diskriminierung, die sexuelle Belästigung und Nötigung sowie den sexuellen Missbrauch/Vergewaltigung im Feld des Sports. Diese Kategorien werden definiert und in den Zusammenhang mit Forschungsergebnissen gebracht. Weiterhin werden psychische und physische Folgen bei den Betroffenen dargestellt und anhand von Theorien erklärt. Sexuelle Diskriminierung, Belästigung und sexueller Missbrauch werden in Bezug auf strukturelle und soziokulturelle Modelle in einem ausgeprägten Muster der Diskriminierung durch Machtmissbrauch, die u. a. auf Vorstellungen einer hegemonialen Männlichkeit basieren, kontextualisiert. Der Beitrag schließt mit möglichen präventiven Maßnahmen, die die Bedeutung einer strikten politischen Gesetzgebung und klaren ethischen Richtlinien im organisierten Sport betonen.

Michael Meuser befasst sich mit der Produktion von Männlichkeiten in der hegemonialen Sportkultur des Fußballs in Deutschland. Sein Forschungsinteresse richtet sich auf Fußballfans und ihre „Inszenierung außeralltäglicher Männlichkeit“. Dabei beleuchtet er die Aspekte männlicher Ordnungsmuster in der Fußballszene, die sich durch inszenierte Provokationen wie Beleidigungen oder

andere symbolische Degradierungen als ein typisches Stilmittel auszeichnet. Weitere Komponenten dieser Selbststilisierung beschreibt der Autor in der signalisierten Gewaltbereitschaft im Hinblick auf Homophobie, Misogynie und Xenophobie. Die Fußballszene wird somit in mehrfacher Hinsicht als Ort der Her- und Darstellung von Männlichkeit beschrieben, die in ihrer Ausprägung außeralltäglich ist und als eine „Strukturübung“ begriffen werden kann. Dennoch sollte, wie auch bei anderen Szeneidentitäten nicht davon ausgegangen werden, dass sie den Alltag der Fans insgesamt bestimmt.

Das sechste Themenfeld „Körper- und Bewegungspraxen“ wird von *Dagmar Dahl* mit der Frage eingeleitet, ob moderne Sportpraktiken mit dem islamischen Körperkonzept überhaupt vereinbar sind. Zentral für das ethische Handeln im Islam, der zweitgrößten Religion nach dem Christentum, ist der Koran als auch die Hadithen, niedergeschrieben vom Propheten Muhammad. In diesen wird der Körper als erhaltenswertes Gut betrachtet, die geistige und leibliche Gesundheit ist deshalb zu pflegen, wozu auch bestimmte Sportpraktiken dienen können. Dahl hebt hervor, dass die mit der sportlichen Betätigung verbundenen Bekleidungsvorschriften, die für Mädchen und Frauen stärker gelten als für Jungen und Männer, keine in diesen Schriften fixierten Gebote, vielmehr als im kulturellen Kontext entstandene Auslegungen zu verstehen sind. So ist das Kopftuchtragen bei Sportaktivitäten nicht ausdrücklich erwähnt, diesbezügliche deutsche Übersetzungen sind also bereits Interpretationen. Weiterhin ist auch die strikte Trennung von Frauen und Männern im Sport nicht gefordert, vielmehr wird die eigenverantwortliche Entscheidung von Musliminnen betont. Deshalb wird von feministischen Musliminnen und muslimischen Gelehrten eine Neuinterpretation der Schriften auf der Basis moderner Werte und Kontexte gefordert.

Der zweite Beitrag in diesem Abschnitt von *Gabriele Sobiech* und *Sebastian Hartung* bezieht sich auf die geschlechtsbezogene Körper- und Rauman eignung in urbanen Räumen. Auf der Basis der Auswertung leitfadengenerierter Interviews mit Skateboardern in Freiburg und auf der Grundlage der Analyse internationaler Studien zu Beobachtungen und Interviewdurchführungen im Feld Skateboards stehen die Aushandlungsprozesse unter Skateboarder_innen im öffentlichen Raum um attraktive *spots* im Fokus. Urbane Räume stellen sich als die ertragreichsten Bühnen für die Darstellung von Risikobereitschaft und Härte, insbesondere auch als Marker für (hegemoniale) Männlichkeit, Virtuosität und Authentizität heraus. Die symbolischen Ordnungssysteme mit ihren Anerkennungspraktiken, vor allem von Stil(können) als ästhetischem Vermögen, bestimmen durch die individuelle Kapitalakkumulation die soziale Positionierung im Feld. Innerhalb dieser Logik werden Frauen(leistungen) kaum anerkannt. Sie

werden häufig als Poser definiert oder als sexualisiertes Beiwerk betrachtet, jedoch nur selten als vollwertige Skaterinnen akzeptiert.

Heidi Hartmann zeigt in ihrem Beitrag auf der Grundlage problemzentrierter, durch einen Leitfaden strukturierter, offener Einzelinterviews mit Amateur- und Profiboxerinnen auf, dass der konstruktive Umgang mit physischen und psychischen Anforderungen zentral für einen positiven Karriereverlauf anzusehen ist. Zum einen sind es psychische Stärke im Kampf, Ehrgeiz, zum anderen eine bis in den Alltag hineinreichende Disziplin und starker Wille, alles Eigenschaften, die auf einen Zusammenhang von Boxengagement und Bildungsweg verweisen. Denn der Zwang zur Problemlösung im Ring, vor allem, wenn diese erfolgreich verläuft, ist nach Aussage der befragten Frauen mit persönlichem Wachstum verbunden. Zugleich potenzieren sich mit diesen Erfolgen, dem wachsenden Interesse der Öffentlichkeit, der Erfolgsdruck und Versagensängste. Frauen müssen eben, wie es eine Boxerin ausdrückt, immer ein bisschen besser und ehrgeiziger als Männer sein, bis sie akzeptiert sind. Die Bewältigung psychischer Belastung durch innere Stärke zeigt Hartmann auch am Beispiel von Regina Halmich auf, der erfolgreichsten Boxerin im Fliegengewicht weltweit.

Der Beitrag von *Ilse Hartmann-Tews* setzt sich mit sportlich aktivem Altern aus der Perspektive der Geschlechterforschung auseinander. Die Untersuchung – drei entweder mit quantitativem oder qualitativem Design miteinander verknüpfte Teilstudien – von 55–75-Jährigen in Köln zu ihren sportiven Praxen ergab eine Präferenz informellen, selbst organisierten Sporttreibens. Danach folgten Turn- und Sportvereine, kommerzielle Einrichtungen sowie Bildungseinrichtungen wie Volkshochschule etc., in denen die Älteren überwiegend in gemischten Gruppen in den angebotenen Sportaktivitäten vor allem die Gemeinschaft suchen. Die Verwobenheit von *doing age* und *doing gender* zeigte sich vor allem bei den hinter den Sportangeboten liegenden Handlungs- und Wertorientierungen der verschiedenen Institutionen. Sowohl die Ausübung von Sportarten als auch Motive des Sporttreibens wurden stereotyp geschlechtsbezogen bewertet: Sportsportarten als männliches Ressort, Gymnastik als weibliches Terrain. Sportlich aktives Altern scheint sich insgesamt für Männer, nicht zuletzt auch aufgrund der Wettbewerbs- und Wettkampforientierung, schwieriger darzustellen als für Frauen.

Das siebte Themenfeld „Differenzsetzungen in Organisation/Institution“ wird eingeleitet von Laura Azzarito. Auf der Grundlage des theoretischen Ansatzes der „Intersektionalität“, der neben die Geschlechtszugehörigkeit auch die Milieu- und ethnische („race“) Zugehörigkeit als normalisierende, regulierende und disziplinierende Kraft, die sich auf den Körper richtet, in den Fokus stellt, analysiert

die Autorin die Körperleistungsstrategien junger Menschen. Dieses „Embodiment“ wird als kultureller Prozess betrachtet, der bewusst oder unbewusst die Identität junger Menschen formt. Formgeber sind vor allem (virtuelle) Medien, die den weißen schlanken Frauenkörper als Ideal darstellen und stereotype Bilder über körperliche und sportliche Fähigkeiten von Mädchen und Jungen vermitteln, die als heimlicher Lehrplan in den Sportunterricht (hier bezogen auf die USA) einfließen. Schwarze Mädchen erscheinen in diesem Kontext implizit als die Anderen, als die Ausgeschlossenen. Weiterhin wird aufgrund kultureller Konstruktionen unterstellt, dass schwarze Jungen oder auch solche mit westindischem Hintergrund erfolgreich in bestimmten Sportaktivitäten (Basketball oder Leichtathletik) sind, aber dafür kaum akademische Fähigkeiten aufweisen. Umgekehrt sind Jungen mit asiatischem Migrationshintergrund als wenig männlich und unsportlich konzipiert, gelten aber zugleich als aufmerksame Schüler. Deshalb, so Azzarito, sollte Sportunterricht auf der Basis kritischer Analysen durchgeführt werden, um die stereotypen Körperkonstruktionen zu überwinden.

Der Beitrag von *Petra Gieß-Stüber* und *Gabriele Sobiech* setzt sich mit der Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen im bundesdeutschen Schulsport und Sportunterricht auseinander. Eine Ursache wird zum einen in den hierarchisierten Geschlechterdifferenzen im organisierten Sport gesehen, nach denen der von Jungen und Männern betriebene Sport nach wie vor als Norm gilt und der immer noch maßgeblichen Einfluss auf Normen und Regeln des praktizierten Sports in der Schule hat. Zum anderen lassen sich in curricularen Vorgaben in Bildungs- und Lehrplänen als auch in pädagogisch-didaktischen Konzepten geschlechterdifferente Zuschreibungen finden, die als Ausdruck der ‚Geschlechtsnatur‘ und nicht als Ausdruck eines kulturellen Systems gedeutet werden. Auch Sportlehrkräfte entwickeln im Laufe von Studium, Ausbildung und Beruf Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die eher zu einer Verfestigung traditioneller Geschlechterbilder beitragen. Diese Ergebnisse aus deutschen Studien werden durch internationale Untersuchungen von Schulsport- und Sportunterrichtssettings bestätigt. Ergänzend wird in letzteren nicht nur auf Geschlechterdifferenzen, vielmehr insbesondere auf die Verflechtungen von Geschlechts-, ‚race‘- und Milieuzugehörigkeit Bezug genommen, um multiple und widersprüchliche Praktiken in den Blick nehmen und stereotype Zuschreibungen verändern zu können.

Der Beitrag von *Heike Tiemann* geht der Frage nach, welche sozialen Konstruktionen in der Verknüpfung der Kategorien Geschlecht und Behinderung im Handlungsfeld Sport einflussreich sind. Exemplarisch werden Verflechtungen von Behinderung und Geschlecht an den Paralympics aufgezeigt, die bereits im Vorfeld sehr viel weniger mediales Interesse auf sich ziehen als die vorab

stattfindenden Olympischen Spiele. Dies bedeutete lange Jahre geringere Gewinnprämien und weniger Sponsoren für die Athlet_innen. Auch die Qualität der Berichterstattung differiert bis in die Gegenwart erheblich, denn der Betroffenheitsdiskurs, der statt der Berichterstattung über Spitzensport und sportliche Leistungsfähigkeit gepflegt wird, betont die jeweilige Behinderung der Athlet_innen, die mangelnde Leistungsfähigkeit und die damit verbundenen Zuschreibungen. Athletinnen mit Behinderung sind zudem häufiger Mehrfachdiskriminierungen ausgesetzt: Werden sie außerhalb des Sports im Wesentlichen nicht als Frauen vielmehr als Behinderte wahrgenommen, erscheinen sie zum Teil innerhalb des Wettkampfsports, z. B. im Schwimm- oder Skisport, als Sexualobjekte. D. h. sie erhalten anonyme Briefe von so genannten „Deformationsfetischisten“ oder werden in Internetforen zur Schau gestellt.

Silke Sinning und *Annette Hofmann* beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der quantitativen und qualitativen Partizipation von Trainerinnen im Hochleistungssport. Die Anzahl von Trainerinnen in den verschiedenen Sportarten lässt sich allerdings durch die Ausdifferenzierung in unterschiedliche Alters- oder Gewichtsklassen sowie in Teildisziplinen mit unterschiedlichen Wettkampfstrukturen kaum präzise bestimmen. Zudem existieren seit Ende der 1990er Jahren wenig übergreifende wissenschaftliche Studien zur Thematik. Die Unterrepräsentanz von Trainerinnen, die in diesen Studien betont wird – in den Jahren 1993/94 sind unter 120 Bundestrainer_innen nur sechs Frauen, also 5 %, zu finden –, wird auch in internationalen Veröffentlichungen vor allem aus dem amerikanischen Raum ersichtlich. Bei der Analyse qualitativer Aspekte heben die Autorinnen hervor, dass die strukturellen Bedingungen der Sportorganisationen insofern als frauenfeindlich bezeichnet werden müssen, als Frauen häufig erst gar nicht die Chance erhalten, ein Team zu trainieren – ihre sportlichen Fähigkeiten gelten pauschal als nicht ausreichend – oder von bestimmten Machtpositionen oder Arbeitsplätzen – auf unteren Leistungsebenen erhalten sie ein geringeres Gehalt als Männer – von vornherein ausgeschlossen werden. Traditionelle Geschlechterbilder sind also häufig der Grund dafür, dass das Berufsfeld Trainerin nicht konsequent präzisiert und gefördert wird.

Literatur

- Abraham, Anke. 1986. *Identitätsprobleme in der rhythmischen Sportgymnastik: eine Untersuchung zur Auswirkung sportartspezifischer Identitätskonstitutionen auf die Identitätsfindung nach Beendigung der leistungssportlichen Laufbahn*. Schorndorf: Hofmann.

- Bourdieu, Pierre. 2005. *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dördelmann, Ruth und Ellen Supinski. 1991. Unser Weg zur Selbstbestimmung. Frauen-Selbstverteidigung & Frauen-Sport Münster e. V. In *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*, Hrsg. Birgit Palzkill, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, 133–143. München: Frauenoffensive.
- Günter, Sandra. 2005. *Geschlechterkonstruktion im Sport. Eine historische Untersuchung der nationalen und regionalen Turn- und Sportbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Cuvillier.
- Günter, Sandra. 2015. The unforgivable transgression. A discourse analysis of a transgressive aesthetic of performance and display in high competitive sports. *Sport in Society*. Taylor & Francis. <http://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/17430437.2015.1073943>. Zugegriffen: 15. Jan. 2016.
- Hartmann-Tews, Ilse. 2003. Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport: Neue Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Hrsg. Ilse Hartmann-Tews, Petra Gieß-Stüber, Marie-Luise Klein, Christa Kleindienst-Cachay und Karen Petry, 13–27. Opladen: Leske + Budrich.
- Hirschauer, Stefan. 1989. Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18 (2): 100–118.
- Hirschauer, Stefan. 1994. Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46 (4): 668–692.
- Hirschauer, Stefan. 2008. Körper macht Wissen – Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, (Teil 2) Hrsg. Karl-Siegbert Rehberg, 974–984. Frankfurt a. M.: Campus.
- Klein, Gabriele. 1992. *FrauenKörperTanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes*. Weinheim: Beltz.
- Krais, Beate. 2001. Die feministische Debatte und die Soziologie Pierre Bourdieus: Eine Wahlverwandtschaft. In *Soziale Verortung der Geschlechter*, Hrsg. Gudrun Knapp und Angelika Wetterer, 317–338. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kröner, Sabine. 1992. Frauenforschung in der Sportwissenschaft der Bundesrepublik Deutschland. Historischer Rückblick und Bestandsaufnahme. In *Frauenräume. Körper und Identität im Sport*, Hrsg. Sabine Kröner und Gertrud Pfister. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kugelman, Claudia. 2001. Koedukation im Sportunterricht oder: Mädchen und Jungen gemeinsam in Spiel, Sport und Bewegung unterrichten. In *Neues Taschenbuch des Sportunterrichts. Grundlagen und pädagogische Orientierungen*, Hrsg. Werner Günzel und Ralf Laging, 297–322. Hohengehren: Schneider.
- Lutz, Helma und Kathy Davis. 2005. Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In *Biographieforschung im Diskurs*, Hrsg. Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal, 229–247. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lutz, Helma, Herrera Vivar, Maria Teresa und Linda Supik, Hrsg. 2010. *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Palzkill, Birgit. 1990. *Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport*. Bielefeld: AJZ.
- Palzkill, Birgit. 1991. Was hat sexuelle Gewalt mit Sport(abstinenz) zu tun? Körper- und Bewegungsentwicklung in Gewaltverhältnissen. In *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*, Hrsg. Birgit Palzkill, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, S. 62–74. München: Frauenoffensive.
- Palzkill, Birgit, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, Hrsg. 1991. *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*. München: Frauenoffensive.
- Palzkill, Birgit und Michael Klein. 1998. *Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Sport: Pilotstudie im Auftr. d. Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen*. Düsseldorf: Ministerium.
- Parsons, Talcott. 1942. Age and Sex in the Social Structure of the United States. *American Sociological Review* 7:604–616.
- Pfister, Gertrud. 1980. *Frau und Sport*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rose, Lotte. 1991. *Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen*. Weinheim: Beltz.
- Scheffel, Heidi. 1996. *Mädchensport und Koedukation: Aspekte einer feministischen Sportpraxis*. Butzbach-Griedel: Afra.
- Schmidt, Doris. 1991. „Schöner – Schlanker – Straffer“. Überlegungen zu Gesundheit und Fitness. In *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*, Hrsg. Birgit Palzkill, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, 75–85. München: Frauenoffensive.
- Schmerbitz, Helmut und Wolfgang Seidensticker. 1997. Sportunterricht und Jungenarbeit. *Sportpädagogik* 46 (6): 25–37.
- Sobiech, Gabriele. 1994. *Grenzüberschreitungen. Körperstrategien von Frauen in modernen Gesellschaften*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sobiech, Gabriele. 2010. Gender als Schlüsselqualifikation von (Sport-)Lehrkräften. In *Handbuch Schulsport*, Hrsg. Norbert Fessler, Albrecht Hummel und Günter Stibbe 554–569. Schorndorf: Hofmann.
- Sobiech, Gabriele. 2011. Die „Logik der Praxis“: Zur Herstellung einer kompetenten Mitgliedschaft im Frauenfußball. *Spectrum der Sportwissenschaften* 23 (2): 41–69.
- Sobiech, Gabriele. 2013. Ein- und Ausgrenzungen: Intersektionale Verflechtungen von Geschlecht in Sport und Sportwissenschaft. Jahrestagung der dvs-Kommission Geschlechterforschung im Rahmen des 21. dvs-Hochschultages. <http://www.sportwissenschaft.de/index.php?id=tagungen2013>.
- Ulmer, Regine. 1991. Auf die Dauer hilft nur...? Krafttraining für Frauen. In *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*, Hrsg. Birgit Palzkill, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, 154–163. München: Frauenoffensive.
- Winker, Gabriele und Nina Degele. 2009. *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.

Über die Autoren

Prof. Dr. Gabriele Sobiech is a professor for sociology of sport and gender studies at the University of Education in Freiburg, Germany. Her main emphases in teaching and researching are: sociology of the body and sport, heterogeneity in unequal social circumstances, body-, movement- and space-acquisition. G. Sobiech is also a speaker of the committee of gender-research in the German organization of Sport science (dvs) and the German delegate of the International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW).

Prof. Dr. Sandra Günter is Professor of Sociology and History of Sports at the Leibniz University of Hannover. Her primary areas of research are social construction of gender in sports, theory of ethnicity, inequality and postcolonial studies. Her qualitative social research is focused on dispositive and discourse analysis. She teaches: Sport sociology, sociology of the body, 'Gender Studies' and qualitative social methods.

Teil II

Historische Entwicklungen

100 Jahre Frauen im Sport. Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven

Gertrud Pfister

1 Einleitung

Heute beteiligen sich Mädchen und Frauen an allen olympischen Sportarten vom Skispringen zum Hammerwerfen, vom Boxen zum Gewichtheben und von der rhythmischen Sportgymnastik zum Synchronschwimmen. Dies ist nicht selbstverständlich. Die Integration der Frauen in den Sport ist das Ergebnis langer Entwicklungen und Auseinandersetzungen. Vor 100 Jahren war das ‚schwache Geschlecht‘ von anstrengenden Disziplinen ausgeschlossen und Wettbewerbe in ‚Frauensportarten‘ gab es nicht. An den Olympischen Spielen 1896 durften Frauen nicht teilnehmen, 1908 waren sie nur zum Bogenschießen, 1912 zum Tennis, Wasserspringen und Schwimmen zugelassen (Pfister 2000).

Die Sportbeteiligung beider Geschlechter spiegelt die Geschlechterordnung, d. h. die Chancen und Begrenzungen von Frauen und Männern in verschiedenen historischen Perioden, wider. Dabei sind die sportliche Aktivitäten und die Weise, wie, wo und in welchem Kontext sie präsentiert werden, immer auch eine Präsentation des Geschlechts (doing gender) der Beteiligten.

Sport basiert aber nicht nur auf den gegebenen Geschlechterarrangements, er kann auch Anlass zur Entwicklung neuer Geschlechterideale und -praktiken bieten. So waren Skilaufen und Tennis Sportarten, denen sich die ‚Neue Frau‘ der 1920er Jahre verschrieb, und wer heute *up to date* sein will, nimmt an Cross-Fit-Wettbewerben teil. Allerdings bedeutet die Zulassung von Frauen zu einer Sportart nicht unbedingt, dass sie sich Akzeptanz in einer Männerdomäne

G. Pfister (✉)

University of Copenhagen, Copenhagen, Denmark

E-Mail: gpfister@nexs.ku.dk

gesichert haben, weil dieselbe Aktivität, beispielsweise Boxen, anders bewertet wird, je nach dem ob sie von Männern oder von Frauen ausgeübt wird. In zahlreichen Disziplinen, z. B. im Fußball, können Frauen nur einen Bruchteil des Einkommens der Männer erzielen und einige der lukrativsten Sportwettkämpfe wie z. B. Autorennen sind nach wie vor Männern vorbehalten. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, dass die Kultur und/oder die wirtschaftliche Situation in vielen Regionen der Welt Mädchen und Frauen von zahlreichen Aktivitäten, so auch von Sport und Spiel, ausschließen.

Der Weg der Frauen zur Integration in den Sport war lang und der folgende Überblick über die Geschichte des Frauensports in Deutschland beschreibt seine Entwicklung in Abhängigkeit von der jeweiligen Gesellschafts- und Geschlechterordnung. Ziel dieses Beitrags ist es auch, die Selbstverständlichkeit von geschlechtsbezogenen Hierarchien zu verflüssigen und auf die historische Bedingtheit der gegenwärtigen *gender arrangements* und *gender gaps* im Sport aufmerksam zu machen.

2 Sport und Geschlecht – soziale Konstruktionen

Frauen beteiligten sich seit je her an vielen (Wett)Kämpfen, Spielen und ‚sportlichen‘ Übungen, die von den Männern ihres Kulturkreises in unterschiedlichen Kontexten und mit unterschiedlichen Zielen betrieben wurden. Es gab aber auch Bewegungsaktivitäten, z. B. Tänze, an denen sich ausschließlich Frauen beteiligten (Pfister 2004). Dabei können dieselben Aktivitäten abhängig vom Kontext unterschiedliche Bedeutung haben. Laufen kann beispielsweise auf die Imitation des kosmischen Kreislaufes oder auch auf die Einstellung des 100-m-Weltrekords zielen. Die zentrale Bedeutung von Wettkämpfen und der Vergleich abstrakter, von Körper, Raum und Zeit unabhängiger Bestmarken sind typisch für den modernen Sport nach anglo-amerikanischem Muster (Guttmann 1978).

Wie die Körperideale und -praktiken sind auch die Geschlechterkonstruktionen von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und kulturellen Deutungsmustern abhängig.

(Duden 1991; Jaggar und Bordo 1992). Die kollektiven Deutungen und Bedeutungen von Körper, Bewegung und Geschlecht prägen die individuellen körperlichen Erfahrungen, Gefühle und Interpretationen der Menschen. Die gesellschaftlichen Diskurse gravieren ihre Spuren in den Körper ein und bestimmen Körperwahrnehmung und -aneignung. Nicht die Natur, sondern die Kultur

hat unsere Annahmen und Urteile über ‚richtiges‘ Aussehen und Verhalten, über die Bedeutung körperlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten und auch über die sportliche Leistungen beider Geschlechter geprägt.

3 Bewegungskulturen und Bewegungserziehung – erste Konzepte

Im Kontext der Aufklärung, der gesellschaftlichen Veränderungen, der politischen Umbrüche und der Napoleonischen Kriege (1792–1815) entstanden die ersten systematischen Konzepte der ‚Leibeserziehung‘ in Europa. Bahnbrechend waren die Veröffentlichungen von Johann Friedrich Christoph GutsMuths (1759–1839), der in der Tradition der Philanthropen Knaben zu tüchtigen Männern erziehen wollte. Mädchen kommen in der ‚Bibel‘ der Leibeserzieher „Gymnastik für die Jugend“, nicht vor. Das gilt auch für die „Deutsche Turnkunst“ von Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), der die körperlichen Ertüchtigung junger Männer anstrebte, um militärische und politische Ziele zu erreichen: die Befreiung Preußens von der französischen Besatzung und Gründung eines deutschen Nationalstaates. Zur gleichen Zeit entwickelte Per Henrik Ling (1776–1839) in Stockholm die „Schwedische Gymnastik“, die ebenfalls die Gesundheit und Fitness von Soldaten zu verbessern versprach. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand zudem in England der moderne Sport, dessen Wurzeln Wettbewerbe im Rudern und im Pferdesport, sowie das an den *public schools* betriebene Fußballspiel waren. Im Gegensatz zum Turnen und zur Gymnastik fokussiert der Sport auf den Prinzipien des Wettkampfs und des Rekords, der Leistungen abstrahiert und damit unabhängig von Zeit und Ort vergleichbar macht. Die Adressaten der genannten Bewegungskulturen waren ausschließlich Jungen und Männer, nicht zuletzt, weil sie auf die Ertüchtigung von Soldaten und die Erziehung brauchbarer Bürger zielten (Pfister 2003).

Trotz der Gleichheitsideale der Aufklärung wurden erste Forderungen nach der Gleichstellung von Mann und Frau nicht erfüllt, im Gegenteil: Die Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozesse nach der Jahrhundertwende führten u. a. zu einer Trennung von Erwerbsarbeit und Familienleben und damit auch zu einer Zementierung der geschlechtstypischen Arbeitsteilung. Männer waren nicht nur für die meisten Berufe, sondern auch für politische Ämter, Frauen für Haushalt und Kinderbetreuung zuständig. Erwerbstätig waren nur Frauen aus unteren Schichten, nicht zuletzt, weil ihr Lohn das Überleben der Familie sicherte. Legitimiert wurde die geschlechtstypische Aufgabenteilung mit den imaginierten

körperlichen und intellektuellen Fähigkeiten und Charaktermerkmalen beider Geschlechter (Gerhard 1989; Frevert 1997; Hausen 2013).

Zudem schränkten die Normen der Sittlichkeit und Schicklichkeit sowie die Kleidung die Lebens- und Bewegungsräume der bürgerlichen Mädchen und Frauen stark ein. ‚Anständige‘ junge Damen waren nicht alleine unterwegs und wenn sie – in Begleitung – ausgingen, trugen sie lange Röcke und ein Korsett, das die weiblichen Formen, vor allem den Busen und die schlanke Taille, betonte (Ober 2005). Attraktivität und Weiblichkeit waren besonders für die Frauen des gehobenen Bürgertums wichtig, weil sie nach ihrem Aussehen und Auftreten bewertet wurden.

4 Die Entwicklung des Mädchenturnens – ein Weg mit Stolpersteinen

Gymnastik und Turnen waren von Männern für Knaben und junge Männer entwickelt worden. Erst in den 1830er Jahren wagten es einige Turnlehrer, Turnkurse für Mädchen anzubieten mit dem Versprechen, die Gesundheit und Haltung der Mädchen zu verbessern und damit ihre Chancen auf dem Heiratsmarkt zu erhöhen. In einer Zeit der militärischen Bedrohungen sollte die Gesundheit der Frauen zudem die Gesundheit und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes gewährleisten, denn „Starke werden nur von Starken geboren“ (Pfister 1982).

Trotz seines Gesundheitsversprechens und der einfachen Übungen war das Mädchenturnen bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert das Thema intensiver Debatten von Ärzten und Turnlehrern. Sie wiesen auf zahlreiche Defizite des weiblichen Körpers hin und warnten vor Übungen, die die Bestimmung der Frau nicht berücksichtigten (z. B. Kloss 1862; Pfister und Langenfeld 1980). Beim Turnen an feststehenden Geräten galt die Regel: Kopf hoch, Beine unten und geschlossen. Verpönt war das Springen, weil die Landung die weiblichen Sexualorgane aus ihrer Lage zu bringen schien. Noch 1897 wird in der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ (S. 698) konstatiert, dass das Mädchenturnen vom Spreizen der Beine, von Umschwüngen am Reck, vom Voltigieren und von vielen anderen Übungen gänzlich frei bleiben müsse. Als harmlos galten vor allem Frei- und Ordnungsübungen sowie die Turnreigen. Freiübungen sind gymnastische Übungen ohne Geräte; sie wurden häufig mit exerzierähnlichen Ordnungsübungen kombiniert und mit Musikbegleitung als Reigen ausgeführt. Turnreigen gehörten insbesondere zum Programm von Turnvorführungen, bei denen die

Mädchen ihre Leistungen einem ausgesuchten Publikum präsentierten (Pfister und Langenfeld 1980).

Weitere Bedenken gegen das Mädchenturnen waren Beeinträchtigungen von Schönheit und Anmut, z. B. durch sichtbare Muskeln sowie sittliche Gefährdungen, wie sie z. B. bei der Beteiligung an Turnfesten vermutet wurden. Schließlich war auch die Meinung verbreitet, dass das Turnen Emanzipierte, Amazonen und Mannweiber heranbilden würde. Die Widerstände gegen das Mädchenturnen zielten letztlich darauf, die bestehende Geschlechterordnung zu verteidigen. In einer Erklärung der deutschen Bischöfe heißt es beispielsweise: „Es wäre tief zu bedauern, wenn die Körperübungen beim weiblichen Geschlecht in solchem Umfang gepflegt würden, dass dadurch (...) [eine] Verminderung der Liebe zum stillen häuslichen Wirken eintreten würde“ (Deutsche Turnzeitung für Frauen 16, 1914, S. 30). Nicht nur die Weiblichkeitsideale, sondern auch die Kleidung beschränkte die Bewegungsmöglichkeiten der Turnerinnen und damit auch die die Auswahl der Übungen entscheidend. Geturnt wurde im langen Rock und einer langärmeligen Bluse, manchmal wurde sogar ein Korsett getragen. Daher kritisierten Experten (und die wenigen Expertinnen) immer wieder den Bewegungsmangel der „höheren Töchter“ und forderten – oft allerdings vergeblich – eine entscheidende Verbesserung des Mädchenturnens (z. B. Angerstein 1870).

5 Die Jahrhundertwende – eine Umbruchphase

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Deutschland zu einer der bedeutendsten Industrienationen Europas. Der wachsende Bedarf an Arbeitskräften und die Herausbildung neuer Berufszweige förderten die Berufstätigkeit von Frauen aus mittleren und höheren Schichten, die – vor der Heirat – in die standesgemäßen Angestelltenberufe drängten. Mit den sozialen und ökonomischen Veränderungen gewannen berufstätige Frauen allmählich gesellschaftliche Anerkennung. 1908 wurden Frauen in Preußen zum Studium und in den 1920er Jahren dann auch zu akademischen Berufen zugelassen. Frauenbildung und -erwerbstätigkeit ließen traditionelle Normen und Ideale als überholt erscheinen. Die ersten Versuche zu einer Befreiung des Körpers (Kleidungsreformen, Nacktkörperkultur) setzten sich zwar noch nicht allgemein durch, kündigten aber eine Veränderung der Wert-, Denk- und Orientierungsmuster an. Die Forderung ‚radikaler‘ Frauen nach politischer Gleichberechtigung stieß allerdings (noch) auf wenig Akzeptanz (Gerhard 1989; Frevert 1997).

Während Frauen in einigen exklusiven Sportarten, wie z. B. im Tennis, beim Golf oder beim Reiten im Damensattel, akzeptiert waren, hatten sie in vielen anderen Disziplinen mit Vorurteilen und Widerständen zu kämpfen: In konservativen Kreisen galten Sportlerinnen als ‚Emanzen‘, die aus einer Laune heraus ihre Gesundheit und ihren guten Ruf aufs Spiel setzten. Die Presse nannte daher in einem Bericht über das erste Damensportfest in Berlin (1904) nur die Vornamen der Teilnehmerinnen, weil „wir es trotz des zweifelhaften Unternehmens mit anständigen Damen zu tun haben, deren Familien es unmöglich angenehm sein kann, wenn ihre Namen in dem Bericht öffentlich genannt werden“ (Pfister 1980, S. 244).

Neue und für Frauen besonders attraktive Sportarten waren Radfahren und Rudern. In beiden Sportarten konnten Frauen schon bald an Wettbewerben teilnehmen. Frauenradrennen wurden von der Radfahrindustrie als Werbung betrachtet und zunächst gefördert. Als sich das Radfahren zunehmend in der deutschen Bevölkerung verbreitete, wurden die Damenradrennen abgeschafft (Kuhn 1995). Auch im Rudern hatten die Frauen anfänglich an Rennen teilgenommen, wurden dann aber auf das Wanderrudern oder das Stilrudern - bei dem es auf die exakte Ausführung der Bewegungen ankam - verwiesen, weil Wettkämpfe im Rudern das ‚schwache Geschlecht‘ zu überfordern schienen (Hutmacher 2010).

Trotz zahlreicher Widerstände erbrachten Frauen in vielen Sportarten herausragende Leistungen, 1900 nahmen Sportlerinnen sogar an Olympischen Spielen teil, obwohl Pierre de Coubertin zeit seines Lebens die Ansicht vertrat, dass es die Aufgabe des ‚schwachen Geschlechts‘ sein sollte, die Sieger zu bekränzen. Trotzdem waren 1894 zwei Frauen außer Konkurrenz und unbeachtet von den Organisatoren die Marathonstrecke gelaufen. Die Olympischen Spiele 1900 wurden von den französischen Sportverbänden organisiert, die Wettbewerbe für Frauen in den Modesportarten Tennis- und Golf ausrichteten. Zudem konnten sich Frauen auch an vielen anderen Wettkämpfen, vom Segeln und Reiten bis zum Ballonfahren, beteiligen, weil das Geschlecht der Teilnehmer_innen nicht festgelegt war. In dieser Hinsicht waren die Spiele in Paris eine Ausnahme (Pfister 2013).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Frauen in vielen der neuen Sportarten geduldet, von Wettbewerben waren sie aber in der Regel ausgeschlossen. Zudem waren Sportlerinnen durch lange Röcke und Korsetts handicapt. Die Radfahrerinnen waren die ersten, die geteilte Röcke oder sogar Pumphosen anzogen, nicht zuletzt, um Unfälle zu vermeiden. Frauen in anderen Sportarten folgten diesem Trend, der sich schon vor dem 1. Weltkrieg durchgesetzte.

Während die Beteiligung an Sportaktivitäten u. a. aufgrund der anfallenden Kosten ein Privileg der Mittel- und Oberschichten war, war das Turnen auch für Frauen aus dem Kleinbürgertum erschwinglich. Die Ende des 19. Jahrhunderts

gegründete Arbeiterturn- und Sportbewegung (ATSB) bot Frauen aus der Arbeiterklasse die Möglichkeit zu turnen oder Sport zu betreiben. Der ATSB hatte politische Ziele, die Durchsetzung des Sozialismus, und richtete sich an klassenbewusste Arbeiter und Arbeiterinnen. Frauen galten als Mitstreiterinnen im Klassenkampf, wurden aber trotzdem vonseiten der männlichen Turngenossen mit vielen Vorurteilen konfrontiert (Pfister 1983).

6 Frauen und Sport in der Weimarer Republik

Die militärische Niederlage im 1. Weltkrieg und die gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen im ersten Drittel des 20. Jahrhundert veränderten die Lebensbedingungen beider Geschlechter entscheidend. Frauen erhielten jetzt die vollen staatsbürgerlichen Rechte, blieben aber in vieler Hinsicht, in der Politik, im Familienleben und im Beruf, vom Mann als dem Familienoberhaupt und/oder dem Chef abhängig. Während der ökonomischen Krisen zu Beginn und am Ende der 1920er Jahre nahm die Zahl erwerbstätiger Frauen zu, nicht nur weil sie zum Lebensunterhalt ihrer Familien beitragen mussten, sondern auch, weil sie als billige Arbeitskräfte gefragt waren. Allerdings war der Verdienst in den typischen Frauenberufen gering und Frauen mussten in vielen Berufen, z. B. als Sekretärin oder Verkäuferin, Weiblichkeit und Attraktivität ausstrahlen, um sich und ihre Waren besser verkaufen zu können (Frevert 1997). Gleichzeitig verbreiteten sich vor allem im Film und in Hochglanzillustrierten neue Frauenideale: Die ‚Neue Frau‘ war selbstbewusst, emanzipiert und erfolgreich, nicht nur im Beruf, sondern auch in der Liebe und im Sport (Soden und Schmidt 1988). Prototypen der ‚Neuen Frau‘ waren die Pilotin Amelia Earhart, die Tennisspielerin Suzanne Lenglen oder die Tänzerin und Skifahrerin Leni Riefenstahl, die als Filmemache rin berühmt wurde. Ihnen eiferten junge Frauen im Aussehen, im Auftreten und auch in der Wahl der Sportarten nach.

In den 1920er Jahren kam es zu einer rasanten Verbreitung von ‚Leibesübungen‘ aller Art. Die Mitgliederzahlen in Turn- und Sportvereinen nahmen auf rund 5 Mio. zu; noch mehr aber wuchs die Zahl der Menschen, die sich ohne Vereinsbindung beim Wandern, Radfahren, Skilaufen oder Schwimmen erholten. Der Boom im Freizeitsportbereich hatte eine Entsprechung im Leistungssport, der jetzt Millionen Leser_innen oder Zuschauer_innen in seinen Bann zog. Die Zeitungen griffen die Begeisterung für den Sport auf und verstärkten sie durch zunehmend fachkundige Berichte. Trotz zahlreicher kritischer Stimmen war der Sport zur Weltreligion des 20. Jahrhunderts geworden, eine Religion, die auch für Frauen, vor allem für junge Frauen aus den Mittelschichten, zunehmend attraktiv

und aufgrund der sich wandelnden gesellschaftlichen Normen auch zugänglich wurde (Pfister 1980, S. 125).

Trotz der Beliebtheit des *Sportgirl*' war der Frauensport nicht unumstritten, wobei es vor allem um die Frage der geeigneten Sportarten und um die Zulassung zum Leistungssport ging. Einer der Streitpunkte war die Beteiligung von Frauen an Wettkämpfen, die den Körper und das Wesen der Sportlerinnen zu verändern und ihre ‚Weiblichkeit‘ zu gefährden schienen.

Die einflussreichsten Gegner des Frauensports war eine Gruppe von Ärzten, die den Leistungssportlerinnen schwerwiegende körperliche Schädigungen, u. a. eine Uterusverlagerung oder eine Verengung des Beckens und damit den Verlust der Gebärfähigkeit prophezeiten. Zudem sei „der Kampf ... der Natur des Weibes ... wesensfremd“. Athletinnen seien „widernatürliche Monstren“, die nicht nur ihre Anmut, sondern auch ihre Gebärfähigkeit aufs Spiel setzten (Karl Ritter von Halt, zit. n. Kühn 1926, S. 193).

Misogynie und Sexismus in Sport und Gesellschaft können als Reaktionen auf die Veränderungsprozesse und Krisen in den 1920er Jahre interpretiert werden, wobei vor allem das Eindringen der Frauen in ‚männliche Domänen‘ Verunsicherungen und/oder Widerstände hervorriefen. Die kritischen Stimmen konnten allerdings den Aufschwung des Frauensports nicht verhindern, nicht zuletzt, weil sich Sportlerinnen und Expertinnen, u. a. zahlreiche Ärztinnen, sich in die Diskussionen über Frauen und Sport einmischten und das Sporttreiben von Frauen befürworteten. So organisierten Turnlehrerinnen, unterstützt vom Bund Deutscher Frauenvereine, Tagungen (z. B. 1925 und 1929), auf denen Argumente für den Frauensport vorgetragen und viele Vorurteile widerlegt wurden. Dabei spielten Ärztinnen eine besonders wichtige Rolle, weil sie die Behauptung, dass Sporttreiben die Gesundheit von Frauen gefährde, aufgrund von Untersuchungen und eigener Erfahrungen entkräften konnten (Pfister 1980). Einige progressive Sportlerinnen sahen im Sport sogar ein Mittel, das Selbstbewusstsein der Frauen zu stärken, den Mythos der weiblichen Schwäche zu widerlegen und damit Dogmen der patriarchalen Gesellschaft zu erschüttern (Pfister und Langenfeld 1982).

Im Gegensatz zu bürgerlichen Verbänden suchte die Arbeiter-Turn- und Sportbewegung die Mitbestimmung der weiblichen Mitglieder durch eine Frauenquote in entscheidenden Gremien abzusichern. Zudem wurde eine Zeitschrift – die „Freie Turnerin“, später „Bundesgenossin“ – herausgegeben, die nicht nur fachliche sondern auch politische Beiträge enthielt. Trotzdem waren Frauen auch in der Arbeitersportbewegung das ‚andere Geschlecht‘, das nicht nur mit Vorurteilen konfrontiert, sondern auch aufgrund schwieriger Lebensbedingungen (Familienarbeit, geringer Lohn, Arbeitslosigkeit) marginalisiert war (Block 1987).

7 Olympische Spiele und Frauenweltspiele

Mit dem Aufschwung des Frauensports veränderte sich das Frauenprogramm bei den Olympischen Spielen. Während 1904 nur 8 Bogenschützinnen an den Spielen in St. Louis teilnahmen, traten 1908 in London 42 Frauen zum Eislauf, Bogenschießen und Tennis an. 1912 wurden Frauen zu Turnvorführungen und Schwimmwettbewerben zugelassen. In den 1920er Jahren entzündeten sich Auseinandersetzungen sich vor allem an der Leichtathletik. Als das IOC sich weigerte, Leichtathletikwettbewerbe das Olympische Frauen-Programm aufzunehmen, gründete der Französische Frauensportverband eine internationale Frauensportorganisation, die seit 1922 in vierjährigem Rhythmus bis 1934 Frauenweltspiele ausrichtete. Auf Druck dieses Verbandes ließ das IOC 1928 Frauen zum ersten Mal zu Leichtathletikwettbewerben zu. Die Leichtathletik-Wettkämpfe gerieten allerdings ins Schussfeld der Kritik, als sich 1928 zwei Läuferinnen nach dem 800-Meter-Lauf erschöpft zu Boden sinken ließen. Dies wurde zum Anlass genommen, Frauen Ausdauerleistungsfähigkeit abzusprechen. Zwar konnte der IOC-Präsident Baillet-Latour seinen Vorschlag, Frauen nur zu ästhetischen Sportarten zuzulassen, nicht durchsetzen, der 800-Meter-Lauf wurde aber bis 1960 vom Olympischen Frauenprogramm gestrichen. Noch in den 50er Jahren gab es im IOC Diskussionen über den Ausschluss der Frauen von den Olympischen Spielen (Pfister 2000).

8 Frauensport in der NS-Zeit

Viele Entwicklungen der Weimarer Republik wurden durch die Gleichschaltung von Sport und Gesellschaft im Nationalsozialismus abgebrochen. Zwar wiesen Ideologie und Politik der Nationalsozialisten dem Sport einen neuen Stellenwert zu und zwar in Form der politischen, d. h. auf eine Indoktrinierung und Ertüchtigung des Volkes ausgerichteten, Leibeserziehung. Die Aufwertung des Körpers und des Sports waren aber mit einer Funktionalisierung und Instrumentalisierung verbunden. Gleichzeitig erreichte die geschlechtsbezogene Polarisierung der Leibesübungen einen neuen Höhepunkt, zumindest in der NS-Ideologie, die eine Trennung der Geschlechter im Sport forderte, weil Mädchen auf die Mutterschaft, Jungen auf den Militärdienst vorbereitet werden sollten (u. a. Czech 1994). Die neuen Machthaber versuchten, Ziele und Inhalte des Sports zu bestimmen und den organisierten Sport zu vereinnahmen, ohne alle Bereiche und Praxisfelder des Sports in gleicher Weise zu erreichen. Vor allem im unorganisierten Freizeitsport

gab es Freiräume, die beiden Geschlechtern eine Distanz zu den Machthabern erlaubten. Im Sportsystem der Nationalsozialisten (einschließlich der Hitlerjugend) spielten die Leibesübungen des weiblichen Geschlechts nur eine sekundäre Rolle. Trotz der generellen Aufwertung der Leibesübungen konnte sich der Frauensport aufgrund der misogynen Frauenideologie der Nationalsozialisten nicht frei entfalten.

9 Frauensport nach 1945 – Entwicklung und Perspektiven

Obwohl das Grundgesetz der Bundesrepublik die Gleichberechtigung von Mann und Frau festschreibt, erwiesen sich die konkreten Benachteiligungen von Frauen sowie die traditionellen Geschlechter- und Familienleitbilder als resistent. Vor allem in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit in den 50er Jahren erlebten die geschlechtsbezogene Aufgabenteilung und die sie legitimierende Theorie von den unterschiedlichen Wesensmerkmalen der Geschlechter einen neuen Höhepunkt. Die Devise war jetzt wieder: Frauen zurück an den Herd (Pfister und Langenfeld [1982](#)).

Der öffentliche Diskurs über den Frauensport wurde zudem von einem Neuauflage der „Polaritätstheorie“ beeinflusst, die jetzt u. a. vom niederländischen Psychologen Buytendijk mit Argumenten der Phänomenologie verteidigt wurde. Danach waren Frauen aufgrund ihrer angeblich fließenden und runden Bewegungen und ihres kindlichen Wesens nur für Aufgaben und auch für bestimmte Leibesübungen, u. a. Gymnastik, Tanz oder Eislauf, geeignet. Übungen, die Kraft, Mut und Ausdauer erforderten, sowie Wettkämpfe galten dagegen als unweiblich und gesundheitsgefährdend.

Diese stereotypen Vorstellungen über Weiblichkeit und Sport hatten vielfältige Konsequenzen: Sie bestimmten z. B. die Lehrpläne des Turnunterrichts, der als langweilig galt und daher bei vielen Schülerinnen nicht beliebt war. Weiblichkeitsstereotype lieferten in den 1950er und 1960er Jahren auch die Argumente, Frauen von vielen Sportarten beispielsweise vom Fußballspielen auszuschließen, obwohl es in Deutschland bereits professionelle Frauenfußballteams gab (Pfister [2012](#)). Aufgrund der konservativen Frauenideale und der restriktiven Frauensportpolitik der Sportverbände verwundert es nicht, dass das Sportengagement der Frauen relativ gering war: In den 1950er Jahren waren nur etwa 10 % der Sportvereinsmitglieder weiblich.

Der Arbeitskräftemangel als Folge des konjunkturellen Aufschwungs der 60er Jahre veränderte Ziele und Strategien in der Frauen- und Familienpolitik

grundlegend. Die Frauen waren Arbeitsmarktreserven und wurden jetzt durch eine gezielte Werbung mobilisiert. Zudem gingen entscheidende Impulse im Kampf um die Gleichberechtigung beider Geschlechter von der Neuen Frauenbewegung aus, die sich Ende der 60er Jahre in Kontext der ‚Studentenbewegung‘ entwickelt hatte. Sie trug vor allem durch Informationen, Aufklärung und Aktionen entscheidend zu einer Verbesserung der Situation der Frau bei. In den letzten Jahrzehnten nahm – in Deutschland und den westlichen Industrieländern – die Zahl Sport treibender Frauen weiter zu und Athletinnen können heute zu allen Disziplinen antreten. Allerdings besteht im Hinblick auf Verdienstmöglichkeiten, Macht und Einfluss im Sport immer noch ein *gender gap*, der mit gezielten Maßnahmen von Frauen und Männern überwunden werden muss.

Literatur

- Angerstein, Wilhelm. 1870. *Das deutsche Turnen: Theorie und Praxis für Turnlehrer, Vorturner und alle Freunde geregelter Leibes-Uebungen*. Köln: DuMont Schauberg.
- Block, Sigrid. 1987. *Frauen und Mädchen in der Arbeitersportbewegung*. Münster: Lit. Verlag.
- Czech, Manuela. 1994. *Frauen und Sport im nationalsozialistischen Deutschland*. Berlin: Tischer.
- Deutsche Turnzeitung für Frauen. 1914. *Zeitschrift zur Förderung des gesamten weiblichen Turnwesens. Organ für die Frauen-Turn-, Spiel- und Sport-Vereinigungen*. Bd. 16. Krefeld: Verlag von Gustav Hohns.
- Duden, Barbara. 1991. *The woman beneath the skin: A doctor's patients in eighteenth-century Germany*. Cambridge: Harvard University Press.
- Frevert, Ute. 1997. *Women in German history: From bourgeois emancipation to sexual liberation*. Oxford: Berg.
- Gerhard, Ute. 1989. *Verhältnisse und Verhinderungen: Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jh.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Guttmann, Allen. 1978. *From ritual to record: The nature of modern sports*. New York: Columbia University Press.
- Hausen, Karin. 2013. *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hutmacher, Anne. 2010. Die Entwicklung des Frauenruderns in Deutschland. Diss. Köln.
- Jaggard, Alison M. und Susan R. Bordo. 1992. *Gender, body, knowledge: feminist reconstructions of being and knowing*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Kloss, Moritz. 1862. *Das Turnen in den Spielen der Mädchen*. Dresden: Schönfeld.
- Kühn, W. 1926. Wohin führt der Weg? Eine kritische Betrachtung zur Frauensportbewegung. *Leibesübungen* 8:193–196.
- Kuhn, Heike. 1995. *Vom Korsett zum Stahlroß. Zur Entstehung des Frauenradsports in Deutschland*. St. Augustin: Academia-Verlag.

- Ober, Patricia. 2005. *Der Frauen neue Kleider. Das Reformkleid und die Konstruktion des modernen Frauenkörpers*. Berlin: Schiler.
- Organ für die Frauen-Turn-, Spiel- und Sport-Vereinigungen. 1914. *Deutsche Turnzeitung für Frauen. Zeitschrift zur Förderung des gesamten weiblichen Turnwesens*, Bd. 16. Krefeld: Verlag von Gustav Hohns.
- Pfister, Gertrud. 1980. *Frau und Sport. Frühe Texte*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Pfister, Gertrud und Hans Langenfeld. 1980. Die Leibesübungen für das weibliche Geschlecht – ein Mittel zur Emanzipation der Frau? In *Geschichte der Leibesübungen*, Hrsg. Horst Ueberhorst, Bd. 3, Nr. 1, 485–521. Berlin: Bartels & Wernitz.
- Pfister, Gertrud. 1982. „Starke werden nur von Starken geboren“ – Die Spielbewegung und die körperliche Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts. In *Spielbewegung – Bewegungsspiel. 100 Jahre Gossler'scher Spielerlass*, Hrsg. Gerd Steins, 59–66. Berlin: Forum für Sportgeschichte.
- Pfister, Gertrud und Hans Langenfeld. 1982. Vom Frauenturnen zum modernen Sport – Die Entwicklung der Leibesübungen der Frauen und Mädchen seit dem Ersten Weltkrieg. In *Geschichte der Leibesübungen*, Hrsg. Horst Ueberhorst, Bd. 3, Nr. 2, 977–1008. Berlin: Bartels & Wernitz.
- Pfister, Gertrud. 1983. Die Frauen in der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung. Arbeitersport in Deutschland 1893–1933. In *Arbeitersport in Deutschland 1893–1933*, Hrsg. Diethelm Blecking, 35–42. Köln: Prometh.
- Pfister, Gertrud. 2000. Women and the Olympic games. In *Women in sport*, Hrsg. Barbara Drinkwater, 3–19. Oxford: Blackwell.
- Pfister, Gertrud. 2003. Cultural confrontations: German turnen, Swedish gymnastics and English sport. *Sport in Society* 6 (1): 61–91.
- Pfister, Gertrud. 2004. The role of women in traditional games and sports. In *Games of the past – sports for the future? Globalisation, diversification, transformation*, Hrsg. Gertrud Pfister, 144–155. Sankt Augustin: Academia.
- Pfister, Gertrud. 2012. Frauen-Fußball-Geschichte(n). In *Auf den Spuren des Frauen- und Mädchenfußballs*, Hrsg. Silke Sinning, 14–47. Weinheim: Juventa Verlag.
- Pfister, Gertrud. 2013. Die „außerordentlichen“ Spiele: methodologische Überlegungen. In *Olympia als Bildungs Idee: Beiträge zur olympischen Geschichte und Pädagogik*, Hrsg. Annette Hofmann und Michael Krüger, 135–156. Wiesbaden: Springer VS.
- Pfister, Gertrud. 2013. Developments and current issues in gender and sport from a european perspective. In *Gender relations in sport*, Hrsg. E. A. Roper, 63–181. Rotterdam: Sense Publishers.
- Soden, Kristine und Maruta Schmidt. 1988. *Neue Frauen: die zwanziger Jahre*. Berlin: Elefanten Press.

Über die Autorin

Prof. Dr. Gertrud Pfister Sport historical developments in Germany, Europe and in the USA.

Women and sport in various time periods and regions; Sport and gender.

Einblicke in die Geschichte des Frauenskispringens

Annette R. Hofmann

1 Einleitung

Die ersten Weltmeisterschaften im Frauenskispringen wurden 2009 ausgetragen und bei den Olympischen Spielen 2014 in Sotschi konnte diese Sportart ihr olympisches Debüt feiern. Mit Ausnahme der Nordischen Kombination war es die letzte Sportart, die im olympischen Sportartenkanon für Frauen gefehlt hatte.¹ Im deutschsprachigen Raum hat das Frauenskispringen mittlerweile in den Sportberichterstattungen seinen Platz gefunden. Allerdings wird nur selten der zähe und langwierige Kampf erwähnt, dem diese Sportart ausgesetzt war, bis sie sich international auch auf der olympischen Ebene etablieren konnte.

Verfolgt man den öffentlichen Diskurs um das Frauenskispringen von den Anfängen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zu den Bemühungen olympisch zu werden, wird deutlich, dass selbst im 21. Jahrhundert Geschlechterdiskriminierungen im Sport noch nicht von der Bildfläche verschwunden sind. Die Entwicklungen im Frauenskispringen lassen sich sehr gut vor dem Hintergrund der von McDonagh und Pappano (2008) aufgeführten Barrieren zur Erreichung der Geschlechtergleichstellung im Sport aufzeigen. In ihrer Publikation *Playing with the Boys* schreiben die amerikanischen Autorinnen, dass Sport ein System darstellt, in dem noch immer der männliche Körper als übergeordnet gilt. Ihrer Meinung nach ist das zentrale Problem des organisierten Sports, dass er

¹Hier gibt es bereits erste Trainingslehrgänge und kleinere Wettkämpfe. Es ist damit zu rechnen, dass für diese Sportart in Kürze ein internationales Wettkampfwesen aufgebaut wird.

A.R. Hofmann (✉)

Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, Ludwigsburg, Deutschland

E-Mail: nettehof@ph-ludwigsburg.de

auf historischen Mythen beruht. Insbesondere durch den Mythos des körperlich schwachen, weiblichen Geschlechts existiert ein geschlechtergetrenntes (Wettkampf-)System, das Frauen zunächst die Partizipation in vielen Sportarten erschwert hat und die ihnen häufig erst nach langjährigen und langwierigen Machtkämpfen zugestanden wurde. Hierzu gibt es aus nahezu jeder Sportart Beispiele.

Nach McDonagh und Pappano beruht der organisatorische Sport auf drei Annahmen, die sie als die „three Is“ bezeichnen, deren Ursprung im 19. Jahrhundert liegen: 1) *Female inferiority*: dies umfasst die Minderwertigkeit von Frauen im Vergleich zu den Männern; 2) *Injury*: Mädchen und Frauen müssen beim Sporttreiben und im Wettkampf vor Verletzungen geschützt werden und 3) *immorality*: dies bezieht sich zum einen darauf, dass bestimmte sportliche Bewegungen historisch betrachtet für Frauen als unmoralisch galten und zum anderen darauf, dass es unmoralisch sei die sportlichen Leistungen von Frauen direkt mit denen der Männer zu vergleichen. Der vorliegende Beitrag zeigt auf, dass sich diese „three Is“ auch durch die Geschichte des Frauenskispringens ziehen.

2 Vorbehalte gegen das Frauenskispringen

In einem ersten Schritt soll ausgeführt werden, mit welchen Hindernissen Frauen auf ihrem zähen Weg nach Olympia konfrontiert und mit welchen Argumenten sie zunächst vom Skispringen ausgeschlossen wurden.

2.1 Gesundheitliche Argumente

Schlagkräftige Argumente waren vor allem medizinische Vorwände, die den Frauen den Weg auf diese hohen Schanzen verwehrten. Dies ist nicht neu. Der allgemeine medizinische Diskurs des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis lange ins 20. Jahrhunderts war begleitet von der Annahme, dass die Teilnahme von Mädchen und Frauen an sportlichen Aktivitäten zu „gesundheitlichen und sittlichen Gefährdungen, physischer und psychischer Vermännlichung“ komme (zit. n. Pfister 1980, S. 17). Auch vor einer damit verbundenen Emanzipation wurde gewarnt. Von zahlreichen Ärzten wurde die Meinung vertreten, dass Frauen mit einer begrenzten Menge an Energie geboren seien und dass die reproduktiven Funktionen von Pubertät, Menstruation und vor allem der Geburt eines Kindes eine bedeutsame Menge dieser Energiereserven benötigten. Da die wesentliche Funktion der Frau durch die Mutterschaft bestimmt war, musste sie, um

ihre reproduktive Bestimmung zu erfüllen, ihre Energie erhalten. Zudem wurde befürchtet, dass sich durch körperliche Aktivität die Gebärmutter verschiebe, was bei den Frauen zur Unfruchtbarkeit führen könne. Dies bedeutete den Verzicht auf ‚unnötige‘ Belastungen wie harte körperliche Aktivitäten, aber auch auf höhere Bildung.

Dementsprechend wurde vor allem die Landung beim Skispringen für Frauen als sehr gefährlich erachtet. Ein typisches Beispiel ist die Aussage des Vorsitzenden des Allgemeinen Österreichischen Skiverbandes, Dr. Gustav Klein-Doppler, aus den 1920er Jahren:

Der Sprunglauf scheint dem weiblichen Organismus nicht zuträglich zu sein, was sich vielleicht physiologisch aus der verschiedenartigen Konstruktion des Geschlechts erklären ließe [...] Derzeit besteht jedoch kein Bedürfnis und keine Veranlassung, Sprungkonkurrenzen für Damen ins Leben zu rufen, und es wäre dies wegen der ungeklärten medizinischen Frage der Zuträglichkeit des Skisprunglaufs für den weiblichen Organismus auch ein sehr gewagtes Experiment, von dem entschieden abzuraten ist (Klein-Doppler und Peege 1926, S. 16).

Aber auch Frauen selbst stellten das Skispringen in Frage, so Christel Cranz, Olympiasiegerin von 1936 und die in den 1930er Jahren erfolgreichste alpine deutsche Skiläuferin. Obwohl Cranz in ihrer Jugend viel und gerne Ski gesprungen war, bezeichnete sie Lang- und Sprunglauf als „athletische Leistungen, [...] zu denen viel Kraft und Ausdauer gehören, mehr als Frauen hergeben können ohne sich zu schaden“. Zudem konstatierte sie ein fehlendes Interesse: „Es wird sicher keinem vernünftigen Sportmädels einfallen, sich auf Marathonläufe oder Boxen zu verlegen, und so ist bei uns Skiläuferinnen auch für Lang- und Sprunglauf kein Interesse vorhanden“ (zit. n. Martinelli 2008, S. 137).

Medizinisch begründeten Argumente mit Bezug auf die angebliche Schwäche des weiblichen Körpers spielten bis in die jüngste Vergangenheit eine Rolle. Beispielsweise vertrat der FIS-Präsident Gian-Franco Kasper in den 1990ern (heute übrigens ein Befürworter) die Meinung, dass der Uterus bei der Landung platzen könnte. Noch 2005 verkündete er, dass er sich nicht sicher sei, ob Springen die richtige Sportart für den weiblichen Körper sei.

Don't forget, it's like jumping down from, let's say, about two meters on the ground about a thousand times a year, which seems not to be appropriate for ladies from a medical point of view (North Country Public Radio, 14. 11. 2005).

Kasper fand mit seiner Kritik am Frauenskispringen Unterstützung bei einigen seiner Verbandskollegen. 2004 äußerte sich zum Beispiel Torbjørn Yggeseeth,

norwegisches FIS-Mitglied und damaliger FIS Verantwortlicher für das Skispringen, zu dem ersten offiziellen norwegischen Frauenwettbewerb: „Half of them jump whereas the other half is doing something similar to sledding“. Yggeseeth untersagte den „little girls“ zudem ein Testspringen auf einer Skischanze in Norwegen mit einem „critical point“ von 185 m durchzuführen. Laut Yggeseeth sorgte sich die FIS um die Gesundheit der Athletinnen; sie könnten stürzen und sich dabei verletzen; sie sollten sich doch mit kleineren Schanzen zufrieden geben (Von der Lippe 2005).

Bei all diesen Aussagen handelt es sich durchweg um Mutmaßungen von Funktionären. Die Frage, woher diese ihr Wissen über die angeblichen gesundheitlichen Auswirkungen durch das Skispringen auf den Frauenkörper beziehen, bleibt unbeantwortet. Es liegen derzeit keine wissenschaftlichen Studien hierzu vor (Schwameder 2008). Die angeblichen Gefahren für die Reproduktionsorgane bei der Landung könnten auch auf Männer übertragen werden, denn deren Geschlechtsorgane werden nicht vom Becken geschützt.²

2.2 Fehlende Kraft und Körperbeherrschung

Über diese medizinischen Bedenken hinaus haben Interviews mit deutschen Wettbewerbsorganisatoren, Funktionären und auch Zuschauern gezeigt, dass diese zum Teil – zumindest bis vor zehn Jahren – die Meinung vertreten, Frauen besäßen auch nicht die Kraft und die Körperbeherrschung zum Skispringen (Hofmann und Preuß 2005). Letzteres ist umso mehr zu hinterfragen, seit sich mit dem Aufkommen des V-Stils im Skispringen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre das Skispringen so verändert hat, dass zunehmend schlanke und leichtgewichtige Athleten erfolgreich sind (Pfister 2007). Müller et al. (2006) zeigen auf, dass durch die Vorteile eines geringen Körpergewichts und die geringere Bedeutung der Sprungkraft Skispringerinnen zur „real competitive threat“ für männliche Konkurrenten werden könnten.

²Heute wird das Frauenskispringen von Diskussionen um Knieverletzungen begleitet, deren Anzahl angeblich höher ist als die bei den Männern (Informationen von Marit Nybelius, internationale Kampfrichterin im Skispringen).

3 Die Anfänge im Frauenskispringen vom 19. bis zum 20. Jahrhundert

Die bereits mit dem 19. Jahrhundert geäußerten Vorbehalte gegen das Skispringen von Frauen haben sich also zum Teil bis in die jüngste Zeit erhalten. Trotz dieser Vorbehalte fand diese Sportart schon ab den 1860er Jahren, erst in Europa und dann auch in Nordamerika, erste Anhängerinnen. Beschäftigt man sich mit der Genese des Frauenskispringens, muss eine internationale Perspektive eingenommen werden, da viele Entwicklungen in verschiedenen Ländern parallel und in Zusammenarbeit mit den Akteuren und Akteurinnen in dieser Sportart in Gang gesetzt wurden.

Eine der ältesten bekannten Quellen stammt aus Norwegen, der Wiege des Skilaufs. 1863 nahm Ingrid Olsdatter Vestby im norwegischen Trysil an einem Skisprungwettbewerb teil (Berg 1998). Um die Jahrhundertwende wurden auch Frauenwettkämpfe organisiert, aber kaum einer fand in den örtlichen Zeitungen Erwähnung. Viele Reporter empfanden das Frauenskispringen als „undamenhaft“ und „unmoralisch“ und die Springerinnen beschrieben sie als „unattraktiv“ (Berg 1998, S. 64). Dennoch ließen sich die Frauen nicht vom Skispringen abhalten. Besonders die österreichische Gräfin Paula Lamberg aus Kitzbühel erlangte einen gewissen Bekanntheitsgrad (Hofmann 2012a).

Eine hervorragende Skispringerin ist Gräfin Lamberg aus Kitzbühel. Bei den Skiwettkämpfen (...) gelang es dieser Dame, die eine eifrige, leidenschaftliche Skiläuferin ist, zwei gestandene Sprünge von 24 und 23 m Weite in ausgezeichneter Haltung auszuführen. Sprünge von dieser Weite sind auch für einen Mann hervorragend. Begreiflicherweise ist der Skisprung für Damen ein seltener und, genau betrachtet, nicht gerade empfehlenswerter Sport. Man sieht bei der Frau lieber schön abgerundete Bewegungen, mit Entfaltung von Eleganz und Grazie, wie zum Beispiel beim Kunstlauf auf dem Eise oder beim Lawn-Tennis-Spiel. Dagegen möchte man athletische Sportübungen von der Frau vermieden sehen. Diese Kraftentfaltung ist aber beim Springen auf Schneeschuhen der Fall, und es wirkt sicherlich nicht sehr erfreulich und ästhetisch, zu sehen, wie eine Vertreterin des schönen Geschlechts beim Springen vom Skihügel zu Fall kommt, sich überschlägt und mit zerzausten Haaren in einer Schneewolke zu Tal gleitet (Illustrierte Sportzeitung, 19. Oktober 1910, S. 305).

Da Paula Lamberg keine Konkurrentinnen hatte, sprang sie bei verschiedenen Veranstaltungen zwischen Kitzbühel und dem Arlberg zusammen mit Männern und sorgte für Aufsehen. Obwohl sie immer wieder weitere Resultate als diese aufwies, startete sie außer Konkurrenz. In den offiziellen Berichten wurde ihr Stil bewundert und ihre Weiten wurden angeführt. Ein Höhepunkt der Skisprungkarriere der Gräfin ist sicherlich im Februar 1913 zu sehen als Prinzessin Viktoria von

Preußen, die Schwester des Kaisers, an einem ihrer Sprungwettbewerbe anwesend war. Dieser Besuch und die Berichte über das sportliche Engagement der Gräfin spiegeln die Akzeptanz ihrer Person wider. Obwohl im oben aufgeführten Zitat das Skispringen für Frauen kritisch gesehen wurde, bleibt Paula Lamberg davon ausgenommen, was vermutlich auf ihre Herkunft zurückzuführen ist und darauf, dass ihre Familie wesentlich zum Aufbau des Fremdenverkehrs in Kitzbühel beigetragen hat. Der Ruf Paula Lambergs ging bis nach Norwegen, wo man sie als die „Schwebende Gräfin“ bezeichnete (Hofmann 2012a).³

Dies war ein großes Lob aus dem Land, das als die Wiege des Skisports gilt. Hier findet man in den 1930er Jahren auch die ersten ‚Stars‘ im Frauenskispringen, die sich international und vor allem auch interkontinental einen Namen gemacht haben. Zu erwähnen sind Hilda Braskerud und Johanne Kolstad. Letztere ging als Sensationsspringerin mehrmals auf Amerikatournee.⁴ In den USA erlangte sie auch den Namen „Queen of the Skis“, nicht zuletzt deshalb, da sie dort 1938 ihren Weltrekord von 72 m in New Hampshire sprang (Hofmann 2012b).⁵ Dieser wurde erst 1972 von ihrer Landsfrau Anita Wold mit einem Sprung von über 80 m übertrumpft. Die 100-Meter-Marke wurde 1981 von der Finnin Tiina Lethola mit einem Sprung von 110 m überboten (Vertinsky et al. 2009).

Auch in den schneereichen Regionen Nordamerikas konnte man vor über 100 Jahren Skispringerinnen finden. Die früheste bekannte Springerin war Saddle Gibson aus dem Staat Wisconsin, die 1904 mit einem Sprung von 14 m in der Presse erwähnt wurde. Vor allem in Jahren zwischen 1920 bis 1940 gab es in den USA und Kanada zahlreiche ‚Winter Carnivals‘, bei denen es auch Sprungwettbewerbe für Frauen gab (Hofmann 2011).⁶

³*Kitzbüheler Anzeiger* 21. Dezember 1963. Nach 1913 sind keine weiteren skispringerischen Aktivitäten der Gräfin mehr bekannt, sie betätigte sich aber in anderen sportlichen Feldern erfolgreich. Sie wurde als Skifahrerin, Tennisspielerin, Bob- und Autorennfahrerin bekannt. Zudem war sie Mitbegründerin des Kitzbühler Sport Clubs. 1927 verunglückte sie bei einem Autorennen tödlich (siehe ausführlich Hofmann 2012a).

⁴Auch in England, London, trat sie bei einem Winterevent in einer Skihalle auf (Hofmann 2012b).

⁵Detaillierte Informationen sind in Hofmann (2012b) zu finden.

⁶Es ist aus Platzgründen nicht möglich auf alle Länder und ihre frühen Skispringerinnen einzugehen. Die ausgewählten Beispiele sollen verdeutlichen, dass es in verschiedenen Ländern schon im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert aktive Anhängerinnen dieser Sportart gab. Ingrid Wicken (2015) hat zum Beispiel zu den frühen nordamerikanischen Skispringerinnen einen umfassenden Artikel verfasst. Bis heute wird zum Beispiel in Steamboat Springs, Colorado, der Bea Kirby Wettbewerb ausgetragen, benannt nach einer lokalen Skispringerin aus den 1940er Jahren (Hofmann 2010).

Der für das Frauenskispringen verantwortliche Durchbruch in der Gegenwart ist in den 1990er Jahren anzusetzen. Hierbei hat die Österreicherin Eva Gansster eine zentrale Rolle gespielt. Bei den Olympischen Spielen 1994 in Lillehammer war sie Vorspringerin. Darüber hinaus war sie die erste Frau, der es offiziell gestattet wurde, von einer Skiflugschanze zu springen. Aber es waren insbesondere auch Väter von Skispringerinnen in Schweden, Deutschland, Österreich und USA, die sich stark für den Aufbau eines internationalen Wettkampfwesens einsetzten und so den Sport voran bringen konnten (Nybelius et al. 2015).

4 Die Internationalisierung des Frauenskispringen ab den 1990er Jahre

In den 1990er Jahren wurde, insbesondere mit der Einführung eines internationalen Wettkampfwesens durch die FIS (Fédération International de Ski), der Grundstein für die weitere Entwicklung des Frauenskispringens gelegt, durch die Nationalmannschaften in verschiedenen Ländern entstanden (Hofmann und Preuss 2005).⁷

1998 nahmen dann siebzehn Skispringerinnen sieben verschiedener Nationen an einem ersten offiziell von der FIS anerkannten Frauensprungwettbewerb von der HS-90 Schanze während der Junioren-Weltmeisterschaften in St. Moritz teil. 2004 wurde die erste von der FIS anerkannte Weltmeisterschaft für Juniorinnen durchgeführt. An der ersten offiziellen ‚Frauen‘-Weltmeisterschaft im tschechischen Liberec im Februar 2009 sprangen 36 Teilnehmerinnen aus 13 Nationen. Aufgrund schlechter Wetterbedingungen musste der Anlauf – angeblich aus Sicherheitsgründen – gekürzt werden. Als Folge blieben die gesprungenen Weiten hinter den Erwartungen zurück. Kritiker des Frauenskispringens stellten nun – wie schon häufig zuvor – die Technik der Frauen infrage. Die Amerikanerin Lindsey Van gewann mit Weiten von 89 und 97,5 m vor der Deutschen Ulrike Grässler und Anette Sagen aus Norwegen Gold (Vertinsky et al. 2009).

⁷1999 machte Österreich den Start, gefolgt von Japan und Norwegen im Jahr darauf. In Deutschland wurde 2005 die Frauennationalmannschaft ins Leben gerufen (Hofmann und Preuß 2005).

4.1 Ausschluss der Skispringerinnen aus den Olympischen Spielen in Vancouver

Nach der erfolgreichen Durchführung der ersten Weltmeisterschaft 2009 stand nur noch die Aufnahme des Frauenskispringens in das olympische Programm an. Zu diesem Zeitpunkt war es die letzte Sportart für Frauen, die von den Olympischen Winterspielen ausgeschlossen war. Anträge, Frauenskispringen für die Olympischen Spiele 2010 aufzunehmen, hatte das IOC am 28. November 2006, also schon drei Jahre vor der ersten Skiweltmeisterschaft, mit der Begründung, dass die technische Entwicklung des Frauenskispringens noch nicht genügend fortgeschritten und die internationale Verbreitung noch zu gering sei, abgelehnt.

Nach der offiziellen Juniorinnen-Weltmeisterschaft 2004 und der ersten Frauen Weltmeisterschaft 2009 stiegen die Hoffnungen der Skispringerinnen, doch noch bei den Olympischen Spielen 2010 zu starten. Diese basierten nicht zuletzt auf der IOC-Vorschrift von 1996, dass jede Sportart, die nach 1991 zu den Olympischen Spielen hinzugefügt wurde, auch einen Frauenwettkampf nachweisen muss. Diese IOC-Regelung erwies sich allerdings nicht für das Frauenskispringen als relevant, da Skispringen seit den ersten Olympischen Winterspielen 1924 Bestandteil des olympischen Programms für Männer ist. Das Frauenskispringen musste andere IOC-Auflagen erfüllen: Für die Aufnahme einer Disziplin in die Olympischen Winterspiele bedeutete dies, dass sie in mindestens 35 Ländern und auf drei Kontinenten ausgeführt und bereits zwei Weltmeisterschaften durchgeführt sein sollten (Vertinsky et al. 2009). Die Juniorinnen-Weltmeisterschaft wurde vom IOC nicht anerkannt.

Ein weiteres Ausschlussargument des IOC war, dass es noch nicht genügend Sportlerinnen gäbe, die die Aufnahme des Frauenskispringens ins olympische Programm rechtfertige. Eine klare Angabe zu den genauen Zahlen fehlte. Laut Vertinsky et al. (2009) gab es zu diesem Zeitpunkt schon über 100 Weltklasse-Skispringerinnen aus 16 Nationen auf drei Kontinenten. Andere Sportarten hingegen wie Snowboard Cross, Bobfahren und Ski Cross, die in weniger Ländern vertreten waren und weniger aktive Sportlerinnen aufwiesen, wurden in die Olympischen Spiele aufgenommen.

Bis ein Jahr vor den Spielen von Vancouver gab es von unterschiedlichen Akteuren Bemühungen, die sich auf die Aufnahme des Frauenskispringens richteten. Selbst einzelne kanadische Politikerinnen und Politiker und Medien setzten sich dafür unter Bezugnahme auf Kanadas Rechts- und Freiheitscharta und deren Bestimmungen hinsichtlich der Geschlechtergleichstellung ein (Globe and Mail 24. Februar 2008). Aber ebenso wenig wie diese Unterstützung half eine Petition,

die 9000 Menschen aus sechs Kontinenten unterschrieben hatten.⁸ IOC-Präsident Jacques Rogge wich von seinem Kurs nicht ab. Eine Aufnahme in die Olympischen Spiele 2010 würde seiner Meinung nach bedeuten: „dilute the medals given to others“ (ESPN 28.2.2008). Er betonte ausdrücklich, dass es sich hier nicht um eine Geschlechterdiskriminierung handle und er keine Zweifel habe, dass der Sport in der Zukunft olympischen Status erlangen werde:

(...) this is not discrimination [...] This is just the respect of essential technical rules that say to become an Olympic sport, a sport must be widely practiced around the world [...] and have a big appeal. This is not the case for women's ski jumping so there is no discrimination whatsoever (zit. n. Vertinsky et al. 2015, S. 102).

Daraufhin entschied sich eine Gruppe 15 internationaler Skispringerinnen, darunter auch zwei Deutsche, rechtliche Schritte gegen das Organisationskomitee der Olympischen Spiele in Vancouver (VANOC) einzuleiten. Maßgeblich unterstützt von Deedee Corradini, Bürgermeisterin von Salt Lake City während der Olympischen Winterspiele 2002 und Vorsitzende von *Women Ski Jumping USA*, klagte die Gruppe vor dem Supreme Court of British Columbia für eine Aufnahme in das olympische Programm 2010 (Vertinsky et al. 2009, 2015).

Eine solche Klage gegen VANOC, eine vom kanadischen Staat unterstützte und durch Steuergelder mitfinanzierte Organisation, war möglich, da VANOC der *Canadian Charter of Rights and Freedoms*, die Diskriminierungen untersagt, unterlag. Es wurde argumentiert, dass rund 580 Mio. CAD\$ kanadischer Steuergelder für den Bau olympischer Einrichtungen eingesetzt würden, Einrichtungen, die nicht gleichberechtigt für beide Geschlechter zugänglich sein sollten (Vertinsky et al. 2009). Corradinis Forderung lautete: „If the men are going to jump then women have to jump. And if the women aren't going to jump then the men can't either“, zu Deutsch: Entweder springen alle oder keiner (Berkes 2008).

Im April 2009 kam es zu einer einwöchigen Gerichtsverhandlung in Vancouver. Nach drei langen Monaten der Anspannung verkündete Richterin Fenlon, auf der die ‚Skispringerinnen Community‘ ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte, dass ihrer Meinung nach der Ausschluss der Frauen von den Olympischen Spielen 2010 zwar eindeutig eine Geschlechterdiskriminierung darstelle, dass die Entscheidung allerdings alleine das IOC zu treffen habe, da man die *Canadian Charter of Rights and Freedoms* in diesem Falle nicht heran ziehen könne.⁹ Auch die

⁸Siehe Schreiben an den kanadischen Senat vom 29. April 2009.

⁹Vgl. schriftliche Version des Urteils vom 10. Juli 2009 des Supreme Court of British Columbia.

daraufhin eingereichte Berufung war erfolglos. Im November 2009 begründeten die Richter_innen auf 26 Seiten ihre Entscheidung. Ein Hauptargument war, dass

VANOC simply does not have the power to determine what events are included in the 2010 Olympic programme (...) the Charter cannot be so broadly construed as to include policies or practices that no Canadian government has jurisdiction to enact or change.¹⁰

Selbst die in der Zwischenzeit verfassten Bittbriefe der Klägerinnen an den damaligen IOC-Präsidenten waren erfolglos. Rogge bekundete zwar sein Verständnis, machte ihnen aber für die kommenden Winterspiele keine Hoffnungen. Dafür kündigte er die Aufnahme des Skispringens für Mädchen bei den Youth Olympics an.¹¹ Dies wurde auch bei den ersten Olympischen Jugendspielen 2012 in Innsbruck umgesetzt.

5 Weitere Entwicklungen bis zu den Olympischen Winterspielen 2014

Wenn es 2010 auch nicht zu einer Aufnahme des Frauenskispringens in das Olympische Programm kam, waren dennoch kleine Fortschritte in der Anerkennung dieser Sportart zu erkennen. 2011 trug Norwegen die zweite Weltmeisterschaft am legendären Holmenkollen in Oslo aus. Diesen Wettbewerb benötigten die Springerinnen als Voraussetzung für Olympia. Am 6. April 2011 war es dann endlich soweit. Das Exekutive Komitee des IOC verkündete, dass Frauenskispringen bei den Olympischen Winterspielen 2014 in Sotschi aufgenommen werden sollte (Vertinsky et al. 2015).

Ab diesem Zeitpunkt ging es bergauf mit der Internationalisierung und Anerkennung dieser Sportart. Neben der Zusage des IOC wurde von der FIS der Ladies World Cup 2012 als eine neue Wettkampfsreihe eingeführt. Zudem wurde mit einem geschlechtergemischten Mannschaftswettbewerb auch eine neue

¹⁰Vgl. die Begründung der Ablehnung des Court of Appeal for British Columbia im Fall *Sagen v. Vancouver Organizing Committee for the 2010 Olympic and Paralympic Winter Games*, 20. November 2009, S. 25.

¹¹Vgl. Schreiben von Jacques Rogge an die Klägerinnen vom 4. September 2009.

Wettkampfform – mit jeweils zwei Frauen und zwei Männern – gefunden, die auch bei den Weltmeisterschaften 2013 umgesetzt wurde. Diese neue Wettbewerbsform führte dazu, dass nun alle Skisprungnationen auch ihre Springerinnen förderten, um im Kampf um Medaillen mithalten zu können. Nach dem Durchbruch von 2014 ist davon auszugehen, dass bei den Winterspielen 2018 in Pyeongchang das IOC auch diesen Wettkampf umsetzen wird (Nybelius et al. 2015).

Am Ende dieses erfolgreichen Aufschwungs im Skispringen der Frauen in den Jahren 2012–2014 standen die Olympischen Winterspiele 2014 in Sotchi. 30 Springerinnen nahmen an dem Wettbewerb teil, den die Deutsche Carina Vogt vor der Österreicherin Daniela Iraschko-Stolz und der Französin Coline Mattel gewann.

6 Resümee

Wie aufgezeigt muss auch im 21. Jahrhundert der Diskurs um Geschlechtergerechtigkeit im Sport noch geführt werden. Durch männliche Machtstrukturen, wie sie besonders in internationalen Sportorganisationen vorherrschen, wird Frauen noch immer der Zugang zu manchen Sportarten erschwert wie am Beispiel des Frauenskispringens verdeutlicht wurde. Was das Skifliegen angeht, so scheint es bis zur uneingeschränkten Teilnahme von Frauen noch ein weiter Weg sein.

McDonagh und Pappanos Theorie der „three Is“ (*injury, inferiority, immorality*) zeigt, dass sich in der Genese des Frauensports einige Aspekte nie wirklich verändert haben: Bezogen auf *injury*, also dem gesundheitlichen Argument und dem angeblichen Verletzungsrisiko von Skispringerinnen, wurden seit dem 19. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit pseudo-medizinische, wissenschaftlich nicht belegte Begründungen in die Diskussion um eine Aufnahme dieser Sportart in große internationale Wettbewerbe angeführt.

Die *inferiority*, also die angebliche körperliche Unterlegenheit im Vergleich zu den Männern, zeigt sich darin, dass ihr Erfolg, der sich in ihren steigenden Sprungweiten bis an die 200 m spiegelt, kaum gewürdigt wird. Noch immer werden Wettbewerbe im Skifliegen für Frauen *nicht* veranstaltet und die wenigen Male, bei denen eine Handvoll Frauen die Gelegenheit hatte, von Flugschanzen zu springen, waren mit großen Hindernissen versehen, wie Beispiele aus den Jahren 2004 und 2009 belegen.

Doch durch ihre Klage vor dem Gericht von British Columbia setzten die Skispringerinnen international ein deutliches Zeichen, dass sie sich mit der Zurücksetzung ihrer Leistung nicht zufrieden gaben. Sie gingen in die Offensive und

kämpften öffentlich gegen männliche Machtstrukturen im Sport. Dies, obwohl manche sogar befürchteten aufgrund ihres Einsatzes, ihre Nationalmannschaft verlassen zu müssen.¹² Diese Klage demonstriert nicht nur den Zusammenhalt von Sportlerinnen, die im Wettkampf als Konkurrentinnen gegen einander antreten, sondern auch ihre zunehmende Emanzipation, die zeigt, dass ausgrenzende Bedingungen nicht mehr einfach hingenommen werden. Die kanadische Sportsoziologin Ann Travers drückt es sehr deutlich aus: „the ski jumpers challenge[d] to the IOC ruling and to VANOC’s role in doing the sexist dirty work of excluding women ski jumpers from the Games was a direct threat to the symbolic cultural power of the Olympic Games as a fair and level playing field“ (Travers 2011, S. 11).

Mit Blick auf den Aspekt *immorality*, was meint, dass sportliche Bewegungen als unmoralisch gelten, kann konstatiert werden, dass dieser Aspekt derjenige zu sein scheint, der inzwischen am meisten an Wirkung verloren hat. Mittlerweile ist das Skispringen als eine Sportart für Mädchen und Frauen akzeptiert und es mangelt auch nicht an Nachwuchs in den verschiedenen Ländern. Zudem werden gemischt geschlechtliche Mannschaftswettbewerbe angeboten, allerdings ist ein direkter Leistungsvergleich zwischen den Geschlechtern noch immer ein Tabu.

Wie anfangs erwähnt greifen die deutschen Medien das Frauenskispringen in ihren Berichterstattungen auf und die großen Wettbewerbe werden im Fernsehen übertragen. Carina Vogt, die erste olympische Goldmedaillengewinnerin hat einen gewissen Bekanntheitsgrad in der Bevölkerung erreicht. Ob es den Skispringerinnen aber gelingen wird eine Popularität wie die der großen Skisprungstars Martin Schmitt oder Sven Hannawald zu erlangen bzw. ob ihre Wettkämpfe höhere Besucherzahlen und Fernsehschaltquoten in den nächsten Jahren aufweisen werden, wie in den Wettbewerben der Männer, bleibt abzuwarten. In Norwegen scheint man schon einen Schritt weiter zu sein. Hier gibt es ein großes Interesse am Frauenskispringen und die Skispringerin Anette Sagen ist eine öffentliche Figur, die sich für ihre Sportart einsetzt und Gehör findet; ähnlich die Amerikanerin Lindsay Van, die nun als Trainerin u. a. mit dem amerikanischen Nationalteam arbeitet. Gerade solche weiblichen Vorbilder und Führungskräfte braucht diese Sportart, um sie weiter voran zu treiben.

¹²Gerichtsverhandlungsprotokoll und persönliche Gespräche mit Springerinnen und Familienangehörigen während der Gerichtsverhandlung April 2009.

Literatur

- Berg, Karen. 1998. Jump, girls jump. Ski jumping is for all! In *History of skiing conference*, Hrsg. Ski Museum Holmenkollen, 64–69. Oslo: Ski Museum.
- Hofmann, Annette R. 2011. A never ending story: Women's struggle for acceptance in ski jumping. *Journal of the New England Ski Museum* 90:26–36.
- Hofmann, Annette R. 2012a. The „Floating Baroness“ and the „Queen of the Skis“ – Two women ski jumpers in the early 20th century. *International Journal for the History of Sport* 2 (29): 247–258.
- Hofmann, Annette R. 2012b. „Bringing the Alps to the City“: Early indoor sports events in the modern city. *International Journal for the History of Sport* 29 (14): 2050–2066.
- Hofmann, Annette, R. und Alexandra Preuß. 2005. Female eagles of the air: Developments in women's ski-jumping. In *New aspects of sport history*, Hrsg. Manfred Lämmer, Evelyn Mertin und Thierry Terret, 303–309. Köln: Academia.
- Illustrierte Sportzeitung*. 1910, 305, 19. Oktober.
- Klein-Doppler, Gustav und Emil Peege. 1926. Die Damen im Skisport. *Amtliches Jahrbuch des Wintersports* 7:11–16.
- Lippe von der, Gerd. 2005. Female flying bodies in Norwegian sports media. In *International perspectives on sporting women in past and present*, Hrsg. Annette R. Hofmann und Else Trangbaek, 321–343. Copenhagen: J. F. Williamson.
- Martinelli, Vera. 2008. *Zwischen Telemarkschwüngen und Sportkorsetts – Frauen und Skisport. Das Beispiel Schwarzwald*. Schorndorf: Hofmann.
- McDonagh, Eileen und Laura Papano. 2008. *Playing with the boys: Why separate is not equal*. New York: Oxford University Press.
- Müller, W., W. Groschl, R. Müller und K. Sudi. 2006. Underweight in ski jump: The solution of the problem. *International Journal of Sports Medicine* 27:926–934.
- Nybelius, Marit, Annette R. Hofmann, Patricia Vertinsky und Shannon Jette. 2015. From exclusion to exclusivity: Developments in women's ski jumping after world war II to the present. In *License to jump! A story of women's ski jumping*, Hrsg. Marit Nybelius und R. Annette Hofmann, 79–94. Stockholm: Beijbom Books.
- Pfister, Gertrud, Hrsg. 1980. *Frau und Sport*. Frankfurt: Fischer.
- Pfister, Gertrud. 2007. Sportification, power and control: Ski-jumping as a case study. *Juncture. The Journal for Thematic Dialogue* 8:51–68.
- Schwameder, Hermann. 2008. Biomechanics research in ski jumping, 1991–2006. *Sports Biomechanics* 7 (1): 114–136.
- Travers, Ann. 2011. Women's ski jumping, the 2010 olympic games and the deafening silence of sex segregation, whiteness and wealth. *Journal of Sport and Social Issues* 10:1–20.
- Vertinsky, Patricia. 1994. *The eternally wounded woman: Women, doctors and medicine*. Urbana: University of Illinois Press.
- Vertinsky, Patricia, Shannon Jette und Annette R. Hoffmann. 2009. „Skierinas“ in the Olympics: Gender politics at the local, national and international level over the challenge of women's ski jumping. *Olympika* 18:25–56.

- Vertinsky, Patricia, Shannon Jette und Annette R. Hofmann. 2015. Who said girls can't jump? The struggle to make women's ski jumping an Olympic sport. In *License to jump! a story of women's ski jumping*, Hrsg. Marit Nybelius und Annette R. Hofmann, 95–104. Stockholm: Beijbom Books.
- Wicken, Ingrid. 2015. Pioneers of flight: Women's jumping in the U.S. and Canada 1900–1950. In *License to jump! a story of women's ski jumping*, Hrsg. Marit Nybelius und Annette R. Hofmann, 37–78. Stockholm: Beijbom Books.

Internetquellen, Fernsehübertragungen und Radiosendungen

- Berkes, H. 2008. Radio Sendung. „Gender Barriers Persists At Vancouver Olympics“, *NPR-News*, 29. Dezember.
- ESPN. 2008. IOC President Rogge: Women's Ski Jumping Has Not Reached Olympic Standards, 28. Februar. <http://sports.espn.go.com>. Zugegriffen: 24. März 2008.
- Lagorio, C. 2006. „Women Need Not Apply“, *CBS News*, 6. Februar, <http://www.cbsnews.com/stories/2006/02/06/sportsline/printable1283679.shtml>. Zugegriffen: 10. Jan. 2008.
- North country public radio. 2005. Profile: Women lobby for olympic ski jumping events. 14. November.
- Olympic Charta. 2004. www.olympic.org. Zugegriffen: 11. Juli 2005.
- The globe and mail. 2008. Politicians to push women's ski jumping at Vancouver 2010. 24. Februar. <http://www.theglobeandmail.com>. Zugegriffen: 24. März 2008.
- www.skispringen.com/news,id199,anette-sagen-eroeffnet-neuen-holmenkollen.html. Zugegriffen: 14. Okt. 2014.

Über die Autorin

Prof. Dr. Annette R. Hofmann is a Professor for Sports Studies at the Ludwigsburg University of Education in Germany, and head of the department. President of the International Society for the History of Sport and Physical Education (ISHPES) and Vice President of the German Gymnastic Federation (Deutsche Turner-Bund).

Main areas of research: German-American sports, gender and sport, sport and the diseased body, and various aspects of ski history. Academic Editor Europe for *The International Journal of the History of Sport* and book review editor of the *Journal for Sport History*.

Erlebte Geschichte: Die Anfänge des Frauenfußballs nach 1970

Monika Staab

1 Anfänge des Frauenfußballs nach 1970

Der 30. Oktober 1970 war ein wichtiger Tag für den deutschen Frauenfußball, der damals noch Damenfußball hieß. An diesem Tag stimmte der Deutsche Fußball Bund (DFB) mit 145 Ja-Stimmen auf seinem Bundestag in Travemünde zu, dass in Zukunft auch für Frauen das Fußballspielen erlaubt ist.

Vor 1970 spielte ich als kleines Mädchen immer mit den Jungen auf dem Bolzplatz meiner Heimatstadt Dietzenbach, das liegt in der Nähe von Offenbach. Mädchenmannschaften gab es keine und in einer Jungenmannschaft zu spielen, war damals noch sehr exotisch. Nachdem das Verbot 1970 aufgehoben wurde, begann ich als 11-Jährige bei der SG Rosenhöhe Offenbach in einer Frauenfußballmannschaft mit erwachsenen Frauen zu spielen. Zu diesem Zeitpunkt durften auch schon Punktespiele ausgetragen werden, bei denen wir eine richtig große Anzahl von Zuschauer_innen gewinnen konnten – zu manchen Spielen kamen um die 3000 Zuschauer_innen! Es waren damals überwiegend Männer, die selbstverständlich in erster Linie nur aus Neugierde kamen und um sich vor allem an den wippenden Brüsten der spielenden Frauen zu ergötzen. „Lass die Weiber doch kicken“ war auch ein Spruch, den wir immer wieder zu hören bekamen. Der laute Ruf nach dem Spiel, dass wir die Trikots tauschen sollten oder süffisante Fragen wie „Kann ich mal mit Euch duschen gehen?“ waren ebenfalls an der Tagesordnung. Obwohl wir damals gern häufiger trainiert hätten, durften wir nur maximal einmal in der Woche auf den Platz. Das war dann nur ein Hartplatz

M. Staab (✉)
Offenbach, Deutschland
E-Mail: monikastaab@yahoo.com

und zu einer Zeit, in der keine andere Mannschaft mehr trainieren wollte, abends um 20.30 Uhr oder noch später. Großartige, qualifizierte *Trainer* (Frauen schon mal gar nicht) hatten wir keine, standen doch für den Frauenfußball keine finanziellen Mittel zur Verfügung. So mussten wir uns meistens mit dem Vater oder Bruder einer Spielerin begnügen, die uns unentgeltlich, also ehrenamtlich, trainierten. Wir waren in den Vereinen geduldet, aber auf keinen Fall anerkannt und schon gar nicht ein Teil des Ganzen. Fußball war eine reine Männerdomäne – da war einfach kein Platz für Frauen. Wir aber hatten riesigen Spaß beim Spiel. Es gab auch zu diesem Zeitpunkt mehr oder wenig talentierte Spielerinnen, aber es war schon erstaunlich, wie gut einige Mädchen und Frauen damals schon ‚kicken‘ konnten. Wir mussten unsere eigenen Trikots, Hosen und Stutzen und auch die Fußballschuhe selbst finanzieren, aber wir waren glücklich und froh, dass das Fußballverbot aufgehoben worden war und wir dem runden Leder hinterher jagen durften. Die internationalen Turniere in Holland (Utrecht) waren immer ein Großereignis für uns. Auch diese Fahrten mussten wir vom eigenen Taschengeld bezahlen. 1973 verließen wir den Verein SG Rosenhöhe und gingen geschlossen zu den Offenbacher Kickers. Unser Bestreben war einfach mehr zu erreichen, besser zu werden, also mussten wir mehr trainieren, um unsere Leistung auf dem Spielfeld steigern zu können. Waldemar Klein, der damalige Präsident der Offenbacher Kickers, empfing uns durchaus mit offenen Armen, obwohl wir immer harte Kämpfe austragen mussten, um einen Platz für Training und die Spiele zu bekommen. Mit der Zeit wollten wir noch häufiger trainieren, was aber nur bedingt möglich war, weil ein freier Trainingsplatz fehlte. Oft mussten wir während eines Trainingsabends mehrmals den Platz wechseln, da er uns immer wieder von einer anderen Mannschaft streitig gemacht wurde. D. h. mal abgesehen vom finanziellen Aufwand, der für jede Spielerin entstand, mussten wir für jeden kleinen Fortschritt und jede kleine Verbesserung hart kämpfen. Aber bei den Offenbacher Kickers fühlten wir uns sehr wohl, es war ein tolles Gefühl für uns, endlich in einem Verein akzeptiert zu sein. Wir durften sogar ab und zu ein Vorspiel vor den Bundesligaspielen der Männer bestreiten. Wir genossen die tolle Atmosphäre, vor ca. 15.000 bis 20.000 Zuschauer_innen zu spielen. Endlich konnten wir unsere Leistungen vor großem Publikum zeigen, trotz der Tatsache, dass wir immer noch sehr belächelt wurden. Vor allem die Fußball spielenden Berühmtheiten wie Beckenbauer, Vogts oder Matthäus waren nicht gerade positiv gegenüber dem Frauenfußball eingestellt. Fußball ist und bleibt eben eine reine Männerdomäne. Wie es in den Fachkreisen hieß, konnten Frauen ja nicht mal einen Pass über 30 m schlagen, was ja auch nicht ganz falsch war und kein Wunder bei nur einmal Training in der Woche. Selbstverständlich ließ das damalige Spiel der Frauen, auch was Technik, Taktik und Athletik anging,

zu wünschen übrig. Wir hatten einfach keine guten Trainer_innen, zu wenig Übungseinheiten und Spielpraxis. Wir spielten unsere Punktespiele zu unmöglichen Anstoß-Zeiten, nur dann, wenn wirklich keine anderen Mannschaften spielten.

Und da begann eigentlich schon das später immer wiederkehrende große Problem und Missverständnis: Der Frauenfußball wurde ständig mit dem Männerfußball verglichen. Selbstverständlich hatten wir keine so großen Erfolge vorzuweisen wie die Männer: Weltmeister 1954, 1974, 1990 (und jüngst 2014). Wie hätte das auch anders sein können, in dieser für Frauen noch jungen Sportart. Aber eigenartiger Weise wurden wie sonst in keiner anderen Sportart die Leistungen von Frauen und Männern miteinander verglichen.

Nachdem dann nach und nach verschiedene Ligen (Kreisliga, Bezirksliga) etabliert wurden, gab es dann Landesmeisterschaften und 1974 schließlich die erste deutsche Damenfußball-Meisterschaft. Dabei wurden 16 Landesmeister in vier Gruppen eingeteilt und die Halbfinalteilnehmerinnen ermittelt. Der TuS Wörrstadt ging als erster deutscher Damenfußball-Meister in die Geschichte ein. Sie gewannen 4:0 gegen DJK Eintracht Erle. Bärbel Wohllebens dritter Treffer wurde von den Zuschauern der ARD Sportschau zum „Tor des Monats“ gekürt. Damals ein richtig aufregendes Erlebnis, eine kleine Sensation. Wohllebens Tor aus rund 20 m Entfernung widerlegte chauvinistische Vorurteile wie die damals weit verbreitete Ansicht, dass Frauen den Ball wohl kaum vom Elfmeter-Punkt aus ins Tor schießen können. Die Männerwelt bestaunte Bärbels Traumtor und stellte fest, dass Frauen eben auch herrliche Tore erzielen können. Aber die vielen Vorurteile waren deshalb noch lange nicht ausgeräumt.

Auch international bekam der Damenfußball jetzt größere Aufmerksamkeit. Der Männer- und Jungenfußball entwickelte sich international enorm und verbesserte sich rasant. Den Frauen dagegen fehlte es an Wettbewerben und an Glaubwürdigkeit. 1970 gab es in Italien sogar professionelle, bezahlte Fußballspielerinnen, sodass es nicht verwunderte, dass hier 1970 die erste inoffizielle Weltmeisterschaft stattfand. Deutschland hatte keine Nationalmannschaft, aber der SC Bad Neuenahr nahm als Vereinsmannschaft teil, verlor aber beide Spiele, das eine gegen England 5:1, woraufhin die Bild Zeitung schrieb: „Fünf Stück aufs Höschen!“. Gegen den damaligen ersten Weltmeister Dänemark wurde mit 6:1 verloren. Die skandinavischen Länder waren in Sachen Frauenfußball schon viel fortgeschrittener, denn sie hatten alle schon Nationalmannschaften gegründet und der Fußballsport war fester Bestandteil im Sportartenkanon für Frauen. Norwegen ist für mich wirklich das Mutterland des Frauenfußballs. Karen Espelund, Norwegerin, die 2012 als erste Frau in der UEFA als Vorstandsmitglied bestimmt wurde und auch als Vorsitzende des Frauenfußballs in

der UEFA zuständig ist, war und ist eine der wichtigsten und mit verantwortlichsten Figuren im norwegischen Frauenfußball. Das Pendant hier in Deutschland ist Hannelore Ratzeburg, heute Vize-Präsidentin beim DFB. Sie kämpfte von Anfang an bis in die Gegenwart an allen Fronten des DFB, um den Frauenfußball voran zu bringen. 1971 gab es auch eine inoffizielle Meisterschaft in Mexiko im Azteken-Stadion vor 100.000 Zuschauer_innen. Auch hier gewann Dänemark. Bergisch-Gladbach als Vereinsmannschaft, die in den 80er und 90er Jahren neunmal Deutscher Meister wurde, fuhr zweimal zu einer inoffiziellen Weltmeisterschaft nach Taiwan. Als deutsche Vertreterinnen gewannen sie diese 1981 und 1984. Anne Trabant, Spielerin und Trainerin von Bergisch Gladbach, war zu diesem Zeitpunkt wohl die beste Spielerin Deutschlands. Sie war mein großes Vorbild mit der Nr. 10 auf dem Rücken. Auf Drängen der skandinavischen Fußballverbände musste auch Deutschland eine Nationalmannschaft gründen, da 1984 die erste offizielle Frauenfußball-Europameisterschaft ausgespielt werden sollte. Mit Anne Trabant als Kapitänin bestritt die Frauenfußball-Nationalmannschaft ihr erstes Länderspiel in Koblenz 1982 gegen die Schweiz, was sie mit 5:1 gewann. Gero Bisanz war beim DFB angestellt und für die Fußballlehrerinnen-Ausbildung zuständig. Dieser wurde schließlich vom DFB als Nationaltrainer für die Frauen bestimmt, was ihm aber nicht behagte. Dennoch trainierte er die Frauenfußball-Nationalmannschaft sehr erfolgreich bis 1996. In diesem Jahr gehörte Frauenfußball zum ersten Mal bei den Olympischen Spielen zum Programm. Was für ein Fortschritt in Sachen Frauenfußball! Gero Bisanz wurde mit der deutschen Nationalmannschaft dreimal Europameister (1989, 1991 und 1995) und 1995 Vize-Weltmeister in Norwegen. Die spätere Nationaltrainerin, Tina Theune-Meyer, war eine Schülerin von Gero Bisanz und hat auch als erste Frau die Fußballlehrer_innen-Prüfung bestanden. Heute sind es immerhin 25 Frauen, die die Fußballlehrer_innen-Lizenz des DFB erworben haben. Ich habe 1994 als vierte Frau die Ausbildung als Fußballlehrerin bei Gero Bisanz absolviert. Diese für sechs Monate im Rahmen der Fußballlehrer_innen-Ausbildung in Köln zusammengesetzte Gruppe bestand damals nur aus Männern, als einzige Frau sah ich mich anfangs komischen Blicken und Kommentaren ausgesetzt. Als die Männer aber merkten, dass sie jemanden vor sich hatten, die auch etwas von Fußball verstand, änderte sich langsam ihr Verhalten und ihre Wahrnehmung. Ich wurde nach vierzehn Tagen zur Sprecherin des Lehrgangs ernannt. Es war schon ein komisches und aufregendes Gefühl unter all den Profi-Kickern zu stehen. Toni Schumacher war sicherlich der bekannteste von ihnen. Glücklicherweise hatte ich eine Fahrgemeinschaft mit Charlie Körbel (ehemaliger Profispieler von Eintracht Frankfurt) gegründet. Charlie war sehr offen und durchaus positiv gegenüber dem

Frauenfußball eingestellt, während die meisten Spieler große Vorurteile hegten. Sie akzeptierten den Frauenfußball eben nicht.

In den 1980er Jahren entwickelte sich der Frauenfußball immer weiter. Es wurde mehr trainiert, die Trainer_innen waren besser ausgebildet und wenn auch Taktik und Technik noch nicht so ausgefeilt waren, lohnte es sich, die Spiele der Frauen anzuschauen. Die Frauen-Mannschaften von TSV Siegen und FSV Frankfurt traten die Nachfolge von den erfolgreichen Bergisch-Gladbach-Damen in den 1990ern an.

Zurück zu meiner aktiven Laufbahn als Spielerin. Nachdem wir mit dem OFC nicht einmal Hessenmeister wurden, wechselte ich 1976 zu Oberst Schiel Frankfurt, das Aushängeschild des Frauenfußballs in Hessen in den 80er Jahren. Oberst Schiel wurde mehrmals Hessenmeister und spielte immer um die Deutsche Meisterschaft mit. Bei Oberst Schiel wurde schon 1969 Fußball gespielt. Anfangs waren es die Ehefrauen der männlichen Mitglieder eines Schützenvereins im Stadtteil Niederrad, die aus Jux gegen ihre Ehemänner spielten. Den Frauen machte es so viel Spaß, sie wollten gerne weiter spielen, also musste ein Trainer her und dies war Ferdi Stang. Er prägte die Frauenfußballabteilung von Oberst Schiel viele Jahre und wurde mit seiner Mannschaft 1977 Deutscher Vizemeister. Ein tolles Erlebnis vor 8000 Zuschauer_innen im Hinspiel gegen Bergisch-Gladbach 0:0 zu spielen. Beim Rückspiel in Frankfurt wurde extra eine Stahltribüne auf dem Sportplatz Sandhöfer Wiesen in Niederrad aufgebaut. Leider verloren wir das Spiel mit 1:0, aber unser Spiel wurde in allen Frankfurter Zeitungen angekündigt und anschließend kommentiert. Vorher gab es Interviews mit einzelnen Spielerinnen und sogar eine nicht ganz ernst gemeinte Überschrift in einer Frankfurter Tageszeitung: „Nimmt Oberst Schiel der Eintracht die Zuschauer weg?“ Zur gleichen Zeit fand im damaligen Waldstadion ein Pokalspiel der Eintracht statt. Wir waren sehr stolz, auch einmal für ein paar Stunden im Rampenlicht gestanden zu haben. Hatten wir doch auch schon lange für die Akzeptanz unserer Sportart gekämpft. Ich bekam sogar eine Einladung ins aktuelle Sportstudio und traf an der Torwand. Mein Vater war sehr stolz auf mich! Eigentlich sollte nach zwei Töchtern doch endlich ein Junge zur Welt kommen, um die häusliche Bäckerei zu übernehmen. Aber leider war ich ein Mädchen, wuchs aber wie ein Junge auf. Immerhin war ich sehr dankbar, dass mein Vater meine Begeisterung für den Fußball unterstützte. Ich spielte bereits mit 4 Jahren auf der Straße mit den Jungen Fußball. Mein Vater musste eine gesonderte Versicherung abschließen, da ich so viele Fensterscheiben zerschoss. Fußballspielen begleitet mich nun mein ganzes Leben und war bzw. ist immer noch meine große Leidenschaft. Mit Oberst Schiel trainierten wir jetzt schon dreimal in der Woche,

aber vom Fußball zu leben, Geld damit zu verdienen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können, war noch unmöglich. Es reichte jetzt mal gerade zu einer Aufwandsentschädigung für entstandene Fahrtkosten. Die Spielerinnen mussten immer noch einen Beruf oder einem Studium nachgehen. Nachdem ich meine Lehre als Hotelfachfrau auf dem Gut Neuhoof in Dreieichenhain absolviert hatte, ging ich Ende der siebziger Jahre beruflich ins Ausland nämlich nach London. Ich spielte bei Queens Park Rangers Ladies – eine tolle Sache, so konnte ich sehr schnell in dieser Umgebung Englisch lernen. Aber auch in England steckte der Frauenfußball in den Kinderschuhen. Keiner nahm wirklich Anteil daran. Jede der Spielerinnen, die zum Training kamen, musste jedes Mal ein englisches Pfund für das Trainingsgelände bezahlen. Der Fußballplatz war in einem Parkgelände platziert – Umziehen und Duschen war da selbstverständlich nicht möglich. Auf diesen Plätzen spielten wir auch eine englische Meisterschaft aus. Aber richtige Unterstützung seitens des Verbandes gab es nicht.

Durch meinen sechsjährigen Auslandsaufenthalt verpasste ich die Gründung der Frauenfußball-Nationalmannschaft 1982. Aber 1989 erlebte ich die Euphorie im eigenen Land mit, als die Deutsche Frauenfußball-Nationalmannschaft zum ersten Mal Europameister in Osnabrück vor 22.000 Zuschauer_innen wurde. Die Leute standen Schlange am Stadion an der Bremer Brücke, um noch ein Ticket zu ergattern. Diese Begeisterung löste u. a. das Halbfinalspiel gegen Italien aus, das zum ersten Mal live über den deutschen Bildschirm lief. Sage und schreibe 5.5 Mio. Fernsehzuschauer_innen sahen den Elfmeter Krimi, bei dem Marion Isbert, die deutsche Torhüterin, drei Elfmeter hielt und den entscheidenden siebten letzten Elfmeter zum Sieg selbst schoss. Das Endspiel wurde dann gegen Norwegen mit 4:1 gewonnen. Als „Prämie“ gab es ein 40-teiliges Kaffee- und Teeservice 1b Qualität, immerhin von der bekannten Firma Villeroy & Boch. Dieser Sieg war der entscheidende Meilenstein im Frauenfußball. Auch der DFB war mehr oder weniger gezwungen, sich mehr mit dem Frauenfußball auseinander zu setzen und zu beschäftigen. Jetzt wurden die Weichen für eine zwei geteilte Frauenbundesliga in Nord und Süd gestellt, die 1990/1991 ihren *Kick-off*-Anpfiff hatte. 1993 durften wir dann endlich auch 90 min spielen – es galten die gleichen Regeln wie bei den Männern. Schließlich wurde der Damenfußball offiziell in Frauenfußball umbenannt.

2 Die Professionalisierung des Frauenfußballs

Noch in den 1990er Jahren kamen viele Spielerinnen von anderen Ballsportarten, wie Basketball, Volleyball oder Hockey. Einige hatten auch schon Handball gespielt. Dass Handball eine wesentlich kontaktintensivere Sportart als Fußball war, wurde nicht so wahrgenommen. Das Vorurteil, dass Fußball zu grob und zu hart für Frauen sei, bestand immer noch. Aber es waren in erster Linie die Männer, die das behaupteten, nicht die Frauen. Schließlich wurde die deutsche Frauennationalmannschaft eines Tages Weltmeister! Damit veränderte sich so langsam das Bild, sodass immer mehr Eltern ihren Töchtern das Fußballspielen erlaubten entgegen ihrer vorgängigen Einstellung, dass ihre Töchter viel besser beim Ballett oder Tennis aufgehoben seien, denn Kicken mache bekanntlich krumme Beine.

Als die Deutsche Frauenfußball-Nationalmannschaft am 12. Oktober 2003 das WM-Finale im Home Depot Center in Carson (USA) gegen Schweden mit 2:1 in der Verlängerung durch ein Golden Goal gewannen, saßen 10 Mio. Zuschauer am Sonntagabend (Prime Time für den „Tatort“) vor dem Bildschirm und bewunderten die tollen Leistungen der Nationalmannschaft. Nia Künzer köpfte das entscheidende Tor, nach einer Flanke von Renate Lingor. Beide waren jahrelang Spielerinnen beim 1. FFC Frankfurt. Nia war von diesem Zeitpunkt an das „Goldköpfchen“. Sie wurde kurz vor der regulären Spielzeit eingewechselt und wurde eine der berühmtesten Spielerinnen im Frauenfußball. Ihr Tor wurde zur Legende wie das 3:2 von Helmut Rahn in Bern. Heute ist sie als Co-Kommentatorin im ARD für Live-Spiele der Frauenfußball-Nationalmannschaft zu sehen. Von jetzt an sollte eine neue, bessere Zeit im Frauenfußball beginnen. Der Frauenfußball hatte wesentlich an Akzeptanz gewonnen.

Eine groß angelegte Werbekampagne 2003 und die Europameisterschaft in 2005 in England veränderte die Wahrnehmung des Frauenfußballs weiterhin zum Positiven. 2012 zum Olympischen Frauenfußball-Endspiel USA gegen Japan kamen immerhin über 80.000 Zuschauer_innen ins Wembley Stadion. 2014 im November war das Wembley Stadion mit über 40.000 Zuschauer_innen ausverkauft – nicht die Männer-Nationalmannschaft spielte, sondern die englische Frauennational-Mannschaft gegen die deutsche Nationalmannschaft. Und es war nur ein Freundschaftsspiel!

Die Qualifikationsspiele der Frauenfußball-Nationalmannschafts fanden früher meistens am Donnerstagnachmittag so gegen 14 Uhr statt. Weder in den Stadien noch vor dem Fernseher konnten viele diese Spiele verfolgen, da um diese Uhrzeit die meisten arbeiteten. Heute finden die meisten Nationalmannschaftsspiele

so gegen 17 Uhr statt und es werden auch Spiele auf das Wochenende verlegt. Das ZDF und ARD übertragen heute sogar alle Freundschaftsspiele. Zur Frauenfußball-WM in 2011 wurden sogar alle Weltmeisterschaftsspiele übertragen. Zur Saison 2013/2014 konnte man den Kanal ‚Eurosport‘ für die Frauenfußball-Bundesliga gewinnen. Jeden Samstag um 12 Uhr wird ein Bundesligaspiel live übertragen. Ein riesiger Fortschritt, der sich über einen Prozess von mehr als 40 Jahren Frauenfußball entwickelt hat. Natürlich haben in erster Linie die immer besseren Leistungen der Spielerinnen auf dem Platz für Anerkennung und Respekt gesorgt. Als ich als Trainerin mit dem 1. FFC Frankfurt (ehemalig SG Praunheim) erster UEFA Cup Sieger (heute Champions League Sieger) 2002 im Frankfurter Waldstadion vor 12.000 Zuschauer_innen wurde – wurde ein erneuter Meilenstein im Frauenfußball aufgestellt. Der darauf folgende Weltmeistertitel in 2003 konnte dies nur bestätigen. Von diesem Zeitpunkt an konnten auch Spielerinnen wie Nia Künzer von ihrem Manager, Siggie Dietrich, vermarktet werden. Es öffneten sich danach viele Tore, die heute bis zur Vermarktung der Allianz-Frauenbundesliga reichen.

Für den Frauenfußball war es ein Geschenk, als Theo Zwanziger DFB-Präsident wurde (2004–2012). Er identifizierte sich als Sportfunktionär mit dem Frauenfußball wie kein anderer und setzte sich enorm für die Belange der Frauen und Mädchen ein. Theo Zwanziger hatte auch die Ressourcen, die notwendig waren, gewisse Belange des Frauenfußballs in die Realität umzusetzen. Nicht bei allen DFB Funktionären war Begeisterung für den Frauenfußball auf eine solche Weise vorhanden. Viele beanstandeten die Kosten, die die Nationalmannschaft mit sich brachte, da keine wirklichen Einnahmen dagegen standen. Der Gewinn des 2. Weltmeistertitels in China 2007 spielte dem DFB Präsidenten in die Karten und er konnte das Rad Frauenfußball weiter ankurbeln. Theo Zwanziger ist es zu verdanken, dass sich die aktiven Mitgliedszahlen bei Mädchen und Frauen erhöhten und dies mit 1 Mio. kickenden Frauen weiterhin tun. 30 Mio. Frauen, die Fußball spielen, gibt es zurzeit auf der ganzen Welt. Frauenfußball ist eine der größten Teamsportarten mit weiter wachsendem Potenzial. 1970 gab es eine Sekretärin des DFB, die die Belange des Frauenfußballs mit betreute – heute sind 16 fest angestellte Mitarbeiter_innen in der DFB-Zentrale in den Frauenfußball involviert. Der Trainer_innenstab der Deutschen Frauenfußball-Nationalmannschaft besteht bis auf den Torwarttrainer nur aus Frauen, davon sind 9 Trainerinnen fest angestellt. 2005 übernahm Silvia Neid die erfolgreiche Nationalmannschaft von Tina Theune, die noch heute für die Nachwuchszentren im Mädchenfußball zuständig ist.

3 **Ausblick**

Frauenfußball ist noch eine junge Sportart, die in 40 Jahren eine enorm positive Entwicklung genommen hat. Für manche noch nicht schnell und gut genug. An dieser Stelle sollte man nicht vergessen, wie alles angefangen hat. Wie viele Steine den damaligen ‚Pionierinnen‘ in den Weg gelegt wurden und wie viel Durchhaltevermögen es gekostet hat, den Frauenfußball dahin zu bringen, wo er heute steht. Die Bundesliga-Spielerinnen können ihren Unterhalt größtenteils mit dem Fußballspielen verdienen. Dieser umfasst zwar keine Millionen, dazu ist der Frauenfußball noch nicht etabliert genug. Die Allianz-Bundesliga-Spiele werden im Durchschnitt von 1000 Zuschauer_innen besucht. Das sollte und darf man mit dem Männerfußball nicht vergleichen. Die WM 2011 besuchten im Durchschnitt 26.482 Zuschauer_innen – Frauenfußball hat sich also mittlerweile einen hohen Stellenwert erarbeitet. Die Trainer_innen in der Frauen-Bundesliga sind hauptamtlich bei den Vereinen angestellt und können sich so voll und ganz auf ihre Trainer_innentätigkeit konzentrieren. Trainer oder Trainerin einer Frauen-Nationalmannschaft zu werden, wird immer lukrativer. Auch das Interesse der männlichen Bewerber ist enorm. Bei der WM in Kanada 2015 waren immerhin acht weibliche Nationaltrainerinnen tätig.

Es war ein langer und steiniger Weg, bis wir da angekommen sind, wo wir heute im Frauenfußball stehen. Viel Leidenschaft, Durchhaltevermögen, Kampfgeist und ehrenamtliche Tätigkeiten waren erforderlich, um all die vielen Hindernisse zu überwinden, die uns über viele Jahre den Weg versperrt haben. Es war oft nicht leicht, die vielen diskriminierenden und teilweise unter die Gürtellinie gehenden Bemerkungen zu ertragen. Aber mit dem Ziel vor Augen, unsere Sportart Frauenfußball voranzubringen, ist es uns gelungen!

Für mich persönlich war die Entwicklung in Sachen Frauenfußball in Deutschland mehr oder weniger abgeschlossen. Ich entschied mich als Entwicklungshelferin im Frauenfußball zu arbeiten. Inzwischen war ich für die FIFA in mehr als 68 Ländern der Welt unterwegs, um den Mädchen- und Frauenfußball weiterzuentwickeln. Mit 48 Jahren konnte ich mir meinen Kindheitstraum erfüllen – ich konnte meinen Lebensunterhalt mit dem Fußball bestreiten. Reich wurde ich deswegen nicht, aber was wesentlich wichtiger ist, ich konnte bisher vielen Mädchen ermöglichen, ihren Sport auszuüben. In die begeisterten Mädchengesichter zu schauen, motiviert mich immer wieder zum Weitermachen. Leider besteht die Möglichkeit nicht für alle. In Afrika müssen die Mädchen sehr früh im Haushalt helfen, können deshalb oft nicht zur Schule gehen. Die Eltern haben zum großen Teil nicht das Geld, Söhne und Töchter in die

Schule zu schicken. Fußballspielen könnte ihnen das nötige Selbstvertrauen und den Mut geben, sich stärker durchzusetzen und ihre Interessen zu vertreten. Ich bin davon überzeugt, dass Mädchen, die Fußball spielen, mit einem gestärkten Selbstbewusstsein ihre Lebensaufgaben angehen. Sie trauen sich gegenüber ihren Eltern oder Vorgesetzten ihre Meinung zu äußern, sich stärker für ihre Rechte einzusetzen.

Der Fußball bietet Frauen Chancen in vielen Bereichen.

Über die Autorin

Monika Staab Active Football Player, Head Coach, Sport director and President of 1. FFC Frankfurt 1988–2006; Highest Football Instructor Certificate (UEFA Pro-License); FIFA/UEFA/AA/DFB Women Football Consultant from 1st January 2007 until 2015 Missions to following countries: Asia/Oceania/Africa/Europe.

Award 2014: German Football Ambassador.

Teil III

Mediale Repräsentationen

Mediale Präsentation von Sportler_innen in der Presse – Ein Überblick zu den Befunden inhaltsanalytischer Studien

Bettina Rulofs und Ilse Hartmann-Tews

1 Einleitung und theoretischer Hintergrund

Medien und die massenmediale Kommunikation beeinflussen die Bilder von Geschlechtern und vergeschlechtlichten Körpern in einer Gesellschaft. Diese Bilder sind wirkmächtig – für unser Denken, für die körperlichen Praktiken, für die gesellschaftlichen Strukturen und Diskurse. Die Medien strukturieren und verstärken Geschlechternormen, sie können jedoch auch eine symbolische Bühne dafür bieten, die Geschlechterordnung zu irritieren und neue Formen von Geschlechtlichkeit zu inszenieren (Lünenborg und Maier 2013, S. 13).

In der Kommunikations- und Medienwissenschaft hat sich seit den 1970er Jahren ein eigener Zweig an Forschungen etabliert, der sich mit diesen Aspekten befasst – die *Gender Media Studies*. Ihr Augenmerk liegt auf der Analyse der Bedeutung von Geschlecht in Prozessen öffentlicher und medialer Kommunikation (ebd., S. 13, 26 ff.). Auch die medien- und sozialwissenschaftliche Forschung zum Sport wurde durch die *Gender Media Studies* beeinflusst. In Deutschland markiert die Untersuchung von Klein (1986) zum „Frauensport in der Tagespresse“ den Ausgangspunkt für eine medienwissenschaftliche Geschlechterforschung mit Bezug zum Sport. Es folgten eine Reihe an Studien, u. a. an der Deutschen Sporthochschule Köln, die sich mit dem Geschlechterbild in der Sportpresse befassten (z. B. Hartmann-Tews und Rulofs 2010, 2003; Rulofs

B. Rulofs (✉) · I. Hartmann-Tews
Deutsche Sporthochschule Köln, Köln, Deutschland
E-Mail: rulofs@dshts-koeln.de

I. Hartmann-Tews
E-Mail: i.hartmann@dshts-koeln.de

2003). Im internationalen Raum wird seit rund 30 Jahren weitaus intensiver zu dem Thema geforscht und es ist eine beträchtliche Zahl an Publikationen entstanden. Im Rückblick auf diese Forschungsentwicklung betont Toni Bruce (2013) nicht nur die Omnipräsenz des globalisierten Mediensports, sondern auch die nach wie vor hohe Relevanz der Gender Media Studies:

Mediasport does matter, precisely because its stories and images convey information about *who* and *what* matters, and *in what ways* they matter. This means that we need to understand what “stories” the media are telling us, and what vision of the sports-world they are constructing and reconstructing (Bruce 2013, S. 127 [Hervorhebungen im Original]).

Vor diesem Hintergrund möchten wir im Folgenden die Frage stellen, in welcher Form die Medienberichterstattung die Geschlechterordnung im Sport (re-)konstruiert. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die in den Medienprodukten kommunizierte Geschlechterordnung in einen komplexen Konstruktionsprozess eingebettet ist, bei dem sowohl die Selbstpräsentation der Sportler_innen, als auch die Produktionsbedingungen in den Sportredaktionen und die Rezeption durch das Publikum eine Rolle spielen (siehe dazu Hartmann-Tews und Rulofs 2003; Rulofs und Hartmann-Tews 2006a).

Studien zu den Medieninhalten sind überwiegend dem Ansatz der Gleichheitsforschung verpflichtet, d. h. sie rücken die Fragen ins Zentrum, *wie häufig* und auf *welche Weise* über Frauen und Männer berichtet wird (Lünenborg und Maier 2013, S. 97). Die Analysen befassen sich mit der Angemessenheit der Repräsentation und den Ungleichbehandlungen zwischen den Geschlechtern. Damit laufen diese Studien zwar Gefahr, selbst daran beteiligt zu sein, die Geschlechterdifferenzen zu verfestigen (indem sie bspw. bei quantitativen Studien die „Männer-“ mit den „Frauen-Texten“ vergleichen), dennoch haben diese Studien bis heute eine zentrale Bedeutung, da sie politische Konsequenzen zur Chancengleichheit der Geschlechter nach sich ziehen (ebd., S. 27). So hat z. B. die Europäische Kommission in ihrem Maßnahmenprogramm für „Gender Equality in Sports“ (2014–2020) den Themenbereich „Gender balance in sports media“ als einen von vier zentralen Handlungsbereichen hervorgehoben (European Commission 2014). In Anlehnung an sozialkonstruktivistische Ansätze lassen sich Medientexte jedoch auch dazu befragen, *wie* sie Geschlechter herstellen (ebd., S. 98). Unter dieser Perspektive werden die Medienberichte mit der Fragestellung analysiert, durch welche sprachlichen und visuellen Gestaltungselemente sie die Geschlechterordnung entstehen lassen oder diese dekonstruieren. Im Folgenden gehen wir zunächst auf die

Repräsentanz von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien ein, um nachfolgend Befunde zu der sprachlichen und bildlichen Darstellung der Geschlechter zu diskutieren.

2 Repräsentanz der Geschlechter in den Sportmedien

Die starke Unterrepräsentanz von Sportlerinnen in der tagesaktuellen Sportberichterstattung ist einer der auffälligsten und immer wieder dokumentierten Befunde in den sportbezogenen *Gender Media Studies*. Markula et al. (2010) resümieren den internationalen Forschungsstand folgendermaßen: der Anteil an Berichten über Sportlerinnen in der tagesaktuellen Presseberichterstattung liegt bei rund 10 %, während ihr Anteil an der Fernsehberichterstattung sogar unter 5 % liegt (ebd., S. 3). Während die frühen Studien in diesem Feld noch Anlass für die Hoffnung boten, dass der Anteil an Berichten über Sportlerinnen analog zur Emanzipationsbewegung und zur Zunahme an sportlich aktiven Frauen wachsen würde, bestätigen jüngere längsschnittliche Daten diese Hoffnung nicht. Wiederholte systematische Inhaltsanalysen der amerikanischen Fernsehsporthaberberichterstattung von 1989 bis 2009 zeigen z. B., dass der Anteil an Nachrichten über Sportlerinnen von 5 % im Jahr 1989 auf 8,7 % im Jahr 1999 stieg, aber dann auf nur 1,9 % im Jahr 2009 fiel (Messner und Cooky 2010, S. 8). Längsschnittliche Daten zu der in den USA weit verbreiteten Sportzeitschrift *Sports Illustrated* zeigen, dass in den Jahren 1954 bis 1965 der durchschnittliche Anteil an Frauen auf der Titelseite des Magazins bei 12,6 % lag, während ihr Anteil im Zeitraum von 2000 bis 2011 auf 5,4 % gesunken ist (Weber und Carini 2013, S. 199). In den Studien zur Sportpresseberichterstattung in Deutschland zeigt sich, dass der Anteil an Berichten über Sportlerinnen im Jahr 1979 bei 6 % (Klein 1986), in den Jahren 1999/2000 bei 12 % sowie 2010 bei 15 % lag (eigene Erhebungen). Während sich hierzulande also eine leichte Zunahme der Berichterstattung über Sportlerinnen zeigt, so muss doch angesichts der insgesamt niedrigen Werte bei der gleichzeitig enorm gestiegenen Sportpartizipation von Frauen sowohl im Breiten- als auch im Leistungssport der Schluss gezogen werden, dass Sportlerinnen weltweit und auch in Deutschland durch die Sportmedien marginalisiert werden.

Ausnahmen von dieser medialen Unterrepräsentanz existieren bei großen internationalen Sportereignissen wie den Olympischen Spielen. In einer eigenen Untersuchung der Presseberichterstattung zu den Olympischen Spielen 2004 haben wir festgestellt, dass in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *BILD-Zeitung* 44 % der Artikel über Sportlerinnen berichten und auf 45 %

der Bilder Sportlerinnen dargestellt sind. Diese quantitative Relation weist eine geringfügige überproportionale Repräsentation von Sportlerinnen gemessen an ihrem Anteil an Teilnehmerinnen auf, denn bei den Olympischen Spielen 2004 betrug der Anteil der Teilnehmerinnen insgesamt 41 % und bei den Sportlerinnen im deutschen Olympiateam 44 % (Hartmann-Tews und Rulofs 2010, S. 121). Diese tendenziell gleiche mediale Repräsentanz von Sportlern und Sportlerinnen in der Printmedienberichterstattung über die Olympischen Spiele wird durch weitere internationale Studien bestätigt (Bruce et al. 2010a). In der einschlägigen Literatur wird dieser Befund mit dem sogenannten *Olympic Games Effect* begründet: Der hohe Berichtsanteil über Sportlerinnen wird als ein Artefakt der bei Olympischen Spielen vorhandenen Medieninfrastruktur gewertet. Journalist_innen, Kameras und Medienausrüstung sind vor Ort, so dass ohne großen Aufwand auch über die Wettkämpfe der Frauen berichtet werden kann (Bruce 2013, S. 131; Quin et al. 2010). Ohne Zweifel unterliegen sportliche Großereignisse wie die Olympischen Spiele nicht den gleichen medialen Selektionskriterien wie die tagesaktuellen Berichte.

Im Zusammenhang mit der medialen Repräsentanz der Geschlechter ist ein weiterer durchgängiger Befund, dass Sportler und Sportlerinnen häufiger in geschlechtsstereotypen Sportarten gezeigt werden. So dominieren in der Berichterstattung über Männer Sportarten, die dem männlichen Stereotyp der aggressiven körperlichen Auseinandersetzung entsprechen, wie z. B. Boxen oder Fußball, oder Motorsportarten, die mit einem hohen Risiko verbunden sind (z. B. Formel I). Der Schwerpunkt der Berichterstattung über Sportlerinnen liegt hingegen bei den Individualsportarten, die keinen direkten Körperkontakt zur Gegnerin erfordern (z. B. Tennis, Schwimmen) oder eine ästhetische Inszenierung beinhalten (z. B. Turnen). Die gleiche Tendenz wird auch bei der Berichterstattung über die Olympischen Spiele deutlich: über Athletinnen in Teamsportarten wird in weitaus geringerem Umfang berichtet als über Athleten in Teamsportarten (Godoy-Pressland und Griggs 2014, S. 816). Der direkte Vergleich der Sportberichterstattung in Deutschland des Jahres 1979 (Klein 1986) mit den Berichten zwanzig Jahre später (eigene Erhebung) zeigt allerdings insbesondere bei der Berichterstattung über Sportlerinnen die Tendenz zur Entstereotypisierung. Zwar führt die Individualsportart Tennis mit 33 % der Berichte über Frauen die Rangliste der fünf am häufigsten präsentierten Mediensportarten bei Frauen an, gefolgt von Leichtathletik (9 %), Fußball (7 %), Schwimmen (5 %) und Handball (5 %), aber mit den Teamsportarten Fußball und Handball sind immerhin auch ehemals für Frauen untypische Sportarten in den Medien präsent, über die z. B. in der Vorgängerstudie im Jahr 1979 bei Sportlerinnen nur sehr selten berichtet wurde. Der

Kanon der in der Berichterstattung thematisierten Sportarten der Männer ist im Vergleich zu früher nach wie vor ähnlich: diejenigen Sportarten, über die am meisten berichtet wird, sind z. B. Fußball mit 32 % der Männerberichte, Tennis mit 16 %, Leichtathletik mit 5 %, Boxen mit 4 % und Motorsport mit 3 % vertreten (eigene Erhebung; Hartmann-Tews und Rulofs 2007, S. 142). Die Presse legt in den Medienberichten über Sportler also nach wie vor einen Schwerpunkt bei der Sportart Fußball.

3 **Inhalte der Sportberichterstattung**

In der Sportberichterstattung werden somit auch inhaltlich unterschiedliche Akzente gesetzt, wenn es um Sportlerinnen und Sportler geht. Dem *Wie* und *Was* der Berichterstattung, also den sprachlichen und bildlichen Gestaltungen und Selektionen, soll im Folgenden differenzierter nachgegangen werden, indem wir zunächst Befunde zur textlichen und anschließend zur visuellen Darstellung von Sportlern und Sportlerinnen präsentieren.

3.1 **Befunde zur sprachlichen und textlichen Darstellung der Geschlechter**

Mit Blick auf die sprachliche Inszenierung des Sports in den Medien ist für die Analyse der Geschlechterordnung im Sport und seiner medialen Präsentation zunächst folgende Beobachtung interessant: Die sportlichen Ereignisse der Frauen werden als solche explizit bezeichnet (z. B. „Frauen“-Fußball-WM), während die Wettkämpfe der Männer ohne ein solches „*Gender Marking*“ auskommen. Diese einfache und fortwährende sprachliche Routine der Sportberichterstattung perpetuiert die sportlichen Ereignisse der Männer als Norm und verbindet mit den Frauen-Wettbewerben den Status der Zweitrangigkeit oder zumindest des Besonderen (Bruce 2013, S. 129; Duncan und Messner 1998, S. 180).

In der einschlägigen Literatur werden als weitere sprachliche Elemente zur Konstruktion von Geschlechterdifferenzen die Trivialisierung, Verniedlichung und Infantilisierung der Sportlerinnen hervorgehoben. Der Buchtitel „*Sportmädels, Rennmiezchen und Turnküken*“ (Klein und Pfister 1985) steht idealtypisch für diese Diskursstrategie. Die Autorinnen attestierten damals insbesondere der BILD-Zeitung, dass Sportlerinnen nicht als ernst zu nehmende starke

Persönlichkeiten, sondern als niedliche Mädchen inszeniert wurden. Auch in der internationalen Forschung wird dieser Befund durch verschiedenste Arbeiten bestätigt (zsfd. Bruce 2013, S. 129). In unseren eigenen Erhebungen zur deutschen Presseberichterstattung kommen solche explizit infantilisierenden Bemerkungen über Sportlerinnen, wenn überhaupt, dann nur selten vor. Auffällig ist allerdings, dass sie in der Berichterstattung über Sportarten, die erst jüngst für Frauen im internationalen Wettkampf zugelassen wurden, relevant zu sein scheinen. In einer qualitativen Inhaltsanalyse zur Berichterstattung über den Stabhochsprung zeigt sich beispielsweise, dass bei der Einführung des Stabhochsprungs für Frauen auf dem internationalen Parkett (Leichtathletik-WM 1999), die Sportlerinnen fortwährend an den Leistungen der Männer gemessen und sprachlich verniedlicht werden: Die „Höhenflüge“ der Frauen werden als „Hopser“ bezeichnet. Vor dem Sprung konzentrieren sich die Athletinnen, in dem sie „ein bisschen auf der Stelle hüpfen“, sie „setzen sie sich dann ein wenig“ und „trinken ein Schlückchen Wasser“, um dann schließlich über den damaligen Weltrekord von 4,60 m zu „hüpfen“ (Rulofs 2003, S. 144 ff.). Gleichzeitig beschäftigen sich die Texte mit der Frage, ob die Frauen wohl jemals die Fünf-Meter-Hürde überspringen werden können (ebd.) (inzwischen liegt der aktuelle Weltrekord im Stabhochsprung der Frauen seit 2009 bei 5,06 m). Diese Art der Inszenierung verweist den Stabhochsprung der Frauen in die Nachrangigkeit.

Damit einhergehend befassen sich verschiedene Textanalysen mit der Frage, ob und inwiefern die Sportberichterstattung zu einer „Entsportlichung von Frauen“ beitrage (Klein 1986; Eitzen und Baca Zinn 1989). Mit Blick auf die verwendete Sprache in der Sportberichterstattung kommen sie zu dem Fazit, dass die zentralen Charakteristika sportlichen Handelns (Aktivität und Erfolg) in der Berichterstattung über Männer stärker betont werden und die Medien um die Sportler eine linguistische Aura der „Macht, Stärke und Aktivität“ weben (Sabo und Jansen 1992, S. 26). Die jüngeren Studien (z. B. Biscomb und Griggs 2013) und insbesondere die deutschen Studien können die These der ‚Entsportlichung von Frauen‘ nicht bestätigen, aber auch nicht eindeutig widerlegen. In den deutschen Sportpresseberichten wird z. B. die sportliche Leistung gleich häufig bei Sportlerinnen und Sportlern erwähnt: Sportlicher Erfolg und die Leistung werden in über 85 % der Sportberichte thematisiert und zwar gleichermaßen in der Berichterstattung über Männer und Frauen. Gleichzeitig kommen Bezüge zu außersportlichen Themen oder Aussagen über das Aussehen allgemein betrachtet seltener in den Berichten vor, aber bei Sportlerinnen häufiger als bei Sportlern (Hartmann-Tews und Rulofs 2007, 2003, S. 55 f., 2002, S. 133 ff.; Rulofs 2003, S. 167 ff.). In sprachlicher Hinsicht fällt hier besonders auf, dass das Aussehen

von Sportlerinnen mit allgemein bewertenden Attributen wie z. B. „hübsch“, „schön“ und „süß“ bezeichnet wird, während bei der Beschreibung des Aussehens von Sportlern Attribute der Stärke und Macht überwiegen: „der Muskelberg“, „sein mächtiger Oberkörper“, „der Riese“ (Hartmann-Tews und Rulofs 2003, S. 55 f.).

Die Beschreibung des Aussehens ist in den Presstexten mitunter in Diskursstrategien der Sexualisierung eingelagert. Während allgemein in der Vermarktung des Sports schon seit einigen Jahren eine Zunahme der Erotisierung beobachtet werden kann, die auch durch die Sportler_innen selbst und ihre Marketing-Agenturen vorangetrieben wird (Schaaf 2011), finden die Inhaltsanalysen von Presstexten nur sehr selten explizite Sexualisierungen auf sprachlicher Ebene, allerdings häufiger bei Sportlerinnen (Rulofs und Hartmann-Tews 2011). In einer schwedischen Längsschnitt-Untersuchung zur Sportberichterstattung seit 1967 ermittelt Wanneberg (2011), dass die Berichterstattung über Sportlerinnen über die Zeit weniger herablassend und weniger explizit sexistisch geworden sei, aber auch heute noch mehr oder weniger subtile Anspielungen auf die Sexualität von Sportlerinnen vorhanden seien. Gleichzeitig registriert sie vor allem für den Beginn dieses Jahrtausends eine starke Zunahme von sexualisierten Inszenierungen (siehe auch das Kournikova-Syndrom in Pfister 2011, S. 70 ff.). Es deutet sich überdies in der internationalen Forschung der Befund an, dass die Sexualisierung von Sportlerinnen in den Medien häufiger bei Athletinnen aus anderen Ländern und weniger bei den Sportlerinnen aus dem eigenen Land vorgenommen werden (Bruce 2013, S. 129; Bruce et al. 2010a).

3.2 Befunde zur bildlichen Darstellung der Geschlechter

Die Sportberichterstattung ‚lebt‘ in starkem Maße von der Visualisierung ihres Gegenstandes, d. h. in erster Linie von Sportlern und Sportlerinnen und deren sportlichen Leistungen. Gleichzeitig hinterlassen Bilder durch ihre Unmittelbarkeit nicht nur den ersten Eindruck, sondern sie prägen auch in besonderer Weise das Bild über Sportler_innen.

In Bezug auf die *visuelle Inszenierung* von Sportlern und Sportlerinnen wird in den empirischen Studien seit den 1980er Jahren überwiegend die These der Entsportlichung und der Sexualisierung von Sportlerinnen verfolgt. Verschiedene Studien kommen immer wieder zu dem Fazit, dass Sportler in den Medien deutlich häufiger als Sportlerinnen in aktiven Situationen gezeigt werden, z. B. bei der

Sportausübung oder in kämpferischer Auseinandersetzung mit anderen Sportlern. Die Bilder von Sportlerinnen vermitteln hingegen häufiger einen passiven Eindruck, da diese entweder nicht bei der sportlichen Aktivität fotografiert werden oder extra für das Bild posieren, also in gestellten, nicht-sportlichen Situationen dargestellt werden (zsfd. Rulofs und Hartmann-Tews 2011; Godoy-Pressland und Griggs 2014). Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass in der Tagesberichterstattung deutlich häufiger über Sportler berichtet wird, dominieren in den Medien Bilder von aktiven Sportlern, während Sportlerinnen in den Hintergrund gerückt werden und nur selten in ihrer aktiven Sportausübung in Erscheinung treten.

Mittlerweile liegen aber auch zunehmend Ergebnisse vor, die dieses traditionelle Muster der Entsportlichung von Sportlerinnen nicht mehr bestätigen. So zeigen Bruce et al. (2010b) in ihrem Résumé über 18 internationale empirische Studien zur Olympiaberichterstattung 2004 in den Printmedien, dass global gesehen Aktionsfotos insgesamt am häufigsten abgebildet werden, unabhängig vom Geschlecht der Aktiven. Gleichzeitig weist die Verteilung über die drei inhaltsanalytischen Kategorien „Foto über sportliche Aktion“, „Foto mit Sportbezug aber ohne Aktion“ und „Foto ohne Sportbezug“ keine geschlechtsbezogenen Unterschiede auf (Bruce et al. 2010b, S. 298).

Mit Blick auf die These der Sexualisierung von Sportlerinnen wies Duncan (1990) darauf hin, dass in der Medienberichterstattung in den 1980er Jahren Fotos von Sportlerinnen mitunter Ähnlichkeiten zu Motiven aus der Soft-Core-Pornografie aufweisen. In unserer Studie über die Tagespresse 2000 ermittelten wir, dass 12 % der Fotos von Sportlerinnen in deutschen Tageszeitungen sie in Situationen zeigen, die als sexualisiert bezeichnet werden können, wohingegen der Anteil solcher Fotos über Männer minimal war (1 % der Fotos von Sportlern). Diese Fotos fokussieren den Blick der Betrachter_innen auf sexuell konnotierte Körperpartien, wie Gesäß, Beine, Brüste oder gewähren einen verbotenen Einblick auf intime Körperzonen der Sportlerinnen. Auffällig ist diesbezüglich, dass die eher am Boulevard orientierten Medien solche Bilder von Sportlerinnen häufiger präsentieren als andere Medien und dass solche erotisch anmutenden Bilder immer wiederkehrend von einzelnen Sportlerinnen publiziert werden, deren öffentliches Image in starkem Maße auf die Zurschaustellung weiblicher Schönheit reduziert wird (siehe z. B. Anna Kournikova) (Hartmann-Tews und Rulofs 2004, S. 90; Harris und Clayton 2002, S. 403, 407). In unserer aktuellen Replikationsstudie über die Sportberichterstattung im Jahr 2010 zeigt sich eine rückläufige Tendenz in Bezug auf solchermaßen sexualisierte Visualisierungen (in 7 % der Fotos von Sportlerinnen und in 2 % der Fotos von Sportlern), und es lassen sich keine statistisch signifikanten Unterschiede mehr zwischen den Geschlechtern nachweisen (eigene Erhebung).

4 Fazit

Der internationale Forschungsstand zeigt aus der Perspektive der Geschlechterforschung vielschichtige und facettenreiche Formen der Sportberichterstattung. Dennoch privilegieren die Diskurse und Visualisierungen durch verschiedene Mechanismen der Konstruktion, wie bspw. ‚Gender Marking‘, geschlechtstypisierende Semantiken und thematische Fokussierungen, sehr deutlich den Sport von Männern. Die Sportberichterstattung weist Sportlerinnen insbesondere in der Tagespresse den Status der Zweitrangigkeit und des abweichenden Anderen zu. Gleichzeitig sind aber auch in verschiedenen Studien – insbesondere in den wenigen vorhandenen Längsschnittuntersuchungen – Prozesse der Auflösung dieser kommunizierten klassischen Geschlechterordnung im Sport erkennbar.

Die vielfältigen Untersuchungen weisen zugleich auf die Notwendigkeit der Differenzierung und Erweiterung der Forschungsagenda hin. Dies umfasst aus unserer Sicht insbesondere folgende vier Aspekte:

Erstens die Notwendigkeit, die konstruierte Geschlechterordnung der Sportmedien nicht losgelöst von weiteren Differenzierungskategorien zu analysieren. Bislang existieren nur wenige Studien, die im Sinne der Intersektionalität solche Verflechtungen von Ungleichheitskategorien in den Medienberichten untersuchen. So zeigt bspw. die Inhaltsanalyse der Presseberichterstattung zur Leichtathletik WM 1999 über amerikanische und deutsche Leichtathleten_innen, dass die deutschen Zeitungen ein komplexes Hierarchiegefälle konstruieren, in dem sowohl geschlechtsbezogene als auch ethnische Differenzierungen eine Rolle spielen. Die US-amerikanischen Leichtathleten werden dabei als *bad guys* der Leichtathletik stilisiert, denen Vielstarterei, kommerzielle Verdorbenheit und Doping unterstellt wird, während die deutschen Athleten_innen, und hier insbesondere die Frauen, als bescheidene, ehrliche und tugendhafte Heldinnen des modernen Leistungssports idealisiert werden (Rulofs 2003, S. 154 ff.). Auch die Untersuchung von Pappous et al. (2011) über die mediale Inszenierung von paralympischen Sportlerinnen weist auf die Relevanz einer solchen erweiterten Perspektive hin.

Zweitens müsste in stärkerem Maße auf die Diversität der Medienlandschaft eingegangen werden. Hierzu zählen einerseits – wenn man die Printmedien fokussiert – die unterschiedlichen Ausrichtungen und Ansprüche der Tageszeitungen und andererseits die zunehmende Relevanz der Neuen und Sozialen Medien. Die sogenannte ‚Regenbogenpresse‘ (‚tabloid papers‘) zielt auf ein anderes Publikum als die seriösen Tageszeitungen (‚broadsheet papers‘) und weist entsprechend andere Kommunikationsstrategien und Konstruktionen der Geschlechterordnung im Sport auf. Dies zeigen nicht nur unsere Untersuchungen in Deutschland, sondern auch

solche aus Großbritannien und Australien (Hartmann-Tews und Rulofs 2003; Godoy und Griggs 2014; Crossman et al. 2010). Inwieweit die Neuen und/oder Sozialen Medien zu einer stärkeren Gleichbehandlung oder Gleichstellung von Sportlern und Sportlerinnen führen, ist eine empirisch noch zu überprüfende Frage. Erste Erkenntnisse hierzu weisen in zwei Richtungen: Zum einen präsentieren sich Sportlerinnen auf ihren Homepages häufiger mit Fotos als Sportler dies tun, allerdings sind sexualisierte Bilder von Sportlern und Sportlerinnen dort gleichermaßen selten eingestellt (Pauli 2008; Trültzsch 2011). Zum anderen zeigen Analysen der Kommunikation in sozialen Netzwerken, dass vor allem die Kommentare von Nutzer_innen der Sozialen Netzwerke immer wieder sexuell konnotierte oder sexistisch geprägte Kommentierung in Bezug auf die Posts von Sportlerinnen aufweisen (Bruce 2013, S. 132 f.; Trültzsch 2011, S. 199 ff.).

Drittens mangelt es noch an Studien aus der Geschlechterforschung zu den Produktionsbedingungen und Selektionskriterien im Sportjournalismus. Der Zugang zu und die Analyse von Medienprodukten (in Form von Zeitungsberichten, Fernsehsendungen und Online-Nachrichten) ist forschungsmethodisch deutlich leichter zu gewährleisten als z. B. die Untersuchung von Produktionskriterien der Journalisten_innen. Vielfach wird von den inhaltsanalytischen Befunden über die Medienberichte auf die Entstehungsbedingungen in den Produktionsstätten geschlossen, ohne dass diese bisher ausreichend erforscht wurden. Wichtige Hinweise auf den prägenden Rahmen des Sozialsystems Journalismus und der Redaktionen liefern u. a. die Studien von Hartmann-Tews und Rulofs (2003) und Knoppers und Elling (2004). Die Alltags-These, dass eine Erhöhung des Anteils von Sportjournalistinnen auch zu einer ausgewogeneren Sportberichterstattung führen müsste, wird bereits in diesen Publikationen angezweifelt bzw. in der Studie von Schoch und Ohl (2011) ebenfalls nicht bestätigt.

Viertens mangelt es auch an Studien zur Medienrezeption und der hier eingelagerten Relevanz von Geschlecht. Auf der Basis der *Cultural Studies* und des Sozialkonstruktivismus lässt sich ableiten, dass die Medien einen die Wahrnehmung des Publikums prägenden Deutungsrahmen über alles, was in der Welt, so auch im Sport, geschieht, liefern. Wie die Medienberichterstattung konkret wirkt und *was* auf der Seite des Publikums *wie* wahrgenommen wird, ist bisher noch wenig erforscht worden. Interessant erscheinen in diesem Kontext Untersuchungen zu den (medialen) Vorbildern von Jugendlichen, in denen festgestellt wurde, dass Jungen und Mädchen überwiegend gleichgeschlechtliche Personen als Vorbild haben und Jungen am häufigsten Sportler als ihre Vorbilder benennen, wohingegen Mädchen am häufigsten ihre Mutter oder Sängerinnen angeben (Zinnecker et al. 2003; Rulofs und Hartmann-Tews 2006b). Es ist nicht von der

Hand zu weisen, dass dies auch mit der überproportionalen Präsenz von Sportlern in den Medien zusammenhängt. Aktuelle Rezeptionsstudien mit verschiedenen Gruppen von Rezipienten_innen zeigen darüber hinaus, dass die Rezipienten_innen Abbildungen von Sportlerinnen bevorzugen, die diese in ihrer sportlichen Leistung und Stärke zeigen im Gegensatz zu sexualisierenden Bildern von Sportlerinnen. Das traditionelle Argument der Medienproduzenten – Sex sells – scheint somit nicht dem wirklichen Interesse der Rezipienten_innen zu entsprechen (Kane 2013, S. 234).

Literatur

- Biscomb, Kay und Gerald Griggs. 2013. ‚A splendid effort!‘ Print media reporting of England’s women’s performance in the 2009 Cricket World Cup. *International Review for the Sociology of Sport* 48 (1): 99–111.
- Bruce, Toni. 2013. Reflections on communication and sport: On women and feminities. *Communication & Sport* 1 (1–2): 125–137.
- Bruce, Toni, Jorid Hovden und Pirkko Markula, Hrsg. 2010a. *Sportswomen at the Olympics – A global content analysis of newspaper coverage*. Rotterdam: Sense.
- Bruce, Toni, Jorid Hovden und Pirkko Markula. 2010b. Key themes in the research on media coverage of women’s sport. In *Sportswomen at the Olympics – A global content analysis of newspaper coverage*, Hrsg. Toni Bruce, Jorid Hovden und Pirkko Markula, 1–18. Rotterdam: Sense.
- Crossman, Jane, John Vincent und Sarah Gee. 2010. Is Dorothy treated fairly by the press in the Land of Oz? Three Australian newspapers’ gendered coverage of the centennial Australian Open Tennis Championships. *International Journal Sport Management and Marketing* 8 (3): 223–243.
- Duncan, Margaret Carlisle. 1990. Sports photographs and sexual difference: Images of women and men in the 1984 and 1988 Olympic Games. *Sociology of Sport Journal* 7 (1): 22–43.
- Duncan, Margaret Carlisle und Michael Messner. 1998. The media image of sport and gender. In *Media Sport*, Hrsg. Lawrence A. Wenner, 170–185. London: Routledge.
- Eitzen, D. Stanley und Maxine Baca Zinn. 1989. The deathlitization of women: The naming and gender making of collegiate sport teams. *Sociology of Sport Journal* 6 (4): 362–370.
- European Commission. 2014. Gender equality in sport – Proposal for strategic actions 2014–2020. Ressource document. http://ec.europa.eu/sport/events/2013/documents/20131203-gender/final-proposal-1802_en.pdf. Zugegriffen: 20. März 2015.
- Godoy-Pressland, Amy und Gerald Griggs. 2014. London 2012: The women’s photographs and sexual differenceames? Examining the photographic evidence. In *The Impact of the 2012 Olympic and Paralympic Games: Diminishing contrasts, increasing varieties*, Hrsg. Kevin Dixon und Tom Gibbons, 56–71. London: Palgrave Macmillan.

- Harris, John und Ben Clayton. 2002. Femininity, masculinity, physicality and the English Tabloid Press the case of Anna Kournikova. *International Review for the Sociology of Sport* 37 (3-4): 397-413.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2002. Die Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in der Sportberichterstattung. In *Mediensport – Ein einführendes Handbuch*, Hrsg. Jürgen Schwier, 125-150. Hohengehren: Schneider.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2003. Sport in den Medien – ein Feld semiotischer Markierung von Geschlecht? In *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Hrsg. Ilse Hartmann-Tews, Petra Gieß-Stüber, Marie-Luise Klein, Christa Kleindienst-Cachay und Karen Petry, 30-69. Opladen: Leske & Budrich.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2004. Sport: Analyse der Mikro- und Makrostrukturen sozialer Ungleichheit. In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Hrsg. Ruth Becker und Beate Kortendiek, 564-569. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2007. Zur Geschlechterordnung in den Sportmedien – Traditionelle Stereotypisierungen und Ansätze ihrer Auflösung. In *Handbuch Medien, Kommunikation und Sport*, Hrsg. Thomas Schierl, 137-154. Schorndorf: Hofmann.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2010. The Olympic Games 2004 in German newspapers – a gender-equitable coverage? In *Sportswomen at the Olympics – A global content analysis of newspaper coverage*, Hrsg. Toni Bruce, Jorid Hovden und Pirkko Markula, 115-126. Rotterdam: Sense.
- Kane, Mary Jo. 2013. The better sportswomen get, the more the media ignore them. *Communication & Sport* 1 (3): 231-236.
- Klein, Marie-Luise, Hrsg. 1986. *Frauensport in der Tagespresse. Eine Untersuchung zur sprachlichen und bildlichen Präsentation von Frauen in der Sportberichterstattung*. Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer.
- Klein, Marie-Luise und Gertrud Pfister, Hrsg. 1985. *Goldmädels, Rennmiezzen und Turnkücken*. Berlin: Bartels & Wernitz.
- Knoppers, Annelies und Agnes Elling. 2004. 'We do not engage in promotional journalism'. Discursive strategies used by sport journalists to describe the selection process. *International Review for the Sociology of Sport* 39 (1): 57-73.
- Lünenborg, Margreth und Tanja Maier, Hrsg. 2013. *Gender Media Studies – Eine Einführung*. Konstanz: UVK.
- Messner, Michael A. und Cheryl Cooky, Hrsg. 2010. *Gender in televised sports. News and highlights shows, 1989-2009*. Los Angeles: Center.
- Pappous, Athanasios, Anne Marcellini und Eric de Léséleuc. 2011. Contested issues in research on the media coverage of female Paralympic athletes. *Sport in Society* 14 (9): 1182-1191.
- Pauli, Claudia. 2008. *Die Selbstdarstellung von Spitzensportlerinnen und –sportlern auf persönlichen Hompages im Internet – Eine Analyse der sozialen Konstruktion von Geschlechterverhältnissen*. Dissertation, Deutsche Sporthochschule, Köln.
- Pfister, Gertrud. 2011. Die Darstellung von Frauen im Mediensport – Kontinuitäten und Veränderungen. In *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*, Hrsg. Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nieland, 57-80. Köln: Halem.

- Quin, Gregory, Elodie Wipf und Fabien Ohl. 2010. Media coverage of the Athens Olympic Games by the French press: The Olympic Games effect in L' Equipe and Le Monde. In *Sportswomen at the Olympics: A global content analysis of newspaper coverage*, Hrsg. Toni Bruce, Jorid Hovden und Pirkko Markula, 103–114. Rotterdam: Sense.
- Rulofs, Bettina. 2003. *Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? Eine Analyse der Presseberichte zur Leichtathletik-WM 1999*. Butzbach-Griedel: Afra.
- Rulofs, Bettina und Ilse Hartmann-Tews. 2006a. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in der medialen Vermittlung von Sport. In *Handbuch Sport und Geschlecht*, Hrsg. Ilse Hartmann-Tews und Bettina Rulofs, 230–244. Schorndorf: Hofmann.
- Rulofs, Bettina und Ilse Hartmann-Tews. 2006b. Sportlerinnen und Sportler in den Medien – Vorbild für Mädchen und Jungen? In *Der Sportlehrerberuf im Wandel*, Hrsg. Ansgar Thiel, Heiko Meier und Helmut Digel, 73–83. Hamburg: Czwilina.
- Rulofs, Bettina und Ilse Hartmann-Tews. 2011. Geschlechterverhältnisse in der medialen Vermittlung von Sport – Sexualisierung und Erotik als Inszenierungsstrategien? In *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*, Hrsg. Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nieland, 100–113. Köln: Halem.
- Sabo, Donald und Sue Curry Jansen. 1992. Images of men in sport media – The social reproduction of gender order. In *Men, masculinity, and the media*, Hrsg. Steve Craig, 169–184. Newbury Park: Sage.
- Schaaf, Daniela. 2011. Der Körper als Kapital – Sportlerinnen im Spannungsfeld zwischen Selbstvermarktung und Selbstermächtigung. In *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*, Hrsg. Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nieland, 114–136. Köln: Halem.
- Schoch, Lucie und Fabienne Ohl. 2011. Women sports journalists in Switzerland: Between assignment and negotiation of roles. *Sociology of Sport Journal* 28 (2): 189–209.
- Trültzsch, Sascha. 2011. Sexualisierte Inszenierungsmuster? Präsentationen von Sportlerinnen und Sportlern in Internet und Social Web. In *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*, Hrsg. Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nieland, 193–209. Köln: Halem.
- Wanneberg, Pia Lundquist. 2011. The sexualization of sport: A gender analysis of Swedish elite sport from 1967 to the present day. *European Journal of Women's Studies* 18 (3): 265–278.
- Weber, Jonetta D. und Robert M. Carini. 2013. Where are the female athletes in Sports Illustrated? A content analysis of covers (2000–2011). *International Review for the Sociology of Sport* 48 (2): 196–203.
- Zinnecker, Jürgen, Imbke Behnken, Sabine Maschke und Ludwig Stecher. 2003. *Null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*. Opladen: Leske & Budrich.

Über die Autoren

Dr. Bettina Rulofs sport sociology, gender & diversity studies, child protection and violence in sport.

Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews is Professor of Sociology and Head of the Institute of Sociology & Gender Studies at the German Sport University Cologne. Her areas of research are social construction of gender in social systems (e.g. sport, media, science); intersectional influences of gender, age(ing) and social stratification on somatic cultures; Ongoing research projects are on ‘images of ageing and physical activity’ and ‘gender based violence in sport organisations’.

Racialized Masculinity and Sport Media

Thomas P. Oates

Since its earliest beginnings, sport media in the United States has been preoccupied with questions of social hierarchy. Given the overwhelming tendency of sport media to ignore female participants, its work tends to glorify particular versions of masculinity. Accounts celebrated (and still celebrate) what Michael Messner (2007) calls the “extreme possibilities of the male body”, often with a barely disguised erotic subtext (p. 42). Sports coverage has provided a platform for those who wish to fix or contest prevailing meanings of gender, and while there are threads of continuity in this history, meanings have changed over time, responding to challenges and complexities in and beyond sport. Further complicating the picture is the always-relevant axis of race. In the United States, where this review is focused, ideologies of white supremacy have been inextricable from meanings for masculinity. Indeed, sport media is a significant cultural site where dominant ideas about race shape meanings of masculinity and vice versa. In this chapter, I consider race and gender, not as fixed biological categories, but as an interwoven “historic, ideological process”, by which political/social/cultural meanings are attached to individuals and populations (Bederman 1995, p. 7). To illustrate this process, this chapter traces how racialized masculinity has been made meaningful through coverage of the most popular spectator sports in the U.S. across different historical contexts and considers the role of media technologies in how these meanings have circulated.

I begin with the beginnings of organized mediated attention to sport in the nineteenth century and then consider how meanings of racialized masculinity

T.P. Oates (✉)
210 Jefferson Building, Iowa City, USA
E-Mail: thomas-oates@uiowa.edu

were challenged by the emergence of Jack Johnson in the early twentieth century. The chapter then considers how political, cultural and technological shifts in the post-World War II period introduced important new dynamics to the relationship between race and masculinity in sport media. Next, I consider the emergence of black sporting celebrities, whose “crossover” appeal to mainstream audiences represent an important new dimension, as well as the growing backlash to black visibility in the sport media. Throughout, I consider the dynamics of racialized masculinity in sport media through the lens of the black/white binary. As Sharon Patricia Holland (2012) argues, the “psychic life of racism” in the United States “can best be read in the context of the United States in the space where black and white intersect” (pp. 7–8). So while not dismissing the important scholarship being done on Latino, Asian, First Nation masculinities around sport (an area that is in need of more work), I will focus my review on work that explores the black/white binary.

1 The Era of Explicit White Supremacy

The racialized male athlete emerged in newspapers like *The National Police Gazette* in the mid-nineteenth century. The *Gazette* targeted an audience of working- and middle-class men with lurid tales of sex and murder, images of scantily clad women. Alongside these accounts appeared thrills of another kind: accounts of boxing matches, bodybuilders, and baseball players, often with images displaying bulging biceps and bare chests in regal poses. This integration of “titillation and sport” not only attracted readers, they also promoted a vision of masculinity that highlighted the white male body as a paragon of grace and strength (Reel 2006, p. 44).

For many of those crafting accounts of sport in this period, the athletic male body provided evidence for white men’s natural place at the top of the social hierarchy. As Ben Carrington (2010) argues, “sports were born out of and from classed, gendered and racial inequalities” (p. 65). In this formative period, an enduring set of meanings were forged, working “to dramatize and accentuate the very conditions of racial subordination and freedom from constraint that race itself also inscribes onto black bodies” (p. 65). Athletic prowess of white men seemed to demonstrate an extension of his supposedly intellectual superiority and fitness for civilization. To many, non-whites’ subjugated status was both justified and explained their supposedly self-evident second-class athleticism. One mid-nineteenth century scholar put it this way: “In physical strength, [African-Americans] are much inferior to men drawn from a country where machinery and

civilization have produced changes in the manners and habits of the people to an extent unknown among other civilized races” (Hoberman 1997, p. 115).

The 1904 World’s Fair provides one example of an attempt to use sport to justify hierarchies in unbridgeable natural difference. Dr. W. J. McGee, President of the American Anthropological Association, supervised an anthropology exhibit that displayed recently colonized people in a kind of human zoo where they were encouraged to reconstruct their ‘natural’ habitats and lifestyles for fair-goers. McGee also supervised an attempt to confirm white male athletic superiority scientifically. He organized an athletic contest among many of the non-white men who were part of the exhibition with the goal of compiling the first “interracial athletic records”. Though no whites competed, McGee nevertheless concluded that the data

Demonstrated what anthropologists have long known, that the white man leads the races of the world, both physically and mentally...in all-round development, no primitive people can rank in the same class with the Missouri boy (A Novel Athletic Contest 1904, p. 50).

The link between athletic prowess and the legitimacy of white male domination was always, at least potentially tenuous. Carlisle Indian Industrial School fielded successful football teams in the early twentieth century, often defeating the powerhouse college teams of the day. Press accounts failed to develop a consistent narrative about this success. It was explained, alternately, by supposedly racial traits of wily deception, or by an inherent ‘instinct and emotion’ that were insufficiently complimented by strategic thinking (Oriard 1993). But whatever the explanation, there was no denying the ability of Carlisle’s best player Jim Thorpe, a multisport athlete who would later be named the greatest athlete of the century by sportswriters in 1950.

These threats to white dominance in athletic competition were sometimes managed through exclusionary practices. In professional baseball, non-white players were met with hostility in some ballparks by spectators and fellow players sometimes refused to play with or against them. Cap Anson, a star player of the 1880s, steadfastly refused to play against black opponents, and team owners entered an agreement to ban black players from the game. As Adrian Burgos (2007) observes, “Exclusion was rooted in discourses that validated the masculinity and respectability of those who continued to participate in organized baseball, while they also denigrated the excluded, thereby encoding white privilege into the culture of organized baseball” (p. 265). These tactics sought to reserve elite sport as a realm of racial (and gendered) ‘purity’, where white men’s competitions could

be unsullied by the involvements of women or black men. Though these practices soon became entrenched in professional baseball, they came about as a result of a committed group of players, supported by sympathetic members of the press and the wider public. Owners sometimes sought to increase the talent pool by passing off dark-skinned players as ‘Spanish’, often attracting the curiosity of the press in the process. Baseball’s color line, which would last until 1947, eventually prompted the emergence of all-non-white and integrated leagues, with non-whites controlling every aspect of the organization, and covered by African-American newspapers.

Boxing, the sport most visibly and closely associated with dominant masculinity in the US at the turn of the twentieth century, had similar, if less consistent practices of exclusion. In the late nineteenth century, heavyweight champion John L. Sullivan announced that he would not fight a black man for the title. His stance was replicated by many subsequent champions and effectively barred black challengers for several years. This practice, however, came into conflict with the commercial potential of these matches. In 1908, Jack Johnson, a black boxer from Texas, after years of public lobbying, gained an opportunity to fight for the championship against Tommy Burns in Sydney, Australia. Johnson’s victory and ascension to the heavyweight champion, a position Gerald Early has described as the “Emperor of Masculinity” began a period of intense anxiety in the white mainstream and a search for a “great white hope” who could redeem the race (Ward 2006, p. 18).

The spectacle of Johnson’s reign as champion created a problem for popular narrators wishing to cast sport as evidence of white supremacy. As Ben Carrington (2010, p. 75) puts it:

How could whites continue to make claims of innate superiority over blacks when the very epitome of muscular physicality as represented by the heavyweight champion of the world was a negro, born of slaves, from East Texas? If that central aspect of racial ideology proved false, then where did that leave the theory of white supremacy itself, founded as it was, in part, upon the ‘facts’ of physical preeminence?

In 1908, white heavyweight champion Jim Jeffries was persuaded to come out of retirement to represent whiteness and “defend its athletic supremacy”. Johnson’s comprehensive victory in the newspaper-hyped ‘Fight of the Century’ sparked riots across the nation. Twenty people were killed and hundreds were injured. Having anticipated a Jeffries victory for weeks as the definitive reassertion, newspapers suddenly reversed course to diminish its now dangerous symbolic

importance. For example, the *Los Angeles Times* published an editorial “Word to the Black Man”, which warned:

Do not point your nose too high. Do not swell your chest too much. Do not boast too loudly. Do not be puffed up. Let not your ambitions be inordinate or take a wrong direction. Let no treasured resentments rise up and spill over. Remember that you have done nothing at all. You are just the same member of society today you were last week. Your place in the world is just as it was. You are on no higher plane, deserve no new consideration, and will get none. You will be treated on your personal merits in the future as in the past. No man will think a bit higher of you because your complexion is the same as that of the victor at Reno (Ward 2006, p. 216).

Efforts to contain the symbolic fallout from Johnson’s championship reign were evident in other ways as well. Plans to screen a film of the fight were thwarted by state and municipal laws banning its exhibition, and a congressional law that banned the interstate distribution of prizefighting films (Streible 2008).

After he finally lost the heavyweight championship to Jess Willard in 1915, it would be twenty years before another black man would be allowed to fight for the heavyweight title. When Joe Louis was finally granted the opportunity in 1935, his handlers, determined not to imperil such a rare opportunity, carefully managed his public image to avoid stirring white resentments. It was deemed vital, for example, that Louis never gloat or be photographed with a white woman. This deference to dominant norms did not prevent Louis from being positioned as a powerful symbol of black masculine virility, especially in the African-American press. As Theresa Runstedtler (2005) argues, newspapers such as the *Chicago Defender*, *The Baltimore Afro-American* and the *New York Amsterdam News* hailed Louis as a redeemer of black manhood and a challenge to “the masculine foundations of white supremacy” (p. 76). His celebrated triumphs over international adversaries, as well as those of track star Jesse Owens threatened to destabilize long-standing (though never universal) frameworks of sport as an arena for demonstrating white male supremacy.

2 Technological and Cultural Shifts in the Cold War Era

During the period following World War II, this instability intensified as major sports leagues slowly became racially integrated and the new technology of television altered sports presentations in important new ways. The National Football League (NFL) had informally banned black players since 1933, but the

prohibition was ended in 1946. Baseball's color line was bolstered by the tacit support of the mainstream press corps, and was finally transgressed in 1947 (Lamb 2012; Silber 2003). The National Basketball Association (NBA) ended a similar ban on black players in 1950. The process of integration was halting and uneven however, slowed by regional politics and the preferences of individual team owners. Washington, DC's NFL team, for example, did not have a black player until 1962 and Boston's baseball team did not sign one until 1959 (Smith 2012; Moffi and Kronstadt 1994, p. 3). Meanwhile, important leadership positions were a domain whose white exclusivity was surrendered only reluctantly. The first African American quarterback to play in the post-World War II NFL did not appear until 1972, the first black manager of a baseball team was not appointed until 1974 (Rhoden 2007; Skipper 2014).

Despite these gradual changes, white masculinity in sport remained central throughout the Cold War. Jeffery Montez de Oca (2013) argues that in the years following World War II, a broad movement sought to shore up national (white) manhood. Inspired by anxieties about military readiness in the face of a seemingly robust Soviet adversary, political and corporate leaders, in cooperation with media producers offered a means to mold "masculine, white citizens who could fulfill the state's Cold War needs as disciplined, patriotic workers, warriors and consumers" (p. 20). These discourses constructed a new formation of "fortified masculinity" that worked to address concerns about national defense, while simultaneously offering new forms of consumption. The new medium of television played an important part in this shift, offering college football as a consumer option, while helping to disseminate and promote strategies for promoting a more virile and fit masculinity.

As film had done in the early twentieth century, television offered new means of consuming sport that intensified the hegemonic pleasures of watching sporting bodies. Michael Real's (1975) study of the NFL's Super Bowl presents a televised spectacle as a kind of "corporate orgy", where consumption is celebrated alongside hegemonic myths that reinforce racial and gender hierarchies, while naturalizing capitalist organization (p. 41).

To make games more attractive, television producers introduced technical innovations that repositioned meanings of racialized masculinity around pro sports. Slow-motion instant replay, for example, facilitated new forms of pleasure after its introduction in December, 1963. Slow-motion replay created opportunities for fans to experience games in a new way, temporarily inhabiting the perspective of the increasingly black labor force in ways that constructed subtly altered forms of identification. Leola Johnson and David Roediger assert that:

On one hand, it made couch-bound athletes of all races able to imagine themselves 'in his shoes', seeing holes in the defense and the coming of contact in ways live action precluded... On the other hand, slow-motion replays became vital to popularizing and even naming of specifically African-American sports performance styles (Johnson and Roediger 1996, p. 223).

Slow-mo also highlighted, in a socially acceptable way, the erotic pleasures of spectacular sporting bodies (which, then as now, were overwhelmingly represented as male). For cultural theorist John Fiske (1989), the technology presents the "erotic theatricalization of the athletic body" and interjects opportunities "to eroticize power, to extend the moment of climax" (p. 219). Through replay and other presentational innovations, Margaret Morse (2003) observes, televised sport is constructed as a spectacle that "alternates between dispersion and heaping of bodies in aesthetic and erotic display" (p. 383). In doing so, the technology overcomes a "strong cultural inhibition against the look at the male body" by packaging it to subtly offer these pleasures "free of uncomfortable homoeroticism" (p. 383, 389).

3 The Emergence of the Black Athletic Celebrity

It was in this new climate that black male stars began slowly, sometimes contentiously, to emerge. During the political and cultural tumult of the 1960s and 1970s, black athletes sometimes played a pronounced role, aided by strategic attempts to co-produce their mediated identities as public figures. Champion boxer Cassius Clay, for example, transformed into Muhammad Ali in 1964, all the while presenting a confrontational and unambiguously masculine public face. Facing a room full of disapproving reporters, he defiantly declared, "I don't have to be what you want me to be. I'm free to be what I want" (Remnick 1998, p. 207). Later, Ali would defy a draft order, risking prison and his career in the process. "I was determined to be the one nigger that the white man didn't get", he later explained (Remnick 1998, p. 291). Jim Brown, an NFL star, ended a brief but brilliant NFL career in 1965 to pursue a career as a movie and television actor, defying the team owner in the process. Curt Flood challenged baseball's reserve clause, calling himself, in provocatively race-conscious terms "a well-paid slave". At the 1968 Olympic games, Tommie Smith and John Carlos staged a protest against US policies that included a black power salute (Bass 2004, Hartmann 2004). These assertions challenged the post-Jack Johnson rules of public presentation for black athletes, though in time, these acts of defiance would

eventually be contained or incorporated into the changing, complex formation of racialized masculinity that came to find marketing opportunities in black athletic rebellion. Three decades after ‘the revolt of the black athlete’, Muhammad Ali’s image would be used in advertisements by Apple and Adidas to remind consumers to “Think different”, and that “Impossible is nothing”.

Other, more accommodating black stars found tremendous success as advertising icons in the decades that followed. OJ Simpson, for example, became a new kind of black star who could appeal to mainstream audiences. Simpson was a pitchman whose appeal lay not only in his athletic talent, but in projecting a persona relatable to mainstream tastes. By assiduously distancing himself from the radicalism of the Civil Rights movement of the late 1960s and early 1970s and allowing himself to be presented as “a seemingly ‘colorless’ but in fact fully racialized commodity, brilliantly positioned to be marketed to middle-class white men”, Simpson reaped substantial rewards by playing on both his racial difference and his “accessibility”.

Michael Jordan would reap the rewards of a similar dynamic in the 1980s and 1990s. As Mary McDonald and David Andrews (2001) have argued, Jordan was framed as “strong, competitive and brave”, but also “affable and approachable” (p. 29). His extraordinary body became a racialized point of fascination and interest, while his persona easily expressed norms of “hegemonic masculinity” (Connell 2005). Like Simpson, Jordan was careful to avoid political positions that might compromise his appeal. When Harvey Gantt challenged racial segregationist Jesse Helms’ Senate seat, Jordan declined to endorse him. Though depoliticized, Jordan’s racial identity was key to his appeal. Douglas Kellner (1996) notes that “Jordan is a distinctly *Black spectacle* and his Blackness is clearly a central feature of his image” (p. 461). But while Jordan’s identity as a black athlete worked to promote his appeal as an exoticized commodity, it also contributed to an emerging ideology of colorblindness. As the “living, breathing, and dunking vindication of the mythological American meritocracy”, Jordan seemed to confirm that race no longer existed as a legitimate barrier to success, even while he was positioned in contrast with the spectre of the “dysfunctional” black family invoked to explain ongoing disparities (Andrews 2001, p. 125).

During this same period, despite the rise of black masculine athletic icons with crossover appeal, white men continued to circulate as heroes and authority figures. For instance, Nick Trujillo (1991) finds in Nolan Ryan a forceful articulation of patriarchy, frontiersmanship, and virile heterosexuality. Messner et al. (2000) describe how televised sport glorifies hegemonic masculinity through acts of violence, aggression and toughness on the field, while subtly underscoring white

authority by highlighting white men in commercials and positioning them as the almost universal “voices of authority” as anchors and commentators (p. 382).

But the complications brought about by the growing visibility of black dominance nevertheless erupted in public expressions of anxiety, or were expressed as cool, dispassionate science that re-inscribed the historical fiction of race. A 1997 *Sports Illustrated* cover story for example, asked “What Ever Happened to the White Athlete?” It pronounced “The white athlete is getting out. The white athlete—and here we speak of the young men in team sports who ruled the American athletic scene for much of the century—doesn’t want to play anymore” (Price 1997, p. 32). Arguments, tentative and otherwise, for a race-based advantage for black players circulated widely in such diverse sites as *The New Yorker*, *Sports Illustrated*, *Runner’s World*, an NBC News documentary titled *Black Athletes: Fact and Fiction*, and in a 2001 book titled *Taboo: Why Black Athletes Dominate Sports and Why We’re Afraid to Talk About It*.

In the wake of this disquiet, Kyle Kusz (2007) argues, new styles of sporting performance, and even new sports began to emerge. In tennis, cycling, and in newly constituted “extreme sports”, Kusz reads a “dramatic discursive reversal of the American racial order and racial power in the United States that disavowed systemic white privilege, while it simultaneously and paradoxically worked to restore and re-secure white hegemony” (p. 3). Through these corners of an expanding mediated sportscape, white masculine hegemony was reasserted, but was complicated by threats elsewhere.

Despite the visible and growing presence of black stars in the masculine proving grounds of the NFL and NBA, white men dominated control of the leagues in its ownership and administration. These interests have sought to manage the perceived liabilities to the league’s public image. When David Stern became NBA commissioner in 1984, he remembered “sponsors were flocking out of the NBA because it was perceived as a bunch of high-salaried, drug-sniffing black guys” (Gross 1984). At the start of the twenty-first century, signs associated with urban blackness seemed to offer a strong, even defiant (and therefore problematic) assertion of black male identity, which aroused the concern of league administrators (Boyd 2003). Anxieties about a creeping influence of *hip-hop culture* manifested in the response to a brawl in November, 2004 in Detroit. In response to this incident, the league implemented a range of responses to control and contain the league’s workforce, including a dress code for players aimed at limiting the cultural signs associated with blackness (Leonard 2012).

In a similar way, the NFL has created new penalties to discourage “excessive celebration” and to counter depictions of the league that often frame the league

as a site of excessive violence and criminality (despite the fact that rates of crime and violent crime are actually lower among NFL players than in the general population). Indeed, as a recent collection by Leonard and C. Richard King (2011) argue, sport has become a key site where “blackness is commodified even as it is pathologized and criminalized within public discourse” (p. 8).

During this same period, whiteness found celebration in its intersection with athletic femininity. The WNBA, founded in 1996 and the 1999 Women’s World Cup attracted attention from media commentators who framed the women’s sports as attractive alternatives to the supposedly distasteful performances found in the NBA and other professional leagues (Banet-Weiser 1999). It is also worth noting that these claims that women’s sports compare favorably with (black-dominated) male sports have not challenged masculine domination of mediated sport in general. As recent studies indicate, television coverage of women’s sports has in fact declined since the late 1990s and today makes up a very small proportion of sport coverage (Cooky et al. 2013). Such conditions create severe challenges for women’s professional sports. The WUSA, a women’s professional soccer league launched in the wake of the 1999 Women’s World Cup success, collapsed in 2003, while six WNBA franchises folded between 2002–2009.

Baseball meanwhile, which has declined in popularity relative to other major male sports leagues in the post-war period, celebrates the end of league segregation in 1947 as a key moment—often as *the* key moment—in the game’s history. In 1997, in a ceremony involving President Bill Clinton, Jackie Robinson’s uniform number 42 was officially retired, meaning no future players would be allowed to wear it. Robinson’s legacy, and that of the black-owned and operated Negro Leagues that grew during the era of segregation (and ended shortly after Robinson’s breakthrough) are honored each year in the league. The presence of African-American baseball players has dipped significantly since the 1970s, however, a reality that the league has sought to address through the implementation of special programs designed to draw more black boys to the game. Latinos meanwhile, became baseball’s “majority minority” in 1997, a development that has been tentatively embraced by league owners and officials as a source of inexpensive talent and a possible marketing opportunity, if racial and linguistic differences can be managed within an assimilationist framework (Burgos 2007).

The emergence of the Internet has provided a complex platform for articulations of anxieties about race, masculinity and power. Fantasy leagues, once calculated on paper and played by a small subculture of devotees, exploded in popularity as Internet access became mainstream. Tens of millions of gamers in the US now imagine themselves in the role of a team executive, acquiring and

disposing of professional athletes in competitions played mostly by professional, white men. Video games, linked through the web offer similar opportunities, as gamers control the movements and deployment of elite athletes in officially licensed video games such as EA Sports' *Madden NFL* franchise. These fantasy and video gaming options, linked through a presentational feature I call 'vicarious management', are available for a wide variety of sports, from bass fishing to auto racing, but their most popular forms by far center on football, now by some distance the most popular sport in the US, a historically important sphere for the performance and celebration of hyper-masculine ideals. Black men now make up approximately two-thirds of NFL players, a fact that has been presented to the mainstream with profound ambivalence. This new form of engagement with football, I argue, acts as a new form of social ritual where race (both that of the gamers and of the players they imagine themselves controlling) is a central feature (Oates 2009).

In the first decades of the twenty-first century, sport has retained its importance as a proving ground for racialized masculinity, though the terms and meanings of these contests have changed. But while technologies and player populations have changed, it is vital to note that team owners and league administrators remain overwhelmingly white and male. New technologies and presentational styles have changed sport media in significant and important ways, but control of these industries has remained almost exclusively white, and men are still dramatically overrepresented at most levels of the production and maintenance of the sport media system. While sport media has often reinforced, sometimes complicated, and consistently influenced the direction of the broader American society, its structure is also shaped by larger patterns of gendered and racial dominance.

References

- Andrews, David L. 2001. The fact(s) of Michael Jordan's blackness: Excavating a floating racial signifier. In *Michael Jordan, Inc. Corporate Sport, Media Culture, and Late Modern America*, ed. David L. Andrews. Albany: State University of New York Press.
- World's fair bulletin*. 1904. A novel athletic contest. 5. September.
- Banet-Weiser, Sarah. 1999. Hoop dreams: Professional basketball and the politics of race and gender. *Journal of Sport and Social Issues* 24 (4): 403–421.
- Bass, Amy. 2004. *Not the triumph but the struggle: 1968 Olympics and the making of the black athlete*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bederman, Gail. 1995. *Manliness and civilization: A cultural history of gender and race in the United States, 1880–1917*. Chicago: University of Chicago Press.

- Boyd, Todd. 2003. *Young, black, rich and famous: The rise of the NBA, the hip-hop invasion and the transformation of American culture*. New York: Doubleday.
- Burgos, Adrian. 2007. *Playing America's game: Baseball, Latinos, and the color line*. Berkeley: University of California Press.
- Carrington, Ben. 2010. *Race, sport and politics: The sporting black diaspora*. Thousand Oaks: Sage.
- Connell, Raewyn W. 2005. *Masculinities*. Cambridge: Polity.
- Cooky, Cheryl, Michael Messner and Robin Hextrum. 2013. Women play sport, but not on TV: A longitudinal study of televised news media. *Communication and Sport* 1 (3): 203–230.
- Fiske, John. 1989. *Television culture*. New York: Methuen.
- Gross, Jane. 1984. NBA's rebuilding program is showing results. *New York Times*, 23. December.
- Hartmann, Douglas. 2004. *Race, culture, and the revolt of the black athlete*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hoberman, John. 1997. *Darwin's athletes: How sport has damaged black America and preserved the myth of race*. New York: Mariner Books.
- Holland, Sharon Patricia. 2012. *The erotic life of racism*. Durham: Duke University Press.
- Johnson, Leola and David Roediger. 1997. Hertz, don't it: Becoming colorless and staying black in the crossover of OJ Simpson. In *Birth of a nation'hood: Gaze, script, and spectacle in the OJ Simpson case*, eds. Toni Morrison and Claudia B. Lacour. New York: Pantheon.
- Kellner, Douglas. 1996. Sports, media culture and race—some reflections on Michael Jordan. *Sociology of Sport Journal* 13:458–467.
- Kusz, Kyle. 2007. *Revolt of the white athletes: Race, media and the emergence of extreme athletes in America*. New York: Lang.
- Lamb, Chris. 2012. *Conspiracy of silence: Sportswriters and the long campaign to desegregate baseball*. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Leonard, David J. 2012. *After Artest: The NBA and the assault on blackness*. Albany: SUNY.
- Leonard, David J. and C. Richard King. 2011. Introduction: Celebrities, commodities and criminals: African American athletes and the racial politics of culture. In *Commodified and criminalized: New racism and African Americans in contemporary sports*, eds. David J. Leonard and C. Richard King. Lanham: Rowman & Littlefield.
- McDonald, Mary and David L. Andrews. 2001. Michael Jordan: Corporate sport and post-modern celebrity. In *Sport stars: The cultural politics of sporting celebrity*, eds. David L. Andrews and Steven J. Jackson, 20–35. London: Routledge.
- Messner, Michael. 2007. *Out of play: Critical essays on gender and sport*. Albany: State University of New York Press.
- Messner, Michael, Michele Dunbar and Darnell Hunt. 2000. The televised sports manhood formula. *Journal of Sport and Social Issues* 24 (4): 380–394.
- Moffi, Larry and Jonathan Kronstadt. 1994. *Crossing the line: Black major leaguers, 1947–1959*. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Montez de Oca, Jeffery. 2013. *Discipline and indulgence: College football, media, and the American way of life during the Cold War*. New Brunswick: Rutgers University Press.

- Morse, Margaret. 2003. Sport on television: Replay and display. In *Television: Critical concepts in media and cultural studies*, ed. Toby Miller, 376–398. London: Routledge.
- Oates, Thomas P. 2009. New media and the repackaging of NFL fandom. *Sociology of Sport Journal* 26 (1): 31–49.
- Oriard, Michael. 1993. *Reading football: How the popular press created an American spectacle*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Price, S.L. 1997. Whatever happened to the white athlete? *Sports Illustrated*, 8. December, 30–42.
- Real, Michael. 1975. Super Bowl: Mythic spectacle. *Journal of Communication* 25 (1): 31–43.
- Reel, Guy. 2006. *The National Police Gazette and the making of the modern American man, 1879–1906*. New York: Palgrave-MacMillan.
- Remnick, David. 1998. *King of the world: Muhammad Ali and the rise of an American hero*. New York: Random House.
- Rhoden, William C. 2007. *Third and a mile: From Fritz Pollard to Michael Vick: An oral history of the trials, tears, and triumphs of the black quarterback*. New York: ESPN.
- Runstedtler, Theresa. 2005. In sports the best man wins: How Joe Louis whupped Jim Crow. In *In the game: Race, identity and sports in the twentieth century*, ed. Amy Bass, 47–92. New York: Palgrave-MacMillan.
- Silber, Irwin. 2003. *Press box red: The story of Ronald Lester*. Philadelphia: Temple University Press.
- Skipper, John C. 2014. *Frank Robinson: A baseball biography*. Jefferson: McFarland.
- Smith, Thomas G. 2012. *Showdown: JFK and the integration of the Washington Redskins*. Boston: Beacon.
- Streible, Dan. 2008. *Fight pictures: A history of boxing and early cinema*. Berkeley: University of California Press.
- Trujillo, Nick. 1991. Hegemonic masculinity on the mound: Media representations of Nolan Ryan and American sports culture. *Critical Studies in Media Communication* 8 (3): 290–308.
- Ward, Geoffrey C. 2006. *Unforgivable blackness: The rise and fall of Jack Johnson*. New York: Vintage.
- World's fair bulletin*. 1904. A novel athletic contest. 5. September.

Über den Autor

Ass. Prof. PhD Thomas P. Oates is an assistant professor of American Studies and Journalism & Mass Communication at the University of Iowa. He is co-editor of *The NFL: Critical and Cultural Perspectives* (with Zack Furness) and *Playing to Win: Sports, Video Games, and the Culture of Play* (with Robert Alan Brookey).

Tough Ain't Enough. Geschlecht im Sportfilm

Rüdiger Heinze

1 Einleitung

Der Sportfilm ist sowohl eines der ältesten als auch dauerhaft und durchgehend erfolgreichsten Filmgenres überhaupt. Seine Entstehung geht einher mit der Professionalisierung, Kommerzialisierung und frühen Mediatisierung von Sport in den westlichen Industriegesellschaften ebenso wie mit dem enormen Erfolg des Films als Industrie und Unterhaltungsmedium. Bereits in den experimentellen Anfangsjahren des Films, lange vor Spielfilmen und ausdifferenzierten Genres, gibt es Sport und Sportler_innen als Filmobjekte in kurzen Filmsequenzen.

Umso erstaunlicher ist es, dass der Sportfilm wissenschaftlich gesehen bis vor nicht allzu langer Zeit eher randständig war. So stellen Robert Gugutzer und Barbara Englert in ihrer Einleitung zu *Sport im Film* fest, dass Film und Sport zwar jeweils „seit langem Themen wissenschaftlicher Diskurse“ sind, aber nicht in Kombination (2014, S. 11). Die Filmwissenschaft und die Sportwissenschaft, so ihre Erklärung, „marginalisieren“ „aus je disziplinspezifischen Gründen den Sportfilm“ (2014, S. 14). Die Sportwissenschaft habe nicht die Methodik für Film und die Filmwissenschaft habe den Sportfilm aus anscheinenden Qualitätsgründen gegenüber anderen Genres wie dem Drama oder dem Western lange

Dies sagt die Figur von Clint Eastwood zur Figur von Hillary Swank im Box-Drama *Million Dollar Baby* (2004) auf ihre Feststellung hin, sie sei „tough“ genug, um im Ring zu bestehen.

R. Heinze (✉)

Technische Universität Braunschweig, Braunschweig, Deutschland

E-Mail: r.heinze@tu-bs.de

vernachlässigt. Zwar gebe es Ausnahmen, wie Leni Riefenstahls *Olympia* (1938) oder Scorseses *Raging Bull* (1980), diese werden aber gerade nicht wegen des Sports, sondern aufgrund ihrer schneller ersichtlicheren gesellschaftlichen und/oder ästhetischen Relevanz wahrgenommen (2014, S. 14).

Wenig überraschend trifft diese Bestandsaufnahme auch auf die Gender-Perspektive zu und zwar sowohl hinsichtlich der Verbindung von Sport und Geschlecht allgemein als auch von Geschlecht und Sportfilm im Besonderen. 1999 konstatieren Else Trangbaek und Arnd Krüger, dass es wenig Forschung zum Zusammenspiel von Sport und Gender gibt (1999, S. 14). Noch 2013 weisen Gertrud Pfister und Mari Kristin Sisjord darauf hin, dass es durchaus schon seit Jahrzehnten vereinzelt Studien gibt, diese aber vernachlässigt werden (2013, S. 7). Auch ihre Aufsatzsammlung enthält keinen Beitrag zur medialen Repräsentation von Sport im Film. Erwähnenswerte Ausnahmen sind das aufschlussreiche Kapitel in Aaron Bakers Buch *Contesting Identities: Sports in American Film* (2003), einzelne Beiträge in Sheila Scraton und Anne Flintoffs Sammelband *Gender and Sport* (2002) oder das Themenheft zum Sport der Zeitschrift *Feministische Studien* (2012).

Diese mehrfache Vernachlässigung hat naheliegende, intra- und interdisziplinäre Gründe. Neben den interdisziplinären Problemen der Methodik stellt sich die intradisziplinäre Frage nach dem Genre: Was gilt überhaupt als Sportfilm? Wie viel Sport ist nötig, um einen Film mit Sport von einem Sportfilm zu unterscheiden? Der Umfang der Sportsequenzen allein kann kein Kriterium sein, sonst wäre der von der Kritik durchweg als Sportfilm bezeichnete *Moneyball* (2011) wohl kein solcher, denn vom Baseball als gespielten Sport sieht man in diesem Film herzlich wenig – übrigens ebenso wenig wie vom Boxen in *Rocky* (1976).

Hinzu kommt, dass schon Gender, Sport und Film für sich genommen allesamt hochkomplexe, polyvalente, multidiskursive und fortlaufend gesellschaftlich verhandelte Themenfelder sind, deren zusammenführende Betrachtung eine große Zahl von interdependenten Variablen im Auge behalten muss und ein hohes Maß an Interdisziplinarität erfordert. Nicht umsonst ist das Kapitel zu Gender und Sport das mit Abstand umfangreichste in Bakers Buch *Contesting Identities: Sports in American Film* (2003).

Doch in den letzten Jahrzehnten sind eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Publikationen zum Zusammenspiel von Geschlecht und Sport auch im deutschsprachigen Raum erschienen, wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, weil der intrinsische Zusammenhang von Geschlecht und Sport so deutlich auf der Hand liegt: Die bipolare und heteronormative Geschlechterordnung ist in kaum einem anderen gesellschaftlichen Bereich so offensichtlich, nachdrücklich und mit Konsequenzen verbunden. Die bereits genannten Publikationen *Contesting*

Identities und *Sport im Film* sind herausragende Beispiele für diese Entwicklung und auch der vorliegende Band bezeugt das anhaltende wissenschaftliche Interesse.

Insgesamt ist die Forschung zu diesem Thema aber immer noch recht überschaubar, sowohl im deutschen als auch im angelsächsischen Raum. Bei diesem Desideratum setzt der vorliegende Beitrag an. Vor dem Hintergrund des bisher konstatierten dürfte es allerdings offensichtlich sein, dass ein Thema wie Sport und Geschlecht im Sportfilm nicht vollumfänglich abzuhandeln ist, weder deskriptiv noch theoretisch. Der hier gewählte Ansatz ist daher analytisch. Das heißt, es werden anhand von grundlegenden Fragen die wichtigsten Faktoren und Variablen sowie ihre gegenseitige Abhängigkeit vorgestellt, diskutiert und mit Beispielen unterfüttert.

2 Was ist die Relevanz von Sport?

Grundsätzlich ist Sport eine Körperpraxis und eine „Technologie des Selbst“ im Sinne Foucaults (Fleig und Heinsohn 2012, S. 4) und damit „primary site for the operation of modern forms of power, and [...] object of processes of discipline and normalization“ (Trangbaek und Krüger 1999, S. 16). Der Körper wird nicht nur der Einübung bestimmter Bewegungsformen, Interaktionsformen mit (gegnerischen oder gegebenenfalls kooperierenden) Mitspieler_innen sowie der Selbst- und Fremddisziplinierung unterworfen (oder unterwirft sich selbst), sondern auch dem expliziten (d. h. formalisierten) und impliziten (d. h. habituellen) Regelwerk der jeweiligen Sportart. „Die körperliche Performance, d. h. die Einrichtungen des Körpers, die Einsätze des Körpers, die Verkleidungen und die Zurschaustellungen des Körpers“, die für den Sport konstitutiv sind, „machen Personen [...] ‚greifbar‘, in vielerlei Hinsicht auch ‚identifizierbar‘ und damit, nolens volens, auch ‚kategorisierbar‘“ (Benkel 2014, S. 98).

Darüber hinaus berührt Sport in seinen mittlerweile vielfältigen Ausprägungen und Ausdifferenzierungen fast alle Gesellschaftsbereiche. Dabei „muss nicht nur zwischen verschiedenen Sportarten, zwischen Leistungssport, Schulsport und Gesundheitssport bzw. Fitness unterschieden werden [...], sondern auch zwischen verschiedenen Aspekten der Diskursivierung des Sports als integrelem Bestandteil moderner Gesellschaften“ (Fleig und Heinsohn 2012, S. 4), z. B. bezüglich Rolle und Funktion, Image, Differenzierung, spezifischer (räumlicher und zeitlicher) Praxis, usw., und dies jeweils vor dem Hintergrund eines spezifischen Kulturraums und eines spezifischen Zeitpunkts. „Der Sport

ist mit sämtlichen großen gesellschaftlichen Teilsystemen und wichtigen staatlichen Institutionen verknüpft. Er ist schon lange nicht mehr die schönste ‚Nebensache‘, sondern eine gesellschaftliche und ökonomische ‚Hauptsache‘“ (Fleig und Heinsohn 2012, S. 4). Sport ist insofern immer plural, d. h. er ist nicht nur vielfältig in sich selbst, sondern interagiert mit zahlreichen anderen gesellschaftlichen Diskursen wie „Gesundheit, Hygiene, Arbeit, Freizeit und Mode“ (Fleig und Heinsohn 2012, S. 4); er folgt nie nur seiner inneren Logik (Waitz 2014, S. 37).

Da Sport üblicherweise „in a variety of social settings by individuals with different backgrounds, motives, and social characteristics“ ausgeübt wird, qualifiziert er sich zudem eminent als soziale Praxis (Hall 2002, S. 6). Als solche wird er kontinuierlich von den Praktizierenden reproduziert und, im Laufe der Zeit, verändert (Hall 2002, S. 6): „Like all other forms of culture, sport is a creation of human agency and it can be transformed“ (Hall 2002, S. 7).

2.1 Was ist die Relevanz von Geschlecht im Sport?

Man mag der Aussage, Sport sei „the last great bastion of homophobia, racism and nationalism“ (Aitchison 2007, S. 1) nicht im ganzen Umfang zustimmen, es dürfte aber unbestritten sein, dass nur wenige gesellschaftliche Teilsysteme in so deutlichem und nachhaltigem Maße, und mit teils so schwerwiegenden Konsequenzen, nach Geschlecht differenziert sind wie der Sport. Shari Dworkin und Michael Messner fassen zusammen: „Sport has proven to be one of the key institutional sites for the study of the social construction of gender“ (2002, S. 17).

Auch hier gilt aber wieder, dass Sport weder ein homogenes und rein affirmatives, noch ein dauerhaft stabiles System ist, sondern eine soziale Praxis. Daraus folgt, nicht nur für Sport im Allgemeinen, sondern ganz besonders auch für das Zusammenspiel von Geschlecht und Sport:

The mutable nature of sport, of identity and of the relationship between the two offers possibilities for resistance, contestation and transgression of hegemonic gender and sexual power relations (Aitchison 2007, S. 1).

Folgende Schlüsselfaktoren können festgehalten werden:

1. Die spezifische Sportart mit Regeln, Präfiguration der möglichen Interaktionen der Sportler_innen mit anderen Sportler_innen (Gruppen- oder Einzelsport,

Sport mit oder ohne Gegner_innen, usw.) und die spezifische Differenzierung (Amateursport, Profisport, Schulsport, Freizeitsport, usw.).

2. Der spezifische räumlich und zeitlich kulturelle Kontext, d. h. die gesellschaftliche Einbettung, Diskursivierung und das Zusammenspiel mit anderen Teilsystemen. Hierzu gehört auch die Institutionalisierung (Zugang u. ä.).
3. Der Einsatz und die Darstellung des Körpers und die spezifischen Körpertechniken, d. h. die Performanz des Körpers und des Sports unter anderem in Abhängigkeit von den Regeln, den Interaktionsmöglichkeiten und -szenarien mit anderen Sportler_innen.
4. Die Differenzierungen von Geschlecht in der jeweiligen Sportart in Abhängigkeit von und im Zusammenspiel mit (1) bis (3), inklusive Präfiguration, Performanz und Diskursivierung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Dazu gehört zwangsläufig auch:
5. Die sexuelle Orientierung und ihre Bedeutung und Figuration in Abhängigkeit von und im Zusammenspiel mit (1) bis (4).

Je nach Sportart haben die Faktoren (4) und (5) unterschiedliche und unterschiedlich gewichtete Konsequenzen, zum Beispiel hinsichtlich Heteronormativität. Jede Sportart ist immer schon auf je spezifische Art und Weise geschlechtlich/sexuell/rollenstereotyp – sowie ganz allgemein identitär, also auch sozioökonomisch, ethnisch, usw. – präfiguriert, reglementiert, institutionalisiert und konnotiert.

6. Das Zusammenspiel mit anderen Faktoren der Identifikation und, potenziell, Diskriminierung, zum Beispiel ethnische und sozioökonomische (Selbst- oder Fremd-) Zuschreibung, Alter, Gesundheit, Beeinträchtigung, usw. Sport ist, wie oben bereits festgestellt, nie „nur Sport“.

3 Was ist die Relevanz des (Spiel)Films?¹

Film ist zum jetzigen Zeitpunkt ein Repräsentationsmedium mit spezifischen ihm zur Verfügung stehenden, plurimedialen, inhaltlichen und formalen Repräsentationsmitteln, spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen sowie spezifischen, aber dennoch hochvariablen, formalen und inhaltlichen Konventionen. Als hochkomplexes Zeichensystem birgt er immer das Potenzial zu Polysemie, Ambiguität und Ambivalenz. Für den *Spiel*film gilt insbesondere,

¹Wann immer in diesem Beitrag vom Film die Rede ist, ist der Spielfilm gemeint, außer wenn anders vermerkt.

dass ihm, anders als beispielsweise der Dokumentation, üblicherweise ein grundsätzliches „Fiktionalitätsanrecht“ zugestanden wird, er aber dennoch zu unterschiedlichen Graden und auf unterschiedliche Art und Weise auf die tatsächliche Welt rekurrieren kann und dies – als Produkt dieser Welt, welches von Menschen dieser Welt rezipiert wird – zwangsläufig auch tut.

Der Spielfilm hat also sowohl eine „Projektionsseite“ – er erfindet, verändert, verfremdet – als auch eine „Rekonstruktionsseite“ – er bildet die Welt mit den ihm eigenen Mitteln ab. Jeder Film ist eine Mischung dieser beiden Seiten. Allerdings ist die Rekonstruktion immer eine Konstruktion, denn kein Medium und kein Zeichensystem kann „einfach nur“ abbilden, sodass auch die Rekonstruktion *re-präsentiert*, verändert und verfremdet; dies gilt im Übrigen ebenso für Dokumentationen. Alles, was ein Spielfilm zeigt, wird *als* etwas gezeigt. Dies trifft auch auf der formalen Ebene zu, denn auch Montage, Schnitt, Mise-en-scène, Kamerafahrt, usw. „konstruieren“.

Darüber hinaus zeichnet sich die weitaus größte Zahl der Spielfilme durch das Vorhandensein von Charakteren (manchmal auch nur einen), Handlung/ Narration und Dramaturgie – üblicherweise generiert durch Konflikte und/ oder Veränderungen einer Ausgangssituation – aus. Mit anderen Worten: Spielfilm personalisiert, narrativiert, dramatisiert. So ist auch zu erklären, dass Spielfilm in den meisten Fällen auf wenige Protagonisten fokussiert und deren Geschichte erzählt, zumal die meisten Filme von begrenzter Länge sind. D. h. sie müssen beinahe zwangsläufig selektieren, montieren, fokussieren, editieren.

3.1 Was ist überhaupt ein Sportfilm?

Ebenso wenig wie es *den* Sport oder *den* Spielfilm gibt, gibt es *den* Sportfilm. Andere Genres wie der Western, die Romanze oder der Kriegsfilm scheinen auf den ersten Blick (ikonografisch, narrativ oder thematisch) leichter zu identifizieren. Viele Genretheorien, auf die sich eine Einordnung des Sportfilms explizit oder implizit stützen muss, heben entweder auf Semantik *oder* Syntaktik ab, aber nur beide zusammen sind analytisch nützlich und müssen zudem durch Pragmatik bzw. Berücksichtigung des sozio-kulturellen Kontextes ergänzt werden (Richter-Hansen 2014, S. 29).

Zieht man alle drei Komponenten in Betracht, so lässt sich durchaus eine kumulative Merkmalsliste des Sportfilms aufstellen. Der Sportfilm mag ein sehr heterogenes Genre sein, dennoch ist es existent: „Die Figur des (dargestellten) Sportlers, das (dargestellte) Sportereignis, die Implikationen von Gewinn und Niederlage, die gesellschaftliche Verortung und moralische Wirkung des Sports etc. *sind* semantische Bestandteile [...] von etwas, das sich sinnvoll als Sportfilm bezeichnen lässt“ (Richter-Hansen 2014, S. 33; Hervorhebung im Original).

Unter Verweis auf Arnold van Gennep identifiziert Malcolm MacLean eine prototypische Erzählstruktur: „[A] social order is disrupted by a liminal character [who] forces on the team, the town, the wider society an altered state of being; the team, in each case, is taken out of the ordinary world of social relations to a voyage of exploration and transformation, and on its return transforms the society it remains part of as well as bringing a new consciousness to many of its members“ (2014, S. 49). Dies lässt sich mit leichten Modifizierungen auch auf Filme anwenden, die eine Einzelsportart zeigen. Zum Beispiel kann das Team, je nachdem, ob der *liminal character* Trainer_in oder Sportler_in ist, durch den jeweils anderen ersetzt werden. In *Million Dollar Baby* (2004) wäre Maggie Fitzgerald die Sportlerin als *liminal character*, die den Trainer zu einem *altered state of being* zwingt; in *Karate Kid* (2010) ist es genau umgekehrt. Gugutzer und Englert schließlich listen typische binäre Konflikte auf, wie zum Beispiel Einer/Alle, Körper/Geist, Profit/Moral, usw. (2014, S. 16).

Ebenso gibt es wiederkehrende syntaktische Merkmale des Sportfilms. Dazu gehören sich wiederholende Trainingssequenzen, oft in Form von zeitraffenden Montagen, zahlreiche Nahaufnahmen des Körpers und des Gesichts und, je nach Sportart, Distanzaufnahmen/Totalen des Spielfelds oder der „Arena“ vor dem finalen Sportereignis/Wettkampf.

Pragmatisch gesehen kommuniziert der Sportfilm seine generische Selbstzuschreibung üblicherweise über eindeutige Trailer und Poster; hat sich ein Film in der Rezeption erst einmal mehrheitlich als Sportfilm verfestigt, ist es letztendlich unproduktiv, dies gänzlich in Abrede zu stellen. Hier ist es lohnenswerter zu fragen, warum dies so sein könnte bzw. wie dies gekommen ist.

Keines dieser Merkmale ist für sich genommen exklusiv für den Sportfilm; immerhin ist der Sportfilm immer auch ein Spielfilm. Es liegt zum Beispiel auf der Hand, dass Sport im Spielfilm „nur in Verknüpfung mit weiteren Erzählstrategien auftreten [kann], die ihrerseits höchstwahrscheinlich anderen Genres zugeordnet werden“ (Richter-Hansen 2014, S. 34). Mit anderen Worten: Es gibt keinen Film (außer vielleicht ein Experimentalfilm), der sich darin erschöpft, ein sportliches Ereignis zu zeigen (Richter-Hansen 2014, S. 35).

3.2 Was passiert, wenn Sport zu Sport im Film wird?

Sport bietet sich für die Verfilmung aus mehreren Gründen an. Als performative Körperpraxis und reglementierte Bewegungsform ist Sport fundamental visuell. Weiterhin wird Sport, auch Teamsport, regelmäßig über Heldenfiguren und als Heldengeschichte konstruiert, diskursiviert und rezipiert und ist damit gut geeignet für die im Film typische Personalisierung, Narrativierung und Dramatisierung. Auch die Metaphorik, Symbolik und Allegorik, mit denen Sport oft aufgeladen wird, lassen sich leicht in das Medium Film umsetzen. Zudem ist die im Profi- und Amateursport gängige saisonale Institutionalisierung eine gute Ausgangsbasis für die für den Sportfilm oft typische narrative Struktur (siehe oben).

Allerdings gibt es auch Spannungen, denn „die vermeintlichen Logiken des Sports sind oftmals nicht in eins zu bringen mit [...] den narrativen Konventionen des Unterhaltungskinos“ (Waitz 2014, S. 42). Das fängt damit an, dass die meisten Schauspieler_innen Sportler_innen spielen, deren Sportart sie nicht so gut beherrschen wie die tatsächlichen Sportler_innen. Sport, so er denn leistungsmäßig betrieben wird, besteht zum größten Teil aus Training und Wiederholung, nicht aus Wettkampf. In manchen Sportarten kann ein Wettkampf oder Spiel über mehrere Stunden gehen, in anderen nur ein paar Sekunden dauern. In Teamsportarten muss, entgegen populärer Heroisierung von Einzelspielern, die ganze Mannschaft ein wortwörtlich eingespieltes Team sein. All dies sind Faktoren, die sich der Narrativierung und Visualisierung im Film widersetzen und nicht einfach transponiert werden können, auch wenn sich Konventionen wie die zeitraffende Training-Montage oder die zeitdehnende Nahaufnahme etabliert haben. Eine grundsätzliche Spannung bleibt notwendigerweise bestehen; „die narrative Entfaltung, die jeweiligen Figurenkonstruktionen, aber auch die filmische Konstruktion des sportlichen Körpers als Zuschreibefläche gesellschaftlicher Diskurse und Problemlagen [ist] von einer auf Dauer gestellten Ambivalenz bestimmt“ (Waitz 2014, S. 49).

4 Was ist die Relevanz des Sportfilms? Was ist die Relevanz von Geschlecht im Sportfilm?

Die Relevanz des Sportfilms und des Geschlechts ergibt sich beinahe zwingend aus der Zusammenführung des bisher Geschriebenen.

Ebenso wie auf den Spielfilm allgemein trifft es auch auf den Sportfilm zu, dass er konstruiert und rekonstruiert: „Sportfilme reflektieren auf die eine oder andere Weise – affirmativ oder pejorativ, realistisch oder fantastisch – gesellschaftliche Wirklichkeit“ (Gugutzer und Englert 2014, S. 12); und sie haben das Potential, eine andere ‚Wirklichkeit‘ zu projizieren und imaginieren. Beide ‚Richtungen‘ können sowohl affirmativ als auch subversiv sein, je nachdem, was genau der jeweilige Sportfilm zeigt. Zumeist sind sie beides, wenn auch zu teils sehr unterschiedlichen Graden. Der Sportfilm hat sowohl eine „enormous and enduring capacity to capture sports mythologies in ways that lodge influentially in collective cultural memory“ (Rowe 2014, S. 7), als auch „the power to challenge and even subvert the status quo, though not as something dislocated from its larger historical context“ (Schultz 2014, S. 32). Man muss entsprechend genau analysieren, welche „sports mythologies“ (re)konstruiert werden und was genau an die Stelle des „status quo“ gesetzt wird. Grundsätzlich haben Sportfilme immer das Potenzial als Medium der Erkenntnis zu dienen, denn in vielen Fällen zeigen sie eine durchaus komplexe, oft auch heterogene und ambivalente Verhandlung wichtiger Themen wie identitäre Selbst- und Fremdzuschreibung, Werte, Ideologien, Weltbilder und Rollen (Gugutzer und Englert 2014, S. 15) – Themen, die allesamt schon im Sport selbst angelegt sind und auch dort schon verhandelt werden.

Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zu der Feststellung, dass Geschlecht und Geschlechterstereotype durchweg und zwingend von großer Relevanz im und für den Sportfilm sind, denn Sport selbst ist immer schon geschlechtlich/sexuell/stereotyp präfiguriert, differenziert, reglementiert, institutionalisiert und konnotiert. „Because of their inherent connection to the body, sports have traditionally played an important role in definitions of gender, especially masculinity. As a result, to some degree every sports film is about gender“ (Baker 2003, S. 3). Das soll kurz anhand zweier Beispiele gezeigt werden.

4.1 Beispiele

Girlfight (2000). Dieser US-amerikanische Film spielt in seiner Gegenwart in Brooklyn, ist frei erfunden und hat keine historische Basis. Er bedient sich einer realistischen Filmsprache, die sich am dokumentarischen Stil orientiert, also nicht mit Zeitraffer, Zeitlupe, Montage, Rückblende, usw. arbeitet. Die Hauptfigur ist eine junge Frau aus armen und schwierigen Verhältnissen in Brooklyn, die aufgrund ihrer Neigung zu gewalttätigen „Konfliktlösungen“ immer wieder in Schwierigkeiten gerät. Sie entschließt sich, ihre Neigung zu Gewalt durch das

Boxtraining unter Kontrolle zu bekommen. Im Laufe des Films entwickelt sich eine romantische Beziehung zwischen ihr und einem anderen Boxer; auch zeigt sich, dass sie eine gute Boxerin wird.

Durch eine Verkettung von Zufällen steht sie zum Höhepunkt des Films bei einem Turnier ihrem Freund im Ring gegenüber. Dieser weigert sich zunächst mit ihr zu kämpfen, tut dies aber schließlich doch. Der Film zeigt einen ausgewogenen Kampf (und macht auch deutlich, dass keiner der beiden den anderen schont), den sie gewinnt. In einem abschließenden Gespräch fragt sie ihr Freund, ob sie ihn jetzt, wo er gegen sie verloren habe, weniger respektiere, woraufhin sie antwortet, dass sie ihn jetzt erst recht respektiere, da er gegen sie gekämpft habe.

Der Film ist in vielerlei Hinsicht ein typischer US-amerikanischer Boxfilm. Ein (physischer/sozioökonomischer/ethnischer) ‚Underdog‘ boxt bzw. lernt das Boxen gegen diverse (personale/institutionelle/materielle) Widerstände, um sich behaupten zu können und/oder einen Weg aus der gegenwärtigen Situation zu finden. Die Verbesserung im Boxen geht mit einer charakterlichen Veränderung zum Positiven einher. In einem finalen Kampf muss die Protagonistin sich nicht nur dem Gegner, sondern auch sich selbst stellen und zeigen, was sie gelernt hat. Ein Sieg ist nicht zwingend notwendig, aber oft der Fall. Derart abstrahiert, scheint sich der Film nahtlos in die lange Reihe US-amerikanischer Boxfilme einzuordnen, eines der ältesten, einflussreichsten und erfolgreichsten Subgenres des Sportfilms überhaupt.

Allerdings gibt es bemerkenswerte Abweichungen. Die augenfälligste ist die Tatsache, dass die Hauptfigur eine Frau ist. Das ist an sich schon bemerkenswert, da die Mehrheit der Protagonisten im Sportfilm männlich ist, erst recht in Filmen, die eine Kampfsportart zeigen. Im Boxfilm aber ist es außergewöhnlich. Zwar ist es nicht der erste Sportfilm, der eine Boxerin zeigt (z. B. *Blonde Fist* 1991), und auch nicht der letzte (z. B. *Honeybee* 2001; *Million Dollar Baby* 2004; *Die Boxerin* 2004), aber Boxerinnen im Sportfilm sind trotz berühmter Beispiele wie *Million Dollar Baby* eine absolute Ausnahme.²

Das hat unter anderem damit zu tun, das Boxen bis vor nicht allzu langer Zeit von Männern dominiert wurde und weitestgehend auch immer noch wird. Professionelles und olympisches Boxen für Frauen gibt es erst seit relativ kurzer Zeit. In der Tat war das Profiboxen für Frauen lange Zeit ausdrücklich verboten

²Darüber hinaus ist nicht jeder Film, der eine Boxerin zeigt, ein Film, der konventionelle Geschlechterbilder oder gar die binäre Geschlechterordnung selbst in Frage stellt; *Million Dollar Baby* bleibt hinsichtlich Weiblichkeit, Männlichkeit und Körperlichkeit sehr konventionell.

mit der Begründung, dass Frauen der physischen Belastung nicht gewachsen wären. Boxen gilt als hart und brutal und wird üblicherweise mit archaischer, prototypischer Männlichkeit und Maskulinität konnotiert. Dies wird unterstützt durch die (halbnackte) Performanz der Körperlichkeit im Ring: „foregrounding the male body as visual spectacle may also work to support dominant masculinity“ (Baker 2003, S. 94). Mit Blick auf die dominante historische Funktion und Diskursivierung von Sport in der realen Welt kann man sagen, dass Boxen in vielerlei Hinsicht ein beinahe schon prototypischer Sport ist.

Allein die Tatsache, dass *Girlfight* eine Boxerin zeigt, ist entsprechend bemerkenswert. Noch auffälliger ist aber, dass die Protagonistin am Ende gegen einen Mann kämpft und dass sie diesen Kampf gewinnt. „Such strong, accomplished women athletes evade the dominant assumptions about the distinctness of masculinity and femininity, at least until the stories – as they often do – pull them back into the ‚binary structures‘ of gender and away from their transgendered identities“ (Baker 2003, S. 77). Genau dies tut schlussendlich auch *Girlfight* und bleibt damit eher konventionell: Die Protagonistin ist heterosexuell und findet Glück und Bestätigung in ihrer Beziehung mit ihrem Freund; auch wird ihre Weiblichkeit und Attraktivität an mehreren Stellen im Film unterstrichen. Insofern entspricht der Film dem, was Aaron Baker für die Mehrheit der Sportfilme mit weiblichen Protagonisten feststellt: „Most of the relatively few feature films about women athletes limit their achievements by enclosing them within much the same notion of self-negating femininity found in sports movies about men. The narratives in these movies center on how women can participate in sports yet retain a femininity defined primarily by their support for the needs of others, especially men and children“ (2003, S. 77). Nichtsdestotrotz ist der Film ein gutes Beispiel für alternative Identitäten im Sportfilm.

Personal Best (1982). Der Film spielt Ende der 1970er Jahre im Kontext der internen Qualifikationswettkämpfe US-amerikanischer Sportler_innen für die Olympischen Spiele 1980 in Moskau. Die Hauptfigur ist eine junge und relativ unerfahrene Mehrkämpferin, die versucht, ins Leichtathletikteam der USA zu kommen. Der Film spielt zwar in einem historischen Kontext, die Figuren und die Geschichte sind aber frei erfunden, wenn auch mindestens eine der anderen Hauptfiguren eine ‚echte‘ vormalige Wettkampfsportlerin ist (Patrice Donnelly). Der Film bedient sich einer eher seltenen Mischung aus Sportreportage und (ansatzweise) impressionistischen und expressionistischen filmstilistischen Mitteln. Das heißt, über Zeitlupe und Nahaufnahmen wird die physische Realität des Sports, die Körperlichkeit und die Performanz inszeniert und betont; über lautes Atmen, welches ein ausschließlich extradiegetisches Publikum hat (also nur von

den Zuschauer_innen und nicht von anderen Filmfiguren gehört werden kann), wird auf die Innerlichkeit der Sportler_innen verwiesen.

Im Laufe des Films beginnen die Hauptfigur und eine Rivalin um einen Platz im Team eine Affäre, die weder vom Vater noch vom Trainer gut geheißt wird, und zwar weniger aufgrund der sexuellen Ausrichtung als aufgrund der Tatsache, dass die beiden Athletinnen Konkurrentinnen sind. Auch wollen weder der Vater noch der Trainer ihre Machtposition gegenüber der jungen Frau aufgeben. Es zeigt sich aber, dass die erfahrenere Rivalin der jungen Athletin wichtige Ratschläge geben kann, sowohl in sportlicher Hinsicht als auch in emotionaler und charakterlicher. Im Laufe des Films kommt es zu weiteren Spannungen, als die junge Frau auch noch eine Affäre mit einem anderen Sportler beginnt. Zum Ende des Films ist zwar klar, dass aufgrund des Boykotts der USA keiner zu den olympischen Spielen fahren wird, aber beide Sportlerinnen schaffen es ins hypothetische Team (sie kämpfen jetzt ‚nur noch‘ um ihre persönliche Bestleistung, daher der Titel) und umarmen sich zum Schluss des Films.

Der Film ist in mehrerlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen zeigt er eine Sportart, die zumindest im US-amerikanischen Sportfilm eher selten gezeigt wird und deutlich weniger stark geschlechtstypisch konnotiert ist, als andere Sportarten (wenn natürlich auch genauso binär differenziert). Die meisten Sportfilme zeigen eine der kulturindustriell einflussreichsten Sportarten, also Boxen, Football, Basketball, Baseball.³ Dazu kommt, dass der Film nicht nur ungewöhnlich viel Performanz der Körper zeigt, sondern grundsätzlich viel nackte Körper in verschiedenen Kontexten. Am bemerkenswertesten ist, dass die Hauptfigur weiblich ist und die den Film dominierende – und klar positiv konnotierte – sexuelle Orientierung homosexuell, auch wenn die Hauptfigur zwischenzeitlich mit einem Mann Sex hat und somit als bisexuell bezeichnet werden kann. Schlussendlich besteht zwar keine der Affären mehr, allerdings rückt der Mann in den Hintergrund vor der Freundschaft und dem Vertrauen zwischen den beiden Frauen, welche am Ende des Films durch eine abschließende Umarmung nach einem Rennen in Szene gesetzt werden.

Insofern ist die Kritik, die Aaron Baker an diesem Film übt, nicht gerechtfertigt. Er (2003, S. 83) argumentiert, dass das homosexuelle Begehren dem Erfolg im Weg steht und die lesbische Frau wieder heterosexuell wird, sobald ein Mann da ist (ebd., S. 84). Dies ist aber nicht der Fall: Die junge

³Im englischen Sportfilm dominiert, wenig überraschend, der Fußball; der deutsche Sportfilm ist fast nicht existent, aber in den wenigen Beispielen wie *Das Wunder von Bern* (2003) oder *FC Venus* (2006) dominiert ebenfalls der Fußball.

Athletin wird gerade durch ihre Beziehung zu ihrer Konkurrentin besser und am Ende des Films ist es ihre, wenn auch nicht mehr sexuelle, Beziehung zu ihrer Rivalin, die Bestand hat, nicht die heterosexuelle zum Mann. Trainer und Vater werden sogar gänzlich an den Rand gerückt. Die grundsätzliche Kritik Bakers, dass der US-amerikanische Sportfilm beinahe durchweg heteronormativ ist und Abweichler entweder abstraft oder schnell wieder ins Team zurückholt, ist jedoch berechtigt.

Insgesamt sind diese beiden Beispiele Ausnahmen, wie ein Blick auf die große Mehrheit der Sportfilme zeigt, auch wenn in den letzten Jahrzehnten deutlich mehr Sportfilme mit alternativen Identitäten und gesellschaftlichen Systemen produziert worden sind. Auch wenn kulturübergreifende Verallgemeinerungen problematisch sind und viele meiner Beispiele aus dem US-amerikanischen Kontext kommen, lassen sich einige dominante, übergreifende, diachronisch nachhaltige Merkmale konventioneller Sportfilme in Bezug auf Geschlecht und Geschlechterinszenierungen auflisten:

1. Die meisten Sportfilme zeigen die in ihrem jeweiligen Kontext kulturindustriell bedeutsamen Sportarten. Hier muss beachtet werden, dass es von großer Bedeutung sein kann, in welchem Verhältnis die Produktionszeit des Films zu der gezeigten Zeit des Films steht. So zeigt ein Footballfilm immer eine in den USA dominante Sportart, aber es macht einen großen Unterschied, ob er die eigene Gegenwart zeigt bzw. konstruiert (*Any Given Sunday*) oder die historische Vergangenheit (*Remember the Titans*).
2. Gerade diese Sportarten sind üblicherweise geschlechtsstereotyp eindeutig differenziert, reglementiert, diskursiviert und konnotiert; diese Vereindeutigung überträgt sich meistens auch auf den Sportfilm.
3. Filmtechnisch bewegen sich Sportfilme bis auf wenige Ausnahmen in den Traditionen des filmischen Realismus und imitieren Stilmittel des dokumentarischen bzw. journalistischen Sportberichts.
4. Die Mehrheit der Hauptfiguren ist jung, männlich, weiß, oder, vermehrt seit den 1970er Jahren, schwarz, heterosexuell, hypermaskulin (Baker 2003, S. 3, 4, 50). Interessanterweise ist es ausgerechnet der in Bezug auf Geschlecht oft so konservative und konventionelle Sportfilm, der das Vorhandensein sozio-ökonomisch unterprivilegierter Menschen zumindest sichtbar macht, wenn auch mit fragwürdiger ideologischer Unterlegung.
5. Wo Frauen überhaupt als Hauptfiguren auftauchen, sind sie üblicherweise ebenfalls jung, weiß, oder, auch hier vermehrt seit den 1970er Jahren, schwarz, heterosexuell, hyperfeminin (Baker 2003, S. 77, 84; Hall 2013, S. 8).

6. (4) und (5) bedeuten im Umkehrschluss, dass es deutlich weniger Sportfilme mit Hauptfiguren gibt, die einer wie auch immer konstituierten/definierten Minderheit angehören. In den letzten Jahrzehnten gibt es immerhin deutlich mehr schwarze (und dabei auch positiv inszenierte) Hauptfiguren, zumindest im US-amerikanischen Sportfilm.
7. Egal ob Team Sportart oder Einzelsportart, der Fokus liegt meistens auf wenigen Hauptfiguren. Das hat mehrere Gründe: Zum einen neigt der Spielfilm grundsätzlich zur Personalisierung und Dramatisierung. Des weiteren – und diese Behauptung kann ich nur für den US-amerikanischen Film quantitativ verifizieren – ist der Sportfilm häufig von einer Ideologie unterlegt, die das Individuum ins Zentrum rückt und systemische Bedingungen und Zusammenhänge in den Hintergrund: „rewards go to the most deserving individuals. Differences in social position are [...] naturalized as evolutionary rather than as a result of a lack of competitive opportunities“ (Baker 2003, S. 2–3). Auch da, wo Teamwork und das Team als wichtig gezeigt werden, dienen sie primär als die ‚Familie‘, in der das herausragende Individuum seine Bestleistung erbringen kann (Baker 2003, S. 12). Der Kampf gegen Widerstände (wie Rassismus, Sexismus, ‚Klassismus‘) ist der Kampf jedes Einzelnen (Schultz 2014, S. 32) – und diese Widerstände sind zumeist wieder personalisiert (Baker 2003, S. 3). Kurz gefasst könnte man sagen: Im Sportfilm hat Sport – bzw. das den Sport ausübende Individuum – das Potenzial über alles zu triumphieren.

Allerdings ist kaum ein Sportfilm frei von Widersprüchen, Ambivalenzen, Ambiguitäten und Komplikationen, die Freiräume für alternative Identitäten und Repräsentationen lassen. Dies liegt an den oben ausgeführten Ambivalenzen und Komplikationen, die Sport und Film für sich genommen bereits mit sich bringen und die im Sportfilm aufeinandertreffen und sich vervielfältigen. In *Million Dollar Baby*, zum Beispiel, stellt sich zum Ende des Films auf einmal die Frage nach der Legitimität aktiver Sterbehilfe; in *Remember the Titans* öffnet sich über ein neues Mitglied im Team aus Kalifornien (der Film spielt in Washington, D.C.) plötzlich ein Diskurs über alternative Männlichkeitskonzepte und Homosexualität, sowie zum Ende des Films auch über körperliche Behinderung; und *Any Given Friday* zeigt immer wieder Probleme des Drogen- und Medikamentenmissbrauchs.

5 Fazit

Mit Sport und Film bringt der Sportfilm zwei der wirkmächtigsten – und auch differenziertesten, komplexesten und ambivalentesten – gesellschaftlichen Teilsysteme zusammen. Im Gegensatz zu vielen anderen Filmgenres (Horror, Science Fiction) ist der Gegenstand des Sportfilms noch dazu ein tatsächlich existentes System. Und da „die Differenzierung nach Geschlecht eines der konstitutiven Merkmale von Sport“ ist (Fleig und Heinsohn 2012, S. 7), ist die Gender-Perspektive bei der Betrachtung des Sportfilms unumgänglich. In der Tat ist ein erheblicher Teil der gegenwärtigen Forschung zum Sportfilm tendenziell multidiskursiv und intersektional; was jetzt noch fehlt, ist ein systematischer transkultureller Überblick und Vergleich, der der Globalisierung von Sport, Film und Sportfilm Rechnung trägt.

Schlussendlich „geht es um die Frage, inwiefern die sportliche Praxis [und deren filmische Repräsentation] die herrschende Ordnung bestätigt oder inwiefern sie Möglichkeiten bietet [aufzeigt und imaginiert], die zweigeschlechtliche Ordnung zu überwinden und Geschlechtergrenzen zu überschreiten. Denn Sport ist immer noch eine wichtige Möglichkeit, neue Bewegungsräume zu erschließen, die eigene Kraft zu erproben, zu messen und Grenzen auszuloten“ (Fleig und Heinsohn 2012, S. 5) und Film ist immer noch eine wichtige Möglichkeit, alternative Identitäten und gesellschaftliche Systeme zu imaginieren und damit – wortwörtlich – denkbar und umsetzbar zu machen.

Filme

- Any Given Sunday*. Reg. Oliver Stone. Warner Bros., 1999.
Blonde Fist. Reg. Frank Clarke. Blue Dolphin Film Distribution, 1991.
Das Wunder von Bern. Reg. Sönke Wortmann. Senator Film, 2003.
Die Boxerin. Reg. Catharina Deus. Credo Film, 2004.
FC Venus. Reg. Ute Wieland. Egoli Tossell Film, 2006.
Girlfight. Reg. Karyn Kusama. Independent Film Channel, 2000.
Honeybee. Reg. Melvin James. R.A.P. Filmworks, 2001.
Million Dollar Baby. Reg. Clint Eastwood. Warner Bros., 2004.
Moneyball. Reg. Bennett Miller. Columbia Pictures, 2011.
Olympia. Reg. Leni Riefenstahl. Olympia-Film, 1938.
Personal Best. Reg. Robert Towne. Geffen Company, 1982.
Raging Bull. Reg. Martin Scorsese. United Artists, 1980.
Remember the Titans. Reg. Boaz Yakin. Jerry Bruckheimer Films, 2000.
Rocky. Reg. John Avildsen. Chartoff-Winkler Productions, 1976.

Literatur

- Aitchison, Cara Carmichael. 2007. Gender, sport and identity: Introducing discourses of masculinities, femininities and sexualities. In *Sport and gender identities. Masculinities, femininities and sexualities*, Hrsg. Cara Carmichael Aitchison, 1–4. London: Routledge.
- Baker, Aaron. 2003. *Contesting identities: Sports in American film*. Urbana: University of Illinois Press.
- Benkel, Thorsten. 2014. In der Arena des Blutes und der Ehre. Gesellschaft und Kampf/ Sport im Fokus des Films. In *Sport im Film. Zur wissenschaftlichen Entdeckung eines verkannten Genres*, Hrsg. Robert Gugutzer und Barbara Englert, 93–111. Konstanz: UVK.
- Dworkin, Shari und Michael Messner. 2002. Just do ...What? Sport, bodies, gender. In *Gender and sport: A reader*, Hrsg. Sheila Scraton und Anne Flintoff, 17–29. London: Routledge.
- Feig, Anne und Kirsten Heinsohn. 2012. Einleitung. *Sport – Kult der Geschlechter. Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 30 (1):3–11.
- Gugutzer, Robert und Englert Barbara. 2014. Einleitung: Der Sportfilm als verkanntes Genre. In *Sport im Film. Zur wissenschaftlichen Entdeckung eines verkannten Genres*, Hrsg. Robert Gugutzer und Barbara Englert, 11–24. Konstanz: UVK.
- Hall, Ann M. 2002. The discourse of gender and sport: From femininity to feminism. In *Gender and sport: A reader*, Hrsg. Sheila Scraton und Anne Flintoff, 6–16. London: Routledge.
- MacLean, Malcolm. 2014. Truth and reality in screening sports' pasts: Sports films, public history, and truthfulness. *Journal of Sport History* 41 (1): 47–54.
- Pfister, Gertrud und Mari Kristin Sisjord, Hrsg. 2013. *Gender and sport. Changes and challenges*. Münster: Waxmann.
- Richter-Hansen, Tullio. 2014. He Got Game: Der Sportfilm als Genre. In *Sport im Film. Zur wissenschaftlichen Entdeckung eines verkannten Genres*, Hrsg. Robert Gugutzer und Barbara Englert, 27–36. Konstanz: UVK.
- Rowe, David. 2014. Preface: Sport in film. Action and reaction. In *Sport im Film. Zur wissenschaftlichen Entdeckung eines verkannten Genres*, Hrsg. Robert Gugutzer und Barbara Englert, 7–10. Konstanz: UVK.
- Schultz, Jaime. 2014. The truth about historical sport films. *Journal of Sport History* 41 (1): 29–45.
- Scraton, Sheila und Anne Flintoff, Hrsg. 2002. *Gender and sport: A reader*. London: Routledge.
- Trangbæk, Else und Arnd Krüger, Hrsg. 1999. *Gender & sport from a european perspective*. Copenhagen: European Committee for the History of Sport in Europe.
- Waitz, Thomas. 2014. Die filmische Produktivität des Sports. In *Sport im Film. Zur wissenschaftlichen Entdeckung eines verkannten Genres*, Hrsg. Robert Gugutzer und Barbara Englert, 37–51. Konstanz: UVK.

Über den Autor

Prof. Dr. Rüdiger Heinze Transmedial Narratology, Migration Studies, Popular Culture and Cultural History.

Teil IV

,Race‘ und Ethnizität

Feminist Perspective of Race/Ethnicity and Gender in Sport

Mary G. McDonald

1 Introduction

To discuss gender is to acknowledge that gender is embedded with race. Feminists of color, particularly those writing within North America, have most persistently theorized this axiom. For instance, Kimberlé Williams Crenshaw (1989, 1993) offers the concept of intersectionality as one way to capture this phenomenon. Crenshaw's analysis of US legal doctrine and anti-domestic violence movements reveals the limits of a single axis focus on race or gender. According to Crenshaw, too frequently the law and political organizing conflate gender with white women, and race with black men. This conceptualization fails to account for the historically constructed experiences of black women. This is an important issue, for 'the experience of race...fundamentally alters gender' producing 'a qualitatively different power relation' (Watson and Scraton 2013, p. 37). To counter this exclusion Crenshaw offers the metaphor of a traffic intersection to show how structural, political, and representational intersectional formations—the complex interactions of racism and sexism—combine in contextually specific ways to differentially shape experiences and opportunities.

Elaborating further Brah (1996, p. 109) notes, these influential forces 'are experienced simultaneously, and cannot be reduced to independent variables [...] The oppression of each is inscribed within the other—is constituted by and is constitutive of each other'. This perspective not only helps to theorize black women's fluid social locations but also allows theorists to diverge from additive

M.G. McDonald (✉)
Georgia Institute of Technology, Atlanta, USA
E-Mail: mary.mcdonald@hsc.gatech.edu

approaches that ignore the interacting impact of racial and gendered discourses and structures. Scholars recognize that discourses and structures that shape experiences and identities 'are also lived subjectively and practiced in relations with others. Moreover, they are co-produced through such interactions' (Levine-Rasky 2011, p. 247–248).

While many feminists view gender – including iterations of masculinity and femininity – as constructed effects of power, so too do many critical scholars recognize that race is socially constructed. This includes insights about whiteness, which like other 'racial categories is more than a classification of physical appearance; it is largely an invented construct blending history, culture, assumptions, and attitudes [...] which form a hegemonically privileged' racial norm (Babbs 1998, p. 10). Read from this perspective, identities, including those of race and gender, are not mere attributes. Rather, they are the effects of shifting processes, which likewise are important objects of theoretical investigation and interpretation (Scott 1991; Levine-Rasky 2011).

Scholars have extended their reach to explore socially constructed interacting discourses of sport as articulated through gender, race, class, and sexuality. This theorizing is further enriched via a range of ontological assumptions including postmodern, postidentitarian, and poststructural perspectives that recognize the 'more dynamic, shifting and multiplex constructions of intersectionality' (Yuval-Davis 2006). A consensus now has seemingly emerged within feminism and strands of sport studies research which recognizes 'that subjectivities are always produced within intersecting matrices of domination and subordination, inclusion and exclusion, and precisely how these forces coincide is contingent and, thus, unknowable in advance' (King and McDonald 2007, p. 9).

Much as within feminist theorizing, various iterations of intersectionality, – 'the relationships among multiple dimensions and modalities of social relations and subject formations' (McCall 2014) – have been deployed by sports and leisure scholars working within diverse geographical and national boundaries, particularly those within Europe and North America. (For overviews with additional theoretical points and examples see: McDonald 2014; Watson and Scraton 2013). These diverse deployments have simultaneously produced conversations about how well intersectionality travels since, for example, some scholars suggest that ethnicity – as linked through gender – is a more useful concept than race given the specificity of national histories and local contexts (Lewis 2009). This international body of scholarship reveals the ways in which gender and race/ethnicity articulate in different locales. Sports scholars recognize the importance of exposing the normative workings of power such as that of masculinity, a project made all the more complicated given the process of racialization. Scholars also

point out the necessity of exploring the articulations of gender and whiteness both within and beyond sports spaces (McDonald 2014). These developments help enable the mapping of complex and shifting matrices of domination and subordination.

In the remainder of this chapter, I offer brief vignettes, drawn from English language scholarship from North America and Europe, which differently reveal the unique intersectional interactions produced through sporting locales. This includes discussions of gender as articulated through bodies of ‘racialized others’ as well as the performance of whiteness as linked to different femininities and masculinities. It is important to note that a full account of these diverse articulations is impossible to narrate given the amount and range of scholarship on sports and intersectionality. As such this analysis is not exhaustive; rather, I selectively draw from feminist scholarship to offer ‘snapshots’ which suggestively point toward the complicated, contingent articulations of intersectionality, while centering those accounts related to race/ethnicity and gender.

2 Negotiating Sporting Practices and Identities: The Case of Football

Scruton, Caudwell, and Holland (2005, p. 71) suggest that the lives of female football (soccer) players in England demonstrate that social relations are ‘mutually constituted’ via micro-level interactions, social structures and representations. Their research examines the most popular organized sport for women in England, which the authors note is still largely played by whites, and mainly administered and coached by white men – even in areas with large ‘minority’ populations. The unequal distribution of opportunities, material resources, and sporting knowledge not only greatly determines who gets to play and administer the sport, but also shapes the ways in which the girls and women experience football as spectators and players. To gain further insight into this phenomenon, the authors interviewed female players who identify ‘with the terms Black British, White British and Indian Hindu’ (p. 72).

Based upon interview material, the authors suggest that in some cases black and South Asian women share similar experiences with white women and in other cases with black and South Asian male footballers. Much as also suggested by Crenshaw, these experiences are also qualitatively differed in important ways. For example, the authors document how gendered and raced stereotypical language and practices too frequently help create micro-aggressions and spaces of exclusion. One particularly telling story about the exclusionary status of sporting

spaces was shared by a study participant, thus further revealing ‘how socially constructed experiences of “being a girl” and “being Black” cannot be separated’ (p. 80). ‘Collette’ retrospectively shares a story of traveling to watch men’s football matches as a young woman. She was one of the few black fans, a status which moved beyond discomfort especially when sitting amongst ‘facist’, racist chants from white fans. During her travels to and while at matches, she was additionally subjected to unwanted attention from boys. In sum, this story is not just one individual account but resonates more widely as a tale of hypervisibility, harassment, and ‘othering’. According to Scraton et al. (2005, p. 80) Collette’s memory is of a male-dominated space that is both sexist and racist. Her gender and skin color mark her and locate her in relation to dominant maleness and Whiteness. In this incident she is placed in a vulnerable, and in her words ‘traumatic’ situation. The result was her marginalization since, ultimately, she stopped going to the games.

And while structures, practices, and ideologies greatly influence access to and the quality of sporting experiences, there are a variety of additional complicated practices at play. For example, Ratna (2011) focuses on the “vicissitudes of British Asian females’ racialized experience of gender and identity’ within football spaces in Britain” (p. 382). In doing so, the author also confronts and challenges the limitations of dominant public sentiment and academic scholarship, which too often reproduce colonial (mis)understandings. These dominant frameworks regularly suggest that British Asian women are simply ‘trapped’ within their culture’s traditional patriarchal norms, which limits their agency and interest in sport. Ratna suggest footballer’ experiences are far more complicated, as evidenced by her interviews with 19 British Asian girls and women, most of whom were born in Britain but trace their families of origin to Tanzania, Pakistan, and India. Those interviewed were both similar and different in relationship to cultural and religious affiliations, with four identifying as Sikh, six as Muslim, eight as Hindu, and one as Catholic. Additionally some of the players were more committed to practicing their religious faith than others. Most of the women and girls in this study additionally competed at elite levels of football both nationally and internationally.

Rather than being ‘passive victims’ of gender expectations promoted via ‘archaic traditional cultures and religions’ as homogenizing accounts often suggest, the girls and women in this study actively negotiated and resisted parental disapproval if and when it arose (p. 390). These micro-level negotiations suggest that whether or not parents subscribe to orthodox or liberal interpretations of gender expectations, parents do not simply control youth. Instead, daughters can

also use their own persuasive abilities to ‘empower their involvement in sport and physical activity’ (p. 390).

One of the study’s participants identified a shift in expectations, noting that the ‘world is changing, what it means to be a British Asian woman is also changing’ (p. 390). But this is a complicated characterization given competing definitions of British Asian womanhood, which circulate within sport and the wider culture, and these notions ‘are increasingly hybrid and fluid, across time and space’ (p. 382).

Some of the players actively distinguish themselves from those school peers thought to embrace ‘traditional’ or in colonial thinking – ‘backward’ (p. 391) practices. By articulating ‘modern’ preferences for the latest clothing style, music and popular social gatherings, some of these young women sought to walk a fine line appearing contemporary and ‘cool’ while also attempting to maintain their own ethnic roots. Other interview material documents that a few of the schools’ physical education teachers and coaches presumed the girls were not interested in participating in sports. In response, one young woman took matters into her own hands organizing practice sessions for herself and her friends. Other young women sought to challenge dominant mythologies in other ways, for instance, disentangling cultural norms and religious practices while passionately arguing that ‘Islam supports Muslim women’s involvement in sport and physical activity’ (p. 393).

Despite challenges and negotiations from these players, it is still important to recognize ‘the dominant ideology that British Asian women and young girls cannot and do not play sports like football remains’ as do ‘wider structural inequalities related to gender, “race” and ethnicity’ (p. 395). Still, in the presence of these inequitable social conditions, the girls and women in this study offered numerous strategies to negotiate racialized and gendered landscapes in order to meaningfully incorporate football into their lives. Moreover, their persistence in football reveals the complex articulations of power and resistance in sports.

3 Racialized Gender Relations and Sport within the United States

Writing within a different context, several theorists have suggested that black women living in the US are uniquely positioned as both highly visible and invisible. This contradictory state of affairs is best witnessed in a 2007 media event surrounding radio talk show host Don Imus and the Rutgers University women’s

basketball team. The day after Rutgers finished their outstanding season (including a 27–9 record) with a loss to the University of Tennessee in the National Collegiate Athletic Association's (NCAA) national basketball championship title game, Imus made disparaging remarks about the predominantly African American Rutgers team. On his radio show, *Imus in the Morning*, the talk show host at one point pejoratively referred to the team as composed of 'nappy headed hos'. While Imus eventually met with the Rutgers team and publically apologized for these words, this media event offers insights about the ways in which gender and race articulate in problematic ways both within and beyond the world of sports.

Historically and in contemporary times, 'nappy' has many associations, but it is often used as a derogatory term to disparage the texture and style of black women's hair. The word 'ho' is a contemporary slang word, shorthand for 'whore' which negatively refers to a prostitute or sexually 'promiscuous' women. The phrase 'nappy headed hos' is thus not a mere utterance of a single person, but is suggestive of a longer history of racist and sexist oppression. By disparaging hair texture, this comment participates in inequitable regimes where women are more frequently subject to cultural surveillance around bodily appearance. This case demonstrates how norms of 'beauty' are linked to culturally created standards that privilege white ideals and that somehow the Rutgers players showed an 'unwillingness, resistance or inability to accept or adopt white, middle-class standards of emphasized femininity' (Cooky et al. 2010, p. 151). Furthermore, the deployment of 'whore' has long been used as a means to control female autonomous sexuality and this is similarly tied to the gendered body and the process of racialization. Within the US and dating back to the time of slavery, African American women have been repeatedly stereotyped as somehow more sexually adventurous, 'promiscuous' and hypersexual – especially in relationship to white middle class women (Collins 1990; McDonald and Thomas 2010).

That Imus and his colleagues would choose to characterize the team in such negative ways given Rutgers' season-long achievements, including playing for the national championship title, is particularly telling. His words reflect an attempt to reinforce the often trivialized status of women's sport given the culturally constructed associations of sports with masculinity. Despite considerable challenges, masculinity is still a powerful organizing principle, and is frequently placed in binary opposition to femininity, which helps marginalize girls and women's sports. Moreover, as empirical research suggests, these expectations are frequently qualitatively different 'for African-American female athletes given the ways in which African-American women have long been portrayed in the

media, and specifically sports media, as both hyper-sexualized and less feminine' (Cooky et al. 2010).

Importantly, some of the most powerful criticisms of the interlocking relations involved here came from the Rutgers players themselves. For example, Rutgers' team captain Essence Carson observed that Imus' 'nappy-headed hos' comment represents a 'race specific' attack on women (cited in Kelley et al. 2007, p. 32). The team and their supporters also mobilized notions of upward mobility and respectability, suggesting that the players were instead 'accomplished' and 'classy' to counteract Imus's disparaging remarks (Cooky et al. 2010). In this way, members of the Rutgers' basketball team joined with allies to offer counter narratives, thus challenging both the disparaging worldviews and the corporate media's agenda setting role. These acts of resistance again reveal the ideologically contested landscape of sports and sports media representations (McDonald and Thomas 2010).

And yet, despite notable exceptions and points of resistance, sports media coverage frequently reproduces hegemonic masculinity – the culturally idealized form of masculinity equated with characteristics such as strength, assertiveness, and virility. In particular, visible men's sports such as football (soccer), American football, and basketball offer ideologically powerful masculine discourses communicating messages about what it means to be a man. And yet these images are always already complicated by race. For example, too frequently media texts present white men as intelligent athletes and black men as 'naturally' athletic and hypersexual. This framing has produced contradictory effects, for instance, in positioning black men both within stereotypical notions of black physicality and as the emblems of hegemonic masculinity.

Within the US, these processes of racialization also extend to narratives connected to Asian Americans. One illuminating way to see these differential framings is through the example of 'Linsanity', the media mania which greeted the National Basketball Association's (NBA) Jeremy Lin and his successful 2012 debut with the New York Knicks (Park 2014). Lin, who is Asian American, averaged over 20 points and 7 assists in his first 5 games, triggering a media firestorm in a league whose history includes very few Asian or Asian American players. While the majority of media frames articulated Lin's success as a parable of upward mobility obtained through hard work and perseverance as the embodiment of the American Dream, numerous storylines communicated racist tropes of his alleged 'foreignness' (even though Lin was born in the US). Storylines also contained characterizations of Lin as being 'deceptively quick' and 'surprisingly athletic,' descriptors that ideologically rely upon

pre-existing 'feminized' narratives of 'Asian-ness' as naturally 'passive, weak, and unathletic' (Park 2014, p. 16).

As Park (2014) suggests, representations of Jeremy Lin serve contradictory ends. On the one hand, the basketball player's success potentially challenges culturally constructed feminized images of Asian American men. On the other had, the fanatical level of coverage coupled with media storylines placing Lin as an example of 'racial exceptionalism' suggests that his 'unimaginable' achievements set Lin apart from the Asian 'norm' of 'feminized' and 'failed' athletic masculinity. In this way, Lin's alleged atypical athletic status coupled with dominant 'emasculating narratives' serve to further marginalize Asian masculinities (p. 1). Rather than disrupting hegemonic masculine norms, the overwhelming media attention to Lin's achievements underscore 'the regulatory practices by which subordinated masculine bodies are configured and policed' (p. 17).

4 The Workings of Whiteness and Sport

One of many illuminating aspects of social theorizing is the recognition that intersectionality need not be exclusively applied to the shifting structures and processes that impact 'minority' and 'minoritized' masculinities and femininities. Rather, the flexibility of this notion as related to matrices of privilege and penalty (Collins 1990) allows for the intersectional analysis of the workings of whiteness (Levine-Rasky 2011). In this way, the focus is not simply about the complex 'effects of racism on people of color' but allows for 'inquiry that targets the knowledge and subjects perpetuating racism' (McDonald 2005). Thus, this emphasis expands investigations into the contradictory process of 'social positioning in the relations between groups as problems of power, action, and resistance' (Levine-Rasky 2011, p. 250).

One particularly useful site to explore the workings of whiteness is via the sport of ice hockey. The National Hockey League (NHL) is largely white and only one black player, Canada's Jerome Iginla, participated in men's ice hockey during the 2006 Olympic Games (Poniatowski and Whiteside 2012). However, it is important to recognize that whiteness is not merely the presence of whites, but a hegemonic project that too often privileges and narrates white bodies as extraordinary. Poniatowski and Whiteside's analysis of six Canadian games telecast on NBC and its network affiliates suggest that the 2006 Olympic Games announcers' commentary provides lessons for grasping the construction of heroic white masculinity.

During the Games, commentators repeatedly referred to the players as intelligent and larger-than-life figures who are also concerned ‘good guys’, ‘good teammates’, and ‘good family men’. Thus ‘hockey players’ larger-than-life stature and unbreakable bodies provided them with a hero-like status ‘that put them in a position to then also provide moral guidance’ (p. 12). In sum, the Canadian players presumed ‘dedication to their families, friends, and colleagues provides lessons on moral conduct and the commitment to family and team becomes the epitome of White masculinity’ (p. 13). This image of masculine athlete-intellecuals providing moral guidance in a fractured world is an especially powerful narrative when contrasted with dominant (and racist) images of black male athletes as self-centered and selfish (Poniatowski and Whiteside 2012).

Suffice it to say, inequitable historical conditions have also helped to produce a ‘heroic’ white femininity narrative. This narrative diverges from the alleged heroism promoted through white masculine bodies and instead features a contradictory combination of competitive fire, sportsmanship, bourgeois morality, and maternal care (McDonald 2014). This idealized image of heterosexual femininity has traveled across a variety of sports spaces, including the world of professional tennis and the Women’s National Basketball Association (WNBA). This image of the ‘good white girl’ ideologically helps allay (rather than challenge and change) the homophobia frequently connected to women’s sports. In the case of the WNBA this heroic feminized discourse also offers a (whitened) non-threatening image of athletic care and concern amongst the predominantly African American playing force in order to appeal to white conservative fans and the broader public (McDonald 2014).

5 Final Thoughts: Moving Toward Just Sporting Practices

Far from an innocent activity of freely chosen leisure, sport is an important site for the production and naturalization of differences. In this chapter, I have offered specific examples to help illuminate the concept of intersectionality, particularly in regards to interlocking relations of gender and race/ethnicity – not as attributes naturally grounded in the body – but as modalities of inequitable social relations. Black feminists originally used this sensibility to reveal particular articulations of power that differently impact the lives of women of color. Subsequent applications include analysis of the ways in which dominant norms around whiteness and masculinity are problematically articulated in diverse ways within specific

contexts. The examples offered in this chapter further illustrate the contingent and contradictory movements of power.

It should be additionally noted that feminists of color have long advocated the need to work across socially constructed differences in order to build coalitions needed to challenge inequitable social relations (McDonald 2014). This history suggests that discussions about the intersections of race and gender in sport and broader cultures are not merely academic concerns. Levine-Rasky (2011, p. 251) captures this sentiment in pragmatically suggesting that analyses of power ‘may contribute to its more equitable distribution among disparate groups’. It is my hope that content from this chapter has helped to raise awareness with the ultimate goal of progressive social change in sport and beyond.

References

- Babbs, Valerie. 1998. *Whiteness visible: The meaning of whiteness in American literature and culture*. New York: New York University Press.
- Brah, Avtar. 1996. *Cartographies of diaspora: Contesting identities*. London: Routledge.
- Collins, Patricia Hill. 1990. *Black feminist thought: Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*. New York: Routledge.
- Cooley, Cheryl, Faye Linda Wachs, Michael Messner and Shari Lee Dworkin. 2010. It's not about the game: Don Imus, race, class, gender, and sexuality in contemporary media. *Sociology of Sport Journal* 27:139–159.
- Crenshaw, Kimberlé. 1989. Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist politics and antiracist politics. *University of Chicago Legal Forum* 140:139–167.
- Crenshaw, Kimberlé. 1993. Mapping the margins: Intersectionality, identity politics and violence against women of color. *Stanford Law Review* 43:1241–1299.
- Kelley, Raina, Starr, Mark and Conant, Eve. 2007. A team stands tall. *Newsweek*, 23. April, 32.
- King, Samantha and Mary G. McDonald. 2007. (Post)identity and sport: Introduction and overview. *Sociology of Sport Journal* 24 (1): 1–19.
- Levine-Rasky, Cynthia. 2011. Intersectional theory tied to whiteness and middle-classness. *Social Identities* 17:239.
- Lewis, Gail. 2009. Celebrating intersectionality? Debates on a multi-faceted concept in gender studies: Themes from a conference. *European Journal of Women's Studies* 16 (3): 203–210.
- McCall, Leslie. 2014. The Political Meanings of Social Class Inequality. *Social Currents* 1:25–34.
- McDonald, Mary G. 2005. Mapping whiteness and sport: An introduction. *Sociology of Sport Journal* 22 (3): 245–255.

- McDonald, Mary G. 2014. Mapping whiteness and intersectionality: Troubling gender and sexuality in sport studies. In *Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality*, eds. J. Hargreaves and E. Anderson, 151–160. London: Routledge.
- McDonald, Mary G. and Thomas Cheria. 2010. The Rutgers women's basketball team talks back: Intersectionality, resistance and media power. In *Learning culture through sport: Perspectives on society and organized sport*, eds. Sandra Spickard Prettyman and Brian Lampman, 78–91. Langham: Rowan & Littlefield.
- Park, Michael K. 2014. Race, hegemonic masculinity and the 'Linpossible': An analysis of media representations of Jeremy Lin. *Communication and Sport*, DOI: [10.1177/2167479513516854](https://doi.org/10.1177/2167479513516854), 1–23.
- Poniatowski, Kelly and Erin Whiteside. 2012. 'Isn't he a good guy': Constructions of whiteness in 2006 Olympic hockey tournament. *The Howard Journal of Communications* 23:1–16.
- Ratna, Aarti. 2011. 'Who wants to make aloo gobi when you can bend it like Beckham?' British Asian females and their racialized experiences of gender and identity in women's football. *Soccer in Society* 11:382–401.
- Scott, Joan. 1991. The evidence of experience. *Critical Inquiry* 17 (4): 773–797.
- Scraton, Sheila, Jayne Cauldwell and Samantha Holland. 2005. Bend it like Patel: Race, ethnicity and gender in feminist analysis of women's football in England. *International Review for the Sociology of Sport* 40:71–88.
- Watson, Beccy and Sheila Janet Scraton. 2013. Leisure studies and intersectionality. *Leisure Studies* 32:35–37.
- Yuval-Davis, Nira. 2006. Intersectionality and feminist politics. *European Journal of Women's Studies*. 13 (3): 193–209.

Über die Autorin

Mary G. McDonald (Ph.D., University of Iowa) is the Homer C. Rice Chair in Sports and Society at the Georgia Institute of Technology and professor in the School of History and Sociology. A past president of the North American Society for the Sociology of Sport, Professor McDonald has published more than three dozen refereed articles and book chapters and co-edited *Reading sport: critical essays on power and representation*, which earned a Choice award as a top academic title. Her research focuses on American culture and sport including issues of inequality as related to gender, race, class and sexuality. As Homer C. Rice Chair, she is directing the initiative in Sports, Society, and Technology at the Georgia Institute of Technology.

Postkoloniale Denk- und Deutungsmuster im Feld des Sports

Sandra Günter

1 Einleitung

Zentrale Denk- und Deutungsmuster basieren im Feld des Sports auf Differenzkategorien wie Geschlecht und Ethnizität/Race. Diese können auch als (post-)koloniale Strukturen verstanden werden. Aus diesem Grunde wird in dem folgenden Beitrag der (Leistungs-)Sport aus der theoretischen Perspektive der Kolonialisierenden (*colonizer*) und der Kolonialisierten (*colonized*) analysiert (Bhabha 1994; Fanon 1985; Hall 1997; Said 2003; Spivak 1988; u. a.). Postkoloniale Gender-Theorien dienen als Perspektiven, die es ermöglichen, dominante Strukturen des Feldes zu erkennen und hierarchisierende Logiken als postkoloniale Denk- und Deutungsmuster zu begreifen.

2 Post-Colonial Theory

Grundlegende postkoloniale theoretische Annahme ist, dass aus der Kolonialzeit stammende Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die die vergangenen Jahrhunderte prägten, auch heute noch eine bedeutende Rolle spielen (Bhabha 1994; Fanon 1985; Hall 1997; Said 2003; Spivak 1988). Auch wenn die territoriale koloniale Epoche aus historischer Sicht Anfang der 1960er Jahre endete, nachdem die meisten kolonisierten Nationen in die Unabhängigkeit entlassen wurden, blieben dennoch koloniale Strukturen bestehen. Unbestritten ist, dass koloniale

S. Günter (✉)
Leibniz Universität Hannover, Hannover, Deutschland
E-Mail: sandra.guenter@sportwiss.uni-hannover.de

Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse wichtige Bestandteile der Entwicklung der modernen westlichen Welt (gewesen) sind. Die Geschichte des Kapitalismus und der Globalisierung ist eng mit der kolonialen Ordnung verknüpft. In dieser Hinsicht ist Kolonialismus von hoher Aktualität für die Analyse von gegenwärtigen Macht-, Denk- und Deutungsstrukturen, insbesondere im internationalen und globalisierten (Leistungs-)Sport.

2.1 Postcolonial Gender Studies

Zahlreiche Interventionen postkolonialer feministischer Theoretiker_innen zeigen(t)en, dass sich der Mainstream der *Gender Studies* im europäischen, insbesondere im deutschsprachigen Raum nur sehr begrenzt mit postkolonialen Fragestellungen auseinandersetzt(en) (u. a. Castro Varela und Dhawan 2010; Dietze 2010; Lewis und Mills 2003; Maihofer 2009; Purtschert et al. 2013). Obwohl aus der Perspektive postkolonialer feministischer Kritik westlich-moderne Geschlechterverhältnisse nur in Verbindung mit der Kolonialgeschichte und der Sklaverei zu verstehen sind¹. Zu selten wird reflektiert, welche Effekte Kolonialismus und Rassismus in Bezug auf die westlich-modernen Geschlechterordnungen hatte und welche Verschränkungen mit kolonialen Logiken und unterschiedlichen *Otherring*-Prozessen bis heute noch in nahezu allen sozialen Feldern bestehen. Andrea Maihofer spricht von einer *kolonialen Matrix*, in der Rassismus und Sexismus gleiche (diskursive) Logiken aufweisen (Maihofer 2009). Ausgerechnet die Periode der Aufklärung und Verbreitung humanistischer Werte, die fundamental für die Konstituierung der bürgerlichen Geschlechterordnung in Europa war, so die grundlegende Kritik, werde in den europäisch-westlichen, weißen Gender Studies nicht weitreichend genug als zentrale Verflechtungszeit verstanden. Denn in der Aufklärungszeit sei die binäre Geschlechterordnung biologisch und anthropologisch begründet und ihr globaler Geltungsanspruch konstituiert worden (Hostettler 2014; Lugones 2007; Maihofer 2009; u. a.).

¹Eine Intersektionalität heterogener, antagonistischer Verhältnisse arbeitet Audre Lorde am Beispiel von hierarchischen Differenzen unter Frauen heraus, die sie auf unterschiedliche Positionalisierungen und Privilegierungen zurückführt. So sei die Aufwärtsmobilität von weißen Frauen nicht unwesentlich mit der Unterdrückung von *women of color* verbunden (Audre Lorde, in Lewis und Mills 2003: *Feminist Postcolonial Theory*).

2.2 Postcolonial Sport Studies

Obwohl der Hochleistungssport eine der finanzstärksten und -mächtigsten sozialen Interaktionsformen in der globalisierten Welt darstellt, existieren verhältnismäßig wenige wissenschaftliche Analysen aus post- bzw. neokolonialistischer Perspektive² (Bale und Cronin 2003, S. 2). Der internationale, insbesondere Olympische Sport war und ist auch heute noch ohne Frage einer der wichtigsten Reproduzenten westlicher, androzentristischer Denk- und Deutungsmuster, wie dem der männlichen, weißen und christlich-westlichen Überlegenheit. Dennoch sind bei den postkolonialen Theoretiker_innen wie Bahbha (1994), Said (2003), Hall (1997), Spivak (1988) oder Fanon (1985) und (2001) keine kritischen Anmerkungen zum Sport zu finden.

Erst zu Beginn der 1960er Jahre publizierte C. L. R. James sein Buch *Beyond a Boundary*, in dem er das Indian Cricket im Kontext der indischen Unabhängigkeitsbewegung beschreibt (James 1963). Lange Zeit blieb Cricket die einzige Sportart, die mit Kolonialherrschaft in Verbindung gebracht wurde (Williams 2001 und 2003). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gab es einige Publikationen u. a. von John Bale und Mike Cronin (2003) sowie Stephen Wagg (2005), die das analytische Potenzial postkolonialer Theorieansätze in der kritischen Reflexion etablierter Narrative im Sport als Macht- und Deutungsverhältnisse herausarbeiteten. Diese und andere ihnen folgende zumeist englischsprachige Publikationen blieben jedoch in der deutschsprachigen Sportwissenschaft sowie in der deutschsprachigen sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung nahezu unrezipiert. Über das Ausmaß der andro- und eurozentristischen Prägung des westlichen modernen Olympischen Sports klafft unverkennbar eine Forschungslücke (Günter 2014)³. Um diese zu schließen, kann eine postkoloniale, sportwissenschaftliche Geschlechtertheorie eine methodologische Grundlage der kritischen Analyse bilden (McDonald in diesem Band und 2014; Pike und Matthews 2014; u. a.).

Ein Blick auf den Forschungs- und Literaturstand der deutschsprachigen Sportwissenschaft verdeutlicht, dass nicht nur eine theoretische Kontextualisierung durch postkoloniale Ansätze schwach vertreten ist, sondern auch theoriegeleitete Analysen zu Alterität bis auf wenige Ausnahmen ausblieben

²Auf dem globalisierten Athlet_innen Markt werden Menschen ge- und verkauft, jugendliche Sporttalente in wirtschaftlich schwach entwickelten Ländern gesucht und trainiert oder Sportartikel durch Kinderarbeit zu Niedrigpreisen für den westlichen Sportartikelmarkt produziert.

³Das Ausmaß der Misogynie in den Schriften Coubertins bedarf noch dringend einer kritischen Aufarbeitung.

(Bröskamp 1994, 2008; Bröskamp und Alkemeyer 1996; Seiberth und Thiel 2014; Tschirren et al. 2013 u. a.)⁴. In der Mehrheit der deutschsprachigen sportwissenschaftlichen Studien ist eine grundlegend positive Konnotation des Sports als ein Mittel der interkulturellen Verständigung und Integration zu konstatieren.

So wie es den britischen Kolonialist_innen um die Vermittlung dominanter Werte von Männlichkeit, Selbstbeherrschung und Gehorsam durch den englischen Fußball ging (Bale und Cronin 2003, S. 5), so konnte in aktuellen Untersuchungen zu Schwimmkursen für Migrantinnen herausgearbeitet werden, dass die Initiatoren_innen die Vermittlung von westlichen Körperstandards wie Gesundheit, Fitness und Hygiene, aber auch die Befreiung der patriarchal-religiös unterdrückten Migrant_innen zum Ziel hatten (Tschirren et al. 2013). Deutlich erkennbar ist der paternalistische Gestus der angenommenen Überlegenheit und Höherwertigkeit des *westlichen Selbst*, der sich als eine koloniale Befreiungslogik des Integrationsdiskurses im Feld des Sport zu erkennen gibt (Tschirren et al. 2013, S. 41–42). Dieser Logik steht multikulturellen, hybriden und wertpluralen, aber vor allem gleichberechtigten Vergemeinschaftungsprozessen entgegen.

3 Methodologie und Fragestellung

Den eingangs erläuterten theoretischen Perspektiven folgend wird im Folgenden der dominante Diskurs im Feld des Sports als ein Machtdiskurs betrachtet, den es aus diskursanalytischer konstruktivistischer Perspektive kritisch zu reflektieren gilt. Die übergeordnete Fragestellung lautet: Auf welche Weise übernimmt das Natürlichkeitspostulat des Leistungssports eine regulative und damit herrschafts- und machtpolitische oder um mit Foucault zu sprechen ‚gouvernementale‘ Funktion (Foucault 2004a, b)? Ziel ist es, danach zu fragen, wie Wert-, und Normgefüge des hegemonialen westlichen Leistungssports (re-)konstituiert, destabilisiert oder transformiert werden. Dabei wird untersucht, welche Macht-, und Wissenshegemonien in dem Sprechen über, aber auch in dem restriktiven Umgang mit dem Körper nicht geschlechtlich eindeutig im Feld des

⁴Diese Forschungslücke wurde u. a. mit dem Forschungsprojekt „Körper im Kulturkonflikt?“ auf den Teilbereich von Schwimmprojekten fokussiert bearbeitet. Es handelte sich um ein von dem Schweizer *Bundesamt für Sport (BASPO)* mit finanziertes dreijähriges (2010–2013) Forschungsprojekt an der Universität Bern (CH) (Günter 2013).

Leistungssports definierbarer Athlet_innen wie z. B. Caster Semenyas oder auch Dutee Chand⁵ erkennbar werden.

Körper, die als abnorm oder deviant kontextualisiert werden, so die grundlegende Annahme, bringen Wissensordnungen zum Ausdruck, in dem sie die Grenzziehungen der sozialen Ordnungen markieren. Diese Körper sind Ausdruck von Konventionen der Macht und Freiheit der jeweiligen Kollektive. ‚Deviante Körper‘ sind als Figurationen symbolischer Ordnungen von Interesse, da sie eine Auseinandersetzung mit den Dimensionen des *Eigenen* und *Fremden*, des Dominanten und Marginalisierten ermöglichen (Foucault 2003, S. 78–88).

Um diese sozialen Prozesse analysieren zu können, wurden publizierte Äußerungen von Sportfunktionär_innen sowie Publikationen und Dokumente (inter)nationaler Sportorganisationen und -verbände diskursanalytisch in Bezug auf gegenwärtige Körper- und Geschlechterpolitiken im Leistungssport hin untersucht. Die Verschränkung der beiden ‚Grundwerte des Sports‘, Chancengleichheit und Fairness, rekurren auf ‚die Natürlichkeit‘ der Materialität des vergeschlechtlichten Körpers.

4 Der ‚Fall Caster Semenya‘

Die Debatte um das ‚wahre‘ Geschlecht der südafrikanischen 800 m Läufer_in Caster Semenya entbrannte in dem Moment, als sie bei der Leichtathletik WM in Berlin, am 19. August 2009, die Ziellinie als Erste mit einem klaren Vorsprung passierte und die Goldmedaille gewann. Der internationale Leichtathletikverband (International Association of Athletics Federations – IAAF) äußerte sogleich weitreichende Zweifel und forderte als Voraussetzung der Anerkennung ihres Sieges einen Geschlechtertest. Dieser Umstand, dass der Verdacht des

⁵Am 27. Juli 2015 erklärte der Internationale Sportgerichtshof (Court of Arbitration for Sport/CAS), die ein Jahr zuvor (Juli 2015) gegen die für Indien startende Sprinter_in Dutee Chand von der AFI (Athletic Federation of India) verhängte Wettkampfsperre, wegen eines erhöhten Testosteronspiegels, für ungültig (CAS 7/2015). Damit war sie als erste Athlet_in erfolgreich in einer Klage gegen die vom 1. Mai 2011 stammende „Hyperandrogenism Regulations“ der IAAF (IAAF 5/2011), die im Zusammenhang mit Caster Semenya erlassen worden war und denen sich Chand widersetzte (NYT 06.10.2014).

Geschlechterbetrugs aufgrund des Sieges einer in ihrer Genderperformance⁶ scheinbar nicht überzeugenden, nicht weißen Athlet_in entstand, ist Ausgangspunkt, die (Re-)konstruktion von Geschlecht und Geschlechterhierarchien auf der Grundlage von postkolonialen und (post-)feministischen Theorien (Bordo 1993; Butler 1999 und 2009; Bhabha 1994; Davis 1997; Hall 1997; Spivak 1988; Said 2003; u. a.) zu diskutieren.

Deutlich wird in der Analyse des ‚Falles‘ Caster Semenya, dass von Sportfunktionär_innen, (inter)nationalen Sportorganisationen und -verbänden dieser zum Anlass genommen wurde, die Werte und Normen der Chancengleichheit und Fairness nachdrücklich für den Leistungssport zu resignifizieren. So äußert sich beispielsweise Helmut Digel 2009 und 2011 in der DOSB-Presse zum Umgang mit dem so wörtlich „dritten Geschlecht“ im Leistungssport⁷. Die Äußerungen von 2009 wurden sowohl in der DOSB Presse (Digel 22.09.2009) als auch am 22. September 2009 auf der Homepage der GERMAN ROAD RACES e. V. veröffentlicht. Die letztgenannte, vielfach rezipierte Publikation war betitelt mit: „Intersexualität und Hochleistungssport – Was ist, wenn ein drittes Geschlecht an die Tür des internationalen Sports klopft?“ (Digel 22.09.09).

In den Ausführungen wird von Digel konstatiert, dass die klare Bestimmung eines eindeutigen Geschlechts zwar sehr komplex sei, doch dass es ein männliches, weibliches und „drittes Geschlecht“ gäbe, welches medizinisch eindeutig definiert werden könne. Digel vermittelt es als sein persönliches Anliegen, die Frage des „dritten Geschlechts“ zu diskutieren und nicht weiter zu tabuisieren (Digel 22.09.09). Auch wenn Digel im Herbst 2009 noch einen eher ergebnisoffenen und sportideologisch kritischen Diskurs anstoßen will, werden die „Errungenschaften“ als „gefährdete“ durch „umfassende Kommerzialisierung des modernen Sports“ dargestellt (Digel 22.09.09):

⁶Semenya lief zwar ein schnelles Rennen, doch war sie nicht so schnell, dass ihr Frau-Sein aufgrund der gelaufenen Zeit hätte in Frage gestellt werden müssen. Die Weltrekordläuferin Jarmila Kratochvílová lief 1983 in München mit 1:53,28 mehr als zwei Sekunden schneller auf 800 m. Der Weltrekord der Männer über 800 m lag 2009 mit 1:41,11 (Wilson Kipketer), gute 14 s. unter der Zeit Caster Semenyas (<http://www.iaaf.org/statistics/toplists/index.html>).

⁷Mit hoher Rekurrenz wird Digel in der Expertenfunktion als ehemaliger Präsident und Ehrenpräsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes (DLV), emeritierter Professor für Sportsoziologie der Universität Tübingen sowie ehemaliger Vizepräsident der IAAF und deutsches Mitglied im Council vornehmlich im deutschsprachigen Raum rezipiert und ist daher in seiner Sprecherfunktion von exemplarischem Interesse.

Betrug und Manipulation sind mit dem Wettkampf eng verbunden. [...] Immer häufiger ist es jedoch möglich, dass bei Jugendwettbewerben Teilnehmer erwischt werden, die ein falsches Alter angegeben haben und dass sich bei Frauenwettbewerben Männer eingeschlichen haben, um auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit eines Sieges zu erhöhen. Dass sich Frauen hingegen bei Männerwettbewerben einschleichen, ist eher unwahrscheinlich (Digel 22.09.09).

Deutlich wird an diesem Zitat neben der „Gefährdung“ der Fairness durch Unehrllichkeit, dass Geschlecht als ein eben solcher leistungsdeterminierender Faktor wie das Alter naturalisiert wird. Durch die Ergänzung, dass Frauen sich bei Männerwettbewerben nicht „einschleichen“, wird die Annahme der generalisierten, „natürlichen“ Überlegenheit des Mannes im Zusammenhang mit dem hierarchischen Zweigeschlechtermodell reartikuliert und mit der Aussage, dass in Bezug auf die Klassifizierungen nach Alter und Geschlecht „immer häufiger“ der Betrug möglich geworden sei, ein Bedrohungsszenario des Sports eröffnet.

Fast genau 20 Monate später, am 24. April 2011, sind ebenfalls auf der Homepage des DOSB und der GERMAN ROAD RACES e. V. erneut Äußerungen von Digel zum Thema Intersex-Menschen im Leistungssport zu finden. Doch Digel verwendet bei der erneuten Diskussion des „Phänomens der Intersexualität“ (Digel 24.04.2011a, b) die Termini „Diskriminierung“ oder „drittes Geschlecht“ nicht mehr, sie sind in den Ausführungen durch „Privatheit“ und „Intersexualität“ (Digel 24.04.2011a, b) ersetzt. Die dem Sport zugeschriebenen Prinzipien der Chancengleichheit und des Fair Play werden dabei in einem „unauflösbare[n] Dilemma“, einem „Beziehungskonflikt zwischen Fairplay und Privatheit“ (Digel 24.04.2011a, b) gesehen. Bezüglich des von ihm artikulierten „Konfliktes“ konstatiert Digel, dass das öffentliche Interesse und das Interesse des organisierten Sports „am Erhalt des Fairplay-Prinzips [...] höher gewichtet [werden müsse] als der Schutz der Privatheit“. Digel schlussfolgert: „Das Interesse der Gemeinschaft steht vor dem Interesse des Einzelnen“ (Digel 24.04.2011a, b). Aus der Sicht des Interessenvertreters Digel scheint die „angestrebte Lösung eine faire Lösung“ zu sein (Digel 24.04.2011a, b), ohne dass kritische Reflexionen über kolonialisierende Machtstrukturen des Feldes als notwendig erachtet wurden.

Die „Lösung“ des Problems, die im Frühjahr 2011 von der IAAF beschlossen wurde, war konkret, dass ausschließlich der Testosteronspiegel die Frage der Starterlaubnis in Zukunft beantworten sollte (IAAF 5/2011). Diese Entscheidung, die vor allem die festgelegten Werte des sogenannten männlichen Sexualhormons Testosteron zum entscheidenden Faktor erklärt, wird von Digel als ein

„Meilenstein“ bezeichnet, durch den „das eigene System [...] den notwendigen Schutz erhalten [habe], den es dringend benötigt“ (Digel 24.04.2011b).

Diese „Lösung“, die mit hoher Rekurrenz in der Öffentlichkeit als die Definition des „Chef[s] der medizinischen Kommission des IOC“ Arne Ljungqvist, Verbreitung fand, lautete Anfang April 2011:

Weist eine Frau einen zu hohen Level an männlichen Hormonen auf, wird ihr vorgeschlagen, dass sie sich Maßnahmen unterzieht, die diesen Wert senken und somit einen Start in der Frauenklasse möglich machen. Ist sie nicht einverstanden, verliert sie ihre Starterlaubnis (DOSB 06.04.2011).

Diese biotechnologische und zugleich diskriminierende „Lösung“ im Leistungssport rechtfertigte Helmut Digel mit der angesichts seiner Äußerungen im September 2009 deutlich widersprechenden Einschätzung, dass eine Geschlechterunterscheidung, die über die zwei Kategorien „Männer und Frauen“ hinausgehe, eine „ebenso unrealistische wie utopische“ wie „naive“ sei (Digel 24.04.2011a, b).

Durch diese und vergleichbare Diskursführungen von Funktionär_innen wird das binäre, hierarchisierende Geschlechtermodell im (Leistungs-)Sport als das zentrale Ordnungssystem verfestigt und generalisiert und unter dem Postulat der Chancengleichheit und Fairness, die ungleichen und diskriminierenden Zugänge zu Ressourcen legitimiert. Dass Athlet_innen auf Verdacht getestet und bei Abweichungen zur Anpassung an medizinisch normative duale Geschlechterdefinitionen des Leistungssport gezwungen werden bzw. bei nicht Anpassung exkludiert werden, wird von Funktionär_innen damit gerechtfertigt, dass die Menschen ja nicht teilnehmen müssten, da „die Teilnahme an Sportwettkämpfen eine freiwillige sei“ (Digel 24.04.2011a, b).

Die durch eine drohende Exklusion erzwungene geschlechtliche ‚Normalisierung‘ – normalisiert wird im „Interesse der Gemeinschaft“ und des Systemerhaltes (Digel 24.04.2011a, b) – wird also mit der Selbstbestimmung und Wahlfreiheit gerechtfertigt. Der Aufbau dieser vermeintlich „unauflösbaren“ Allianz, die von Digel als „Beziehungskonflikt zwischen Fairplay und Privatheit“ (Digel 24.04.2011a, b) beschrieben wird, ist Foucault folgend, typisch für biopolitische Prozesse (Foucault 1993, S. 193 f.). In dieser Persistenz, mit der das disjunktive Sportsystem der Zweigeschlechtlichkeit und der Geschlechtertrennung gegen Zweifel verteidigt wird, offenbaren sich in der Tiefenstruktur des Diskurses Ängste vor Machtverlust und post- bzw. neokoloniale Dominanzansprüche.

Im Juli 2010 wird von der IAAF verkündet, dass Semenyas Wettkampfsperre mit sofortiger Wirkung aufgehoben sei und sie wieder in den Frauenkonkurrenzen starten dürfe (IAAF 6/2010): Unklar bleibt, was während der Sperre unternommen wurde, damit Semenya als ‚eindeutige Frau‘ erneut starten durfte. Im Mai 2011 publizierte die IAAF die Regeln, die auch den Richtlinien des IOC für die Olympischen Sommerspiele in London galten (IOC 6/2012). Danach müssen Athlet_innen, bei denen durch erhöhte Androgenwerte Wettbewerbsvorteile gegenüber anderen Athlet_innen vermutet werden, sich einer androgensenkenden Behandlung unterziehen.

5 Diskussion

Eine kritische Problematisierung dieses Anpassungs- und Normalisierungsprozesses (Foucault 2004a, b) durch das von der IAAF beauftragte Expert_innenteam ist im Fall von Caster Semenya nur von prominenten südafrikanischen Politiker_innen, Medienschaffenden und Aktivist_innen sowie von dem Südafrikanischen Leichtathletik Verband (ASA) zu finden (Gunkel 2012). In Südafrika wurden Rassismus- und Sexismusvorwürfe laut, die zum einen Privatheit und Menschenrechte für die Athlet_in einforderten und zum anderen Parallelen zu Sarah Baartmann bzw. Sartjie Baartmann⁸ zogen (TDT, 23.08.2009; Observer, 23.08.2009; TA, 16.09.2009, 9). Dieser Vergleich war insofern aussagekräftig, da er verdeutlichte, wie in die Rezeption des nicht weißen Körpers heterosexuelle Weiblichkeitsfantasien in die rassistische Kolonialgeschichte eingeschrieben sind. Denn auch bei Caster Semenya handelte es sich um eine Südafrikaner_in, die aus der hegemonialen westlichen Perspektive beäugt wurde, da sie den heteronormativen und eurozentrischen Weiblichkeitsvorstellungen nicht entsprach. Auch bei ihr stand ihr ‚exotischer‘ Körper, insbesondere ihre Genitalien, Sexualorgane und Sexualhormone im Interesse der öffentlichen Aufmerksamkeit (Hall 1997).

⁸Sie ist eine zentrale Figur der *Gender- und Postcolonial Studies*. Sartjie Baartmann wurde von Hendrik Cezar Anfang des 19. Jahrhunderts aus Südafrika nach Europa, insbes. England und Frankreich gebracht und u. a. auf dem Londoner Piccadilly Circus als ‚exotisches und zugleich minderwertiges Exemplar‘ nicht weißer Weiblichkeit, als sogenannte *Hot-tentot Venus* öffentlich zur Schau gestellt. Sander Gilman macht deutlich, dass sowohl der wissenschaftliche als auch der öffentliche Diskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Körperbau, insbesondere das Gesäß, aber auch die als groß wahrgenommenen Schamlippen der nicht weißen Frau fokussierten (Gilman 1985, S. 217).

Hingegen wurde in dem dominanten westlichen Diskurs, die Normalisierung der Androgenwerte an die gesetzte Norm als wissenschaftlich fortschrittlich und ethisch gerechtfertigt rezipiert, obwohl die ‚künstlich‘ herbeigeführte Steigerung einer Leistung im World Anti-Doping Code als unnatürlich und unfair verurteilt und bestraft wird. Die Logik des Feldes verweist somit vielmehr auf einen Machtdiskurs als auf einen Ethikdiskurs.

Das Beispiel Caster Semenyas ist für die postkoloniale – und Geschlechterforschung insofern relevant, da Semenya weder als eine authentische Frau, aber noch viel weniger als authentischer Mann rezipiert wurde und ihr dadurch eine fundamentale Strukturkategorie menschlicher Ordnungsmuster verweigert wurde (Butler 2009, S. 5–7). Aufgrund dieser nicht eindeutigen Kategorisierbarkeit wurde ihre Existenzweise aus dem Feld des Leistungssports exkludiert. Grundlage dazu bildete zum einen eine Definition von Geschlechtlichkeit, die sich an einer hegemonialen westlichen heteronormativen Geschlechterperformanz orientierte und zum anderen an biologischen Substanzen wie Hormonspiegel und Chromosomensätze. Um die konstitutive Geschlechtertrennung und Körperhierarchie unter dem damit verschränkten Postulat der Chancengleichheit im Leistungssport aufrechtzuerhalten, werden durch die im Leistungssport praktizierten Biotechnologien vermeintlich eindeutige, disjunktive Geschlechtskörper hergestellt, die in der Leistungsfähigkeit und Morphologie einem statischen und hegemonialen Geschlechtermodell angepasst sind (Fausto-Sterling 2000, S. 26 ff.; Günther 2009, S. 218–219; Wiederkehr 2012, S. 32).

Somit wird in der Bio-Wissenschaft der Körper als die materielle Grundlage der Geschlechtsidentität des Subjektes gedeutet (Palm 2010, S. 145). Dabei wird die von Butler kritisierte duale sex/gender Unterscheidung reformuliert und die Annahme gestützt (Butler 1993), dass das weibliche soziale Geschlecht abhängig von einem weiblichen biologischen Geschlecht und Gender als ein expressiver Ausdruck der biologischen Materialität zu verstehen sei (Butler 1999, S. 7). Doch für Butler ist der Körper keine neutrale Materie, sondern eine vielschichtige Applikation und der Transporteur vielfältiger sozio-kultureller und geopolitischer Konnotationen und Machtkonstellationen. Genau dieses kann am Beispiel der dualen hierarchischen Geschlechterkonstruktion im Leistungssport sehr gut verdeutlicht werden. Denn der Körper wird als das vergeschlechtlicht und ethnisiert, was an ihm, in dem jeweiligen sozialen Kontext, als typisch angenommen wird (Butler 1999, S. 5–10). Folglich werden in dieser Analyse die performativen Praxen der Ethnisierung, Ontologisierung, Rassifizierung, Sexualisierung und heteronormativen Vergeschlechtlichung des Körpers der Athlet_in Caster Semenya offensichtlich.

Diese Formen des *othering* hatten den Effekt, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von dem nahezu medizinisch nicht zu bewältigenden Vorhaben, das ‚wahre‘ Geschlecht der Athlet_in zu bestimmen (Fausto-Sterling 2000), auf eine Reformulierung tradierter Werte von Fairness und Chancengleichheit sowie dem damit verbundenen Postulat der ‚natürlichen‘ Zweigeschlechtlichkeit im leistungssportlichen Diskurs zu verschieben (Günter 2015). Westliche Sportfunktionär_innen treten im Feld des internationalen Hochleistungssports als Expert_innen und Wächter_innen der modernen Sportideologie auf. Die Vertreter_innen von (inter-)nationalen Sportorganisationen und -verbänden sprechen sich die Definitionsmacht über Recht und Unrecht, Chancengleichheit oder -ungleichheit, Mann oder Frau zu. Ihre (Sprecher_innen) Positionen sind gekennzeichnet durch den Besitz von dominantem Wissen und Macht, von technischen, monetären und medizinischen Mitteln, mit denen über In- oder Exklusion entschieden wird im Interesse und zum „notwendigen Schutz“ des „eigene[n] System[s]“ (Digel 04.04.2011b).

Ersichtlich wird aus postkolonialer feministischer Perspektive die Persistenz der tradierten geschlechtlichen und ethnischen Körperkonnotationen im Kontext der normativen Ordnung der antagonistisch konstituierten Zweigeschlechtlichkeit des Leistungssports. Sowohl die (post)kolonialen, als auch die binären Sex-, Gender- und Desire-Konstruktionen der heterosexuellen Matrix (Butler 1999) werden in den oben aufgeführten Publikationen und Entscheidungen des IOC, IAAF; DLV oder DOSB reartikuliert und stabilisiert.

6 Fazit

Die Konstruktion eines ‚natürlichen‘, ‚weißen‘, ‚männlichen‘, ‚heterosexuellen‘ Körpers, der als Norm definiert wird, ist aufs Engste mit der Konstruktion des von der Norm abweichenden ‚unnatürlichen‘, ‚nicht weißen‘ oder geschlechtlich ‚uneindeutigen‘ Körpers verbunden (Gunkel 2012; Günter 2015; Wiederkehr 2012). Das Management der Normalisierung mit dem Ziel der Integration von normabweichenden Athlet_innenkörpern in verhältnismäßig starr gehaltene und restriktiv verteidigte männliche und weibliche Geschlechternormen kann in Anlehnung an Foucault auch als Gouvernamentalität im Leistungssport gelesen werden (Foucault 2004a, S. 163). Über den normativen Geschlechtskörper wird der Zugang zu Ressourcen gelenkt und legitimiert. Dabei werden nicht nur geschlechtliche, sondern auch ethnische und rassistische Hierarchien reproduziert (Lenskyj 2013, S. 132–133). Lenskyj kommt in ihrer Analyse zu dem Ergebnis, dass der moderne Olympische Sport:

illustrated the ways in which the Olympic industry privileges certain gendered, classes, raced and sexualized sporting bodies and a limited range of sporting performances. In doing so, it perpetuates longstanding systems of colonialism and oppression (Lenskyj 2013, S. 132).

Für diese Konservierung überkommener Normen macht Lenskyj auch die überwiegend noch sehr unkritisch rezipierte und inszenierte olympische Ideologie von Gleichheit, Humanität und Weltfrieden durch den IOC und die Sportwissenschaft verantwortlich (Lenskyj 2013, S. 133–134).

7 Ausblick

Unter dem Aspekt der Partizipation, Inklusion und Integration werden alle von der vermeintlichen Norm abweichenden Körper nicht nur zu Symbolen leistungssportlicher Normen und Werte, sondern auch zu einem Politikum. Der Leistungssport wird sich in Zukunft vermehrt in Relation zu anderen sozialen Feldern setzen müssen und auch der Überprüfung durch andere hegemoniale Werte, wie den allgemeinen Menschenrechten insbesondere dem UN-Diskriminierungsverbot, standhalten müssen. Angesichts der Tatsache, dass zunehmend Staaten mehr als nur zwei Geschlechterkategorien in Geburtsurkunden anerkennen,⁹ wird sich der Leistungssport längerfristig mit systemimmanenten Exklusions- und Diskriminierungseffekten auseinandersetzen und nach Lösungen außerhalb biomedizinischer, regulatorischer Praktiken suchen müssen. Aus postkolonialer Sicht weist diese Definition(smacht) auf aktuelle Kontinuitäten kolonialer Denk- und Deutungsmuster hin.

Der hier aufgezeigte postkoloniale feministische Theorieansatz kann auch für die intersektionale Analyse globaler sozialer Ungleichheiten und ihrer Wechselwirkungen als bedeutsam für das komplexe und multidimensionale Feld des globalisierten (Leistungs-)Sports begriffen werden. Dekonstruktivistische postkoloniale, aber auch posthumanistische (Braidotti 2013) Analysen, die postkoloniale Denk- und Deutungsmuster offenlegen, stehen in der deutschsprachigen Sportwissenschaft, aber vor allem auch in der dafür prädestinierten sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung noch aus. Sie wären ein Ansatz, der auch eine intersektionale Analyse von Sexismen, Rassismen und weiteren

⁹Dieses ist gegenwärtig (bis Ende 2015) in 10 Ländern der Welt der Fall, z. B. in Afghanistan, Australien, Bangladesch, Deutschland, Nepal, Neuseeland, Pakistan u. a.

Formen der Ausgrenzung und Diskriminierung ermöglichen könnte. Doch ein Neu- und Andersdenken in der Konzeptualisierung von (Leistungs-)Sport birgt nicht nur viele Chancen für die de- und rekonstruktive Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft, sondern auch für die allgemeine Sportwissenschaft in ihrer gesamten Interdisziplinarität¹⁰.

Literatur

- Bale, John und Mike Cronin, Hrsg. 2003. *Sport and postcolonialism*. Oxford: Berg.
- Bhabha, Homi K. 1994. *The location of culture*. London: Routledge.
- Bordo, Susan. 1993. *Unbearable Weight. Feminism, western culture, and the body*. Berkeley: University of California Press.
- Braidotti, Rosi. 2013. *The Posthuman*. Cambridge: Polity Press.
- Bröskamp, Bernd. 1994. *Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport*. Sankt Augustin: Academia.
- Bröskamp, Bernd. 2008. Körperliche Fremdheit(en) revisited. In *Sport-Integration-Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung*, Hrsg. Petra Giess-Stüber und Diethelm Blecking, 218–233. Baltmannsweiler: Schneider.
- Bröskamp, Bernd und Thomas Alkemeyer, Hrsg. 1996. *Fremdheit und Rassismus im Sport*. Sankt Augustin: Academia. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie vom 9.9.1994–10.9.1994 in Berlin.
- Butler, Judith. 1993. *Bodies that matter: On the discursive limits of ‚Sex‘*. New York: Routledge.
- Butler, Judith. 1999. *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity*, 10. Aufl. New York: Routledge.
- Butler, Judith. 2009. *Die Macht der Geschlechter und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Castro Varela, María Do Mar und Nikita Dhawan. 2010. Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum? In *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*, Hrsg. Julia Reuter und Paula-Irene Villa, 303–329. Bielefeld: transcript.
- Coakley, Jay und Elizabeth Pike, Hrsg. 2009. *Sport in society. Issues and controversies*. Berkshire: McGraw-Hill Education.
- Davis, Kathy. 1997. Embodying theory: Beyond modernist and postmodernist reading of the body. In *Embodied Practices. Feminist Perspectives on the Body*, Hrsg. Kathy Davis, 1–27. London: Sage.

¹⁰Die Forschung zu „jumping genes in black bodies“ (Coakley und Pike 2009, S. 270–272) in den Trainingswissenschaften bzw. Sportmedizin, ist ein bekanntes Beispiel für die Notwendigkeit einer kritischen Selbstreflexion auf der Grundlage postkolonialen Theorieansätze in der interdisziplinären Sportwissenschaft.

- Dietze, Gabriele. 2010. *Weißer Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken*. Bielefeld: transcript.
- Fanon, Frantz. 1985. *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fanon, Frantz. 2001. *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fausto-Sterling, Anne. 2000. *Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality*. New York: Basic Books.
- Foucault, Michel. 1993. Technologien des Selbst. In *Technologien des Selbst*, Hrsg. Luther H. Martin, Huck Gutman und Patrick H. Hutton, 24–62. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Foucault, Michel. 2003. *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2004a. *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesungen am Collège de France, 1977–78*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2004b. *Geschichte der Gouvernementalität II. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesungen am Collège de France, 1978–1979*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gilman, Sander L. 1985. Black bodies, white bodies: Toward an iconography of female sexuality in late nineteenth-century art, medicine and literature. *Critical Inquiry* 12 (1): 204–242.
- Gunkel, Henriette. 2012. Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya. In *Feministische Studien*, Hrsg. Fleig Anne und Kirsten Heinsohn, 44–52.
- Günter, Sandra. 2014. Mapping decolonial gender theory in transnational sport. In *Transnational Body and Movement Cultures from a Gender Perspective [Book of abstracts]*. http://nexs.ku.dk/english/research/units/human-social-sciences/gender/scientific-programme/Gender_conference_Book_of_abstracts.pdf. Zugegriffen: 22. Dez. 2015
- Günter, Sandra. 2015. The unforgivable transgression. A discourse analysis of a transgressive aesthetic of performance and display in high competitive sports. *Sport in Society*. Taylor & Francis. <http://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/17430437.2015.1073943>. Zugegriffen: 22. Dez. 2015
- Günter, Sandra, Karin Elisabeth Tschirren und Siegfried Nagel. 2013. *Körper im Kulturkonflikt? Forschungsabschlussbericht*. Magglingen: Bundesamt für Sport BASPO.
- Günther, Caroline. 2009. Diskriminierung unter dem Deckmantel von Chancengleichheit und fair play. Beispiele und Überlegungen zum Ausschluss von als ‚intersexuell‘ kategorisierbaren Menschen aus dem Hochleistungs- und Berufssport – spielerisch verspielt inszeniert. *Freiburger GeschlechterStudien* 23 (2): 205–225.
- Hall, Stuart. 1997. The Spectacle of the Other. In *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*, Hrsg. Stuart Hall, 223–290. London: Sage.
- Hostettler, Karin. 2014. Kritische Verwicklungen des kultivierten Begehrens. Bürgerliche Geschlechterordnung, eurozentrische >Rassen-< theorie und die Frage der Kritik bei Immanuel Kant. In *Diesseits der imperialen Geschlechterordnung: (post-)koloniale Reflexionen über den Westen*, Hrsg. Karin Hostettler und Sophie Vögele, 225–254. Bielefeld: transcript.
- James, Cyril Lionel Robert ([1963] 2005). *Beyond a Boundary*. London: Yellow Jersey Press.

- Lenskyj, Helen J. 2013. *Gender politics and the olympic industry*. New York: Palgrave Macmillan.
- Lewis, Regina und Sara Mills, Hrsg. 2003. *Feminist postcolonial theory: A reader*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Lugones, Mria. 2007. Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System. *Hypatia*: Special Issue: Writing Against Heterosexism, 22(1): 186–219.
- Maihofer, Andrea. 2009. Dialektik der Aufklärung – Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien. Hrsg. Tessa Debus, Regina Kreide und Michael Krennerich *Zeitschrift für Menschenrechte*. 20–36.
- McDonald, Mary G. 2014. Mapping whiteness and intersectionality: Troubling gender and sexuality in sport studies. In *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*, Hrsg. Jennifer Hargreaves und Eric Anderson, 151–160. London: Routledge.
- Palm, Kerstin. 2010. Material Girl – Neue postbutlersche Körper- und Materietheorien in der Debatte. *Freiburger GeschlechterStudien*. 145–159.
- Pike, Elizabeth C. J. und Jordan J. K. Matthews. 2014. A post-colonial critique of the international ‘movements’ for women and sexuality in sport. In *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*, Hrsg. Jennifer Hargreaves und Eric Anderson. London: Routledge.
- Purtschert, Patricia, Barbara Lüthi und Francesca Falk, Hrsg. 2013. *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*. Bielefeld: transcript.
- Said, Edward. ([1978] 2003). *Orientalism*. London: Penguin.
- Spivak, Gayatri. C. 1988. „Can the Subaltern Speak?“ In *Marxism and the Interpretation of Culture*, Hrsg. Nelson Cary und Laurence Grossberg, 271–313. Urbana: University of Illinois Press.
- Seiberth, Klaus und Ansgar Thiel. 2014. Zum Topos des ‚Interkulturellen‘ in interkulturell gekennzeichneten Konflikten im Sport. *Eine konflikttheoretische Analyse. Sport und Gesellschaft* 11(1): 52–75.
- Tschirren, Karin, Sandra Günter und Yvonne Weigelt-Schlesinger. 2013. Körper im Kulturkonflikt. Zur Vermittlung und Aushandlung von Normen und Werten im Feld von Schwimmkursen für Frauen mit Migrationshintergrund. *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 19 (1): 31–48.
- Wagg, Stephen, Hrsg. 2005. *Cricket and national identity in the postcolonial age*. London und New York: Routledge.
- Wiederkehr, Stefan. 2012. Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport. In *Feministische Studien*, Hrsg. Fleig. Anne und Kirsten. Heinsohn, 31–43. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Williams, Jack. 2001. *Cricket and race*. Oxford: Berg.
- Williams, Jack. 2003. ‚Paki cheats!‘: Postcolonial tensions in England-Pakistan cricket. In *Sport and postcolonialism*, Hrsg. John Bale und Mike Cronin, 91–105. Oxford: Berg.

Quellen

- CAS 7/2015 (Court of Arbitration for Sport, 27. Juli 2015). CAS suspends the IAAF hyperandrogenism regulations: http://www.tas-cas.org/fileadmin/user_upload/Media_Release_3759_FINAL.pdf. Oder : http://www.tas-cas.org/fileadmin/user_upload/award_internet.pdf. Zugriffen: 15. Dez. 2015
- Digel, Helmut (24.04.2011a). Der Deutsche Olympische Sportbund 24.04.11: Fairplay und Privatheit. Laufen hier nur Frauen? Mit dem Thema „Intersexualität“ im Sport, dem Prinzip des Fairplay und der Privatheit setzt sich in dem folgenden Beitrag der Soziologe Helmut Digel auseinander. http://www.dosb.de/de/leistungssport/spitzensport-news/detail/news/fairplay_und_privatheit/. Zugriffen: 13. Jan. 2016
- Digel, Helmut (24.04.2011b). Fairplay und Privatheit – Prof. Dr. Helmut Digel in der DOSB Presse: <http://www.germanroadraces.de/245-0-22565-fairplay-und-privatheit-prof-dr-helmut.html>. Zugriffen: 15. Dezember 2015 Digel, Helmut (22.09.2009). Intersexualität und Hochleistungssport – Was ist, wenn ein drittes Geschlecht an die Tür des internationalen Sports klopft? Eine kritische Betrachtung von Prof Dr. Helmut Digel. In GERMAN ROAD RACES e. V. Medizin. <http://www.germanroadraces.de/245-0-12298-intersexualitaet-und-hochleistungssport-was-ist-wenn.html>. Zugriffen: 11. Dez. 2015
- DOSB 06.04.11 (Der Deutsche Olympische Sportbund 06.04.11). IOC will zweiten Fall Semenya verhindern. http://www.dosb.de/de/leistungssport/spitzensport-news/detail/news/ioc_will_zweiten_fall_semenya_verhindern/. Zugriffen: 15. Dez. 2015
- IAAF 5/2011 (International Association of Athletics Federations Mai 2011). IAAF to introduce eligibility rules for females with hyperandrogenism. 1. Mai 2011. <http://www.iaaf.org/news/iaaf-news/iaaf-to-introduce-eligibility-rules-for-femal-1>. Zugriffen: 15. Dez. 2015
- IAAF 6/2010 (International Association of Athletics Federations Juni 2010). Caster Semenya may compete. 6. Juli 2010. <http://www.iaaf.org/news/iaaf-news/amended-iaaf-rules-and-new-updated-iaaf-regul>. Zugriffen: 15. Dez. 2015
- IOC 6/2012 (International Olympic Committee Juni 2012). IOC Regulations on Female Hyperandrogenism (PDF; 73kB), vom 22. Juni 2012. http://www.olympic.org/Documents/Commissions_PDFfiles/Medical_commission/2012-06-22-IOC-Regulations-on-Female-Hyperandrogenism-eng.pdf. (englisch) Zugriffen: 15. Dez. 2015
- NYT 02.10.2014 (The New York Times 02.10.2014). Fighting for the Body She Was Born With Sprinter Dutee Chand Challenges Ban Over Her Testosterone Level. Von Juliet Macur. http://www.nytimes.com/2014/10/07/sports/sprinter-dutee-chand-fights-ban-over-her-testosterone-level.html?_r=1. Zugriffen: 15. Dez. 2015
- TA 16.09.09, 9 (Tages Anzeiger 16.09.09). Caster Semenya wird als Zwitter verheizt. Zum medienspektakel über das richtige Geschlecht der Leichtathletik-Olympiasiegerin aus Südafrika. Von Nella Truffer. Zürich. Meinungen, S. 9.
- TDT 23.08.2008 (The Daily Telegraph, 23. August 2009). Gender row over Caster Semenya makes athlete into a South African cause celebre. Von Patrick Sawyer and Sebastian Berger, London. <http://www.telegraph.co.uk/news/worldnews/africaandindianocean/southafrica/6073980/Gender-row-over-Caster-Semenya-makes-athlete-into-a-South-African-cause-celebre.html>. Zugriffen: 15. Dez. 2015

Über die Autorin

Prof. Dr. Sandra Günter is Professor of Sociology and History of Sports at the Leibniz University of Hannover. Her primary areas of research are social construction of gender in sports, theory of ethnicity, inequality and postcolonial studies. Her qualitative social research is focused on dispositive and discourse analysis. She teaches: Sport sociology, sociology of the body, 'Gender Studies' and qualitative social methods.

Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport

Steffen Bahlke und Christa Kleindienst-Cachay

1 Problemaufriss: Sport – Integration – Geschlecht

Die Tatsache, dass der Organisationsgrad von Migrantinnen und Migranten innerhalb des bundesdeutschen Vereinssports nur etwa halb so hoch zu veranschlagen ist wie jener der autochthonen Bevölkerung, ist nicht nur ein organisationales, sondern auch ein ernst zu nehmendes integrationspolitisches Problem, denn schließlich geht es an dieser Stelle um ein knappes Fünftel der Gesamtbevölkerung. Grund genug also für einen Dachverband, wie den DOSB, sich in den Nationalen Aktionsplan Integration der Bundesregierung einzubringen (Bundesregierung 2007, S. 139 ff.) und auf möglichst breiter Front den Beitritt von Migrantinnen und Migranten zum organisierten Sport zu propagieren und zu fördern.

Weniger pauschal gehaltene Integrationsbemühungen stehen an dieser Stelle allerdings vor erheblichen Problemen, liefert der gegenwärtige Forschungsstand doch noch kaum verlässliche Daten. So bleibt zwar einerseits festzustellen, dass das Thema seit den 1980er Jahren stetig steigende Aufmerksamkeit erfahren hat. Andererseits bleibt aber eben auch zu konstatieren, dass es der sozial- und sportwissenschaftlichen Forschung bis dato kaum gelungen ist, das Forschungsfeld im Zeitverlauf in der gebotenen Differenziertheit abzustecken, wofür sich wiederum eine Vielzahl von Gründen anführen lässt. So zeigt sich zum einen der überwiegende Teil der hier anzusiedelnden Studien schon aus forschungspragmatischen

S. Bahlke (✉) · C. Kleindienst-Cachay
Universität Bielefeld, Bielefeld, Deutschland
E-Mail: steffen.bahlke@uni-bielefeld.de

C. Kleindienst-Cachay
E-Mail: christa.cachay@uni-bielefeld.de

Gründen querschnittlich angelegt, lokal begrenzt und nur von Fall zu Fall an der Kontrolle moderierender Variablen interessiert. Zum anderen aber mangelt es an Verlässlichkeit und Differenziertheit der Daten auch deshalb, weil die kommunale Statistik überhaupt erst seit einigen Jahren mit der Kategorie ‚Migrationshintergrund‘ operiert, dabei bestenfalls noch nach ‚Staatsbürgerschaft‘ und ‚Herkunftsland‘, keineswegs aber nach ‚Ethnie‘ oder gar nach ‚Migranten-Milieus‘ fragt (Wippermann und Flaig 2009). Und auch, was die Mitgliederstatistiken der nationalen Sportverbände anbelangt, werden die personenbezogenen Merkmale ‚Migrationshintergrund‘, ‚Nationalität‘ oder ‚ethnische Zugehörigkeit‘ gar nicht oder nur unsystematisch berücksichtigt bzw. allein auf der Basis von Schätzungen ausgewiesen.

Ungeachtet dieser weiterhin unzureichenden Datenlage versucht vorliegender Beitrag gleichwohl, einen differenzierenden, zumal geschlechterbezogenen Blick auf den Stand der Forschung zum Problem der Partizipation der Migrantenbevölkerung am organisierten Sport zu werfen. Theoretisch wird dabei auf eine Begrifflichkeit rekurriert, mit der sich Kleindienst-Cachay, Cachay und Bahlke um einen weitgehend nicht-normativen Zugang zur Integrationsthematik bemüht haben (2012, S. 65 ff.). So ist insbesondere zwischen *Inklusion* in den Sport und *Integration* im und durch den Sport zu unterscheiden, sprich: In Anlehnung an die systemtheoretischen Überlegungen Luhmanns (1997, S. 618 ff.) muss zunächst einmal eine Inklusion, d. h. eine Beteiligung am Kommunikationszusammenhang des Sports – z. B. in Form der Mitgliedschaft im Sportverein – vorliegen. Denn nur unter dieser Voraussetzung kann es überhaupt zu weitergehenden Integrationsprozessen kommen, wobei allerdings noch einmal in zweierlei Hinsicht, nämlich in *Integration im Sport* und in *Integration durch Sport*, zu differenzieren ist. Dergestalt handelt es sich bei Ersterem um eine Einbindung in soziale Netzwerke beim oder neben dem eigentlichen Sporttreiben, wie sie sich etwa in formellen und informellen Gruppen des Sports zeigt, in denen Kommunikation auf ganz unterschiedlichen Ebenen erfolgen kann. Unter *Integration durch Sport* wiederum wird das gefasst, was in der soziologischen Integrationsforschung zumeist unter ‚Sozialintegration‘ – im Sinne einer Integration in größere gesellschaftliche Zusammenhänge – verstanden wird (Esser 2004). Zu subsumieren sind hierunter zum einen die durch die Teilhabe am Sport induzierten Sozialisationsprozesse der Migrantinnen und Migranten, zum anderen aber auch konkrete Vermittlungs- und Platzierungsprozesse, die erst über die sozialen Kontakte im Sport möglich werden.

Vor dem Horizont dieser begrifflichen Differenzierung ist Inklusion in den Sport als notwendige Bedingung der Möglichkeit von Integration im und durch Sport zu erachten. Entsprechend könnten differente Partizipationsraten von

autochthoner und zugewanderter Bevölkerung zunächst auch als Indikator unzureichender Integration gelesen werden, wobei – dieser Logik nach – allerdings sicherzustellen wäre, dass derartige Differenzen nicht nur aus altersbedingten Verzerrungen oder der sozialen Schichtzugehörigkeit resultieren. Andererseits verbietet sich aufgrund der präferierten begrifflichen Differenzierung zugleich die umstandslose Gleichsetzung von Inklusion mit generalisierten Integrationsvorstellungen, was mit Blick auf eine zentrale Differenz innerhalb der Migrantenbevölkerung – nämlich jene der Geschlechtszugehörigkeit – wiederum bedeuten mag, dass es nicht allein einen erheblichen Unterschied machen kann, ob Migrantinnen *oder* Migranten überhaupt Sport treiben, sondern ebenfalls, welche Art und Form der Sportausübung hier von Migrantinnen *oder* Migranten gewählt wird. Denn wenn man mit Blick auf das Geschlechterverhältnis Differenzen zwischen autochthonen und eingewanderten Bevölkerungsgruppen vermutet und dementsprechend unter Integration auch einen Wandel der Einstellungen versteht, der sich von tradiert „patriarchalen“ Vorstellungen des Geschlechterverhältnisses ab- und sich gleichberechtigten, auf Selbstbestimmung gründenden Auffassungen zuwendet, dann dürfte es von erheblicher Bedeutung sein, welchen Horizont der Herausforderung zur Veränderung eigener Geschlechterstereotype die Partizipation an sozialen Kontexten, wie jenen des Sports, überhaupt aufspannt.

2 Migrantinnen und Migranten im Sport – Inklusion und Integration

2.1 Inklusion

Was die *Beteiligung am Vereinssport* betrifft, so zeigt die Migrantenbevölkerung über alle Altersgruppen und beide Geschlechter hinweg mit 13 % einen nur etwa halb so großen Organisationsgrad wie die autochthone Bevölkerung.¹ Allerdings differiert dieser Wert ganz erheblich nach Geschlecht und Alter, wobei erwachsene Frauen mit Migrationshintergrund (18 Jahre und älter) mit (geschätzt) unter 4 % die geringsten Teilnahmezahlen aufweisen (Landessportbund Nordrhein-Westfalen 2004, S. 15; Halm 2007, S. 105), während der Organisationsgrad aller weiblichen Sporttreibender dieser Altersgruppe mit knapp 20 % veranschlagt werden darf. Bei

¹Sofern nicht explizit anders angegeben, entstammen alle hier und im Folgenden versammelten Daten dem vom MFKJKS NRW geförderten Forschungsprojekt „Integration von Migrantinnen und Migranten in und durch den Sport“ (Kleindienst-Cachay et al. 2012).

männlichen Erwachsenen mit Migrationshintergrund sind die Beteiligungsraten etwas höher. Schätzungen der Verbände gehen hier von einem Organisationsgrad von 15 % aus, während jener der gesamten männlichen Bevölkerung im Erwachsenenalter bei 31 % liegt (Deutscher Olympischer Sportbund 2012, S. 12).

Erwartungsgemäß fällt die Beteiligung an organisierten Formen des Sports im Kindes- und Jugendalter höher aus. So zeigen die Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys des Robert Koch-Instituts (Lampert et al. 2007, S. 10), bei dem Kinder zwischen drei und zehn Jahren untersucht wurden, bei Mädchen mit Migrationshintergrund Werte von knapp 30 % und bei Jungen von 40 %, wobei sich allerdings auch hier erhebliche Differenzen zwischen Migrantinnen und Migranten und autochthonen Mädchen (55 %) und Jungen (58 %) abzeichnen. Ähnlich gravierende Unterschiede belegt auch die 1. World Vision Studie bei den Mädchen im Alter von acht bis elf Jahren, interessanterweise aber nicht bei den gleichaltrigen Jungen (Leven und Schneekloth 2007, S. 175). Diese Unterschiede werden auch durch die von Mutz (2009) durchgeführte Re-Analyse von PISA-Daten aus dem Jahr 2000 bestätigt. So ermittelt Mutz für fünfzehnjährige Migrantinnen einen Beteiligungsgrad am organisierten Vereinssport von 28 %, während gleichaltrige Mädchen ohne Migrationshintergrund bei 42 % liegen. Für Jungen hingegen sind die Vergleichszahlen deutlich höher, nämlich 57 % bei den Migranten und knapp 54 % bei Einheimischen (S. 108). Allerdings scheint sich der Organisationsgrad junger Migrantinnen und Migranten dann bereits in der Gruppe der 16- bis 18-Jährigen wiederum deutlich zu verringern. So liegt er nach Daten des sozio-ökonomischen Panels bei den Migrantinnen nur noch bei 7,2 %, bei den männlichen Migranten bei 46,2 %, während die deutschen Vergleichsgruppen zu 28 bzw. zu 53,8 % organisiert sind (Fussan und Nobis 2007, S. 285).

Nun treiben Migrantinnen und Migranten allerdings auch in *anderen Organisationsformen* Sport, beispielsweise in Fitness- und Gesundheitsstudios und kommerziellen Sportschulen. Mit Blick auf die gruppeninterne Geschlechterverteilung weisen Migrantinnen hier mit 47 % einen deutlich höheren Anteil auf als im klassischen Sportverein, in dem ihre Quote nur bei 30 % liegt. Kinder und Jugendliche wiederum greifen in ihrer Freizeit neben dem Sportverein auch auf den extracurricularen Schulsport sowie die offene Jugendarbeit zurück. Dabei weist Ersterer ungefähr dieselbe Geschlechterverteilung wie der Vereinssport auf, während Letzterer sogar noch weniger Zusppruch seitens der Mädchen mit Migrationshintergrund erfährt (28 %).

In allen genannten Organisationsformen des Sports sind Migrantinnen und Migranten auch in sport- bzw. verwaltungsbezogenen *Funktionsrollen* aktiv. Dies ist für die Integration deshalb bedeutsam, weil davon auszugehen ist, dass mit

der Übernahme einer derartigen Rolle auch eine weitergehende Integration in die Sportorganisation stattfindet. Jedoch geben nur knapp 17 % aller einheimischen Sportvereine an, dass Migrantinnen und Migranten sport- oder verwaltungsbezogene Funktionsrollen bekleiden, wobei die Anteile der männlichen Migranten mehr als doppelt so hoch ausfallen wie jene der weiblichen. Vergleichsweise häufiger sind Migrantinnen und Migranten in Funktionsrollen im extracurricularen Sport der Schulen und in den Sportangeboten der Jugendeinrichtungen und vor allem bei den kommerziellen Anbietern zu finden. Bemerkenswert ist, dass sich bei diesen Organisationen das Geschlechterverhältnis nahezu ausgeglichen darstellt. Mithin bieten also vor allem Schulen, Jugendeinrichtungen und kommerzielle Sportanbieter Chancen für Migrantinnen, in einer hervorgehobenen Rolle im Sport tätig zu sein und damit Präsentations- und Vorbildfunktionen für Sporttreibende mit und ohne Migrationshintergrund zu erfüllen.

Was schließlich die *Sportarten und Sportstile* im Vereinssport anbelangt, so betreibt die Mehrzahl der Migrantinnen und Migranten Wettkampfsport und zwar überwiegend in den Sportarten Fußball und Kampfsport. Demgegenüber scheinen andere Sportarten sowie der Breiten- und Gesundheitssport kaum attraktiv zu sein. Allerdings lohnt sich hier der genauere Blick auf verschiedene Migrantengruppen. Denn während türkischstämmige Migrantinnen und Migranten offenbar die Sportarten Fußball, Taekwondo, Boxen und Karate präferieren, finden sich im Tanzsport und im Turnen besonders viele Aussiedlerinnen und Aussiedler aus der ehemaligen UdSSR und aus Polen.

Fragt man eingehender nach den Ursachen der beschriebenen Unterschiede in der Sportbeteiligung, dürften diese ebenso in gängigen Geschlechts- und Altersstereotypen wie in tradierten kultur- und milieuspezifischen Verhaltenskodizes, aber auch in Erwartungen hinsichtlich der klassischen Sozialvariablen Einkommen, Bildung und Berufsprestige zu suchen sein. Vor allem durch Kumulation verschiedener dieser Merkmale kann ein Horizont sozialer Erwünschtheit entstehen, der sich aus der Perspektive von Migrantinnen und Migranten als hohe oder aber als niedrige Eintrittsbarriere darstellt und demgemäß sozial selektive Wirkung entfaltet. Relativ eindeutig auszumachen ist, dass die sozio-ökonomische Situation der Zugewanderten sowie deren Bildungshintergrund eine maßgebliche Rolle spielen. So konnte Mutz (2009) bei seiner Re-Analyse der Pisa-Daten zeigen, dass der Organisationsgrad im Sportverein bei der Gruppe der fünfzehnjährigen Mädchen mit Migrationshintergrund zwischen 18 und 47 % rangiert und zwar linear abhängig davon, ob das Kapitalvolumen – berechnet über Indices für ökonomisches und kulturelles Kapital – sehr niedrig oder aber sehr hoch ausfällt. Eben diese Abhängigkeit vom Kapitalvolumen zeigt sich auch bei männlichen

Jugendlichen mit Migrationshintergrund, allerdings mit einem bedeutsamen Unterschied, da hier von einem erheblich höheren Ausgangsniveau auszugehen ist. Entsprechend macht hier die Spanne zwischen niedrigem und hohem Kapitalvolumen lediglich 11 Prozentpunkte aus. Konsequenz zu Ende gedacht, heißt dies aber: Bei Mädchen mit Migrationshintergrund wirkt sich ein niedriges sozio-ökonomisches Milieu der Herkunftsfamilie auf das Sportengagement äußerst negativ aus, während dies bei Jungen kaum ins Gewicht fällt.²

Bei der Aufnahme eines Sportengagements im Verein spielen auch sozio-kulturell vermittelte Wert- und Normhorizonte der Herkunftsländer, respektive der ethnischen Zugehörigkeit, eine große Rolle, worauf nicht nur die einschlägige Literatur – z. B. zu den mit dem Islam verbundenen Alltagskonflikten – verweist, sondern was sich auch in empirischen Studien zur Sportsozialisation und zum Sportengagement von Migrantinnen mit muslimischem Hintergrund widerspiegelt (Kleindienst-Cachay 2007, S. 25 ff.). Entsprechend können denn auch die extrem niedrigen Beteiligungsraten türkischstämmiger und aus Russland/Kasachstan stammender Migrantinnen, die Mutz gefunden hat, auf den muslimischen respektive den spezifischen christlichen Hintergrund dieser Gruppen zurückgeführt werden, in den eben auch traditionelle, patriarchale Familienleitbilder und Geschlechterstereotype eingelassen sind und der damit eine Rollenverteilung konstituiert, vor deren Horizont sich zugleich der mit 68 % enorm hohe Partizipationsgrad türkischstämmiger männlicher Jugendlicher erklären lässt (2009, S. 110). Denn wie es scheint, genießt der Sport – und zwar insbesondere in Gestalt des Fußballs und des Kampfsports – bei großen Teilen der jungen männlichen Migrantenbevölkerung hohe Akzeptanz, insofern er die Möglichkeit zur Darstellung und Festigung kulturell überlieferter männlicher Leitbilder bietet.³

Allerdings: Einmal mehr bleibt gerade an dieser Stelle zu betonen, dass allzu verallgemeinernde Schlüsse von der ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit

²Der negative Zusammenhang zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital einerseits und Sportengagement andererseits betrifft auch Mädchen ohne Migrationshintergrund. Allerdings ist dort einmal mehr das Ausgangsniveau bei niedrigem Kapitalvolumen deutlich höher (Mutz 2009, S. 114).

³Wie die Ergebnisse verschiedener empirischer Untersuchungen zeigen, neigen junge Migranten, vor allem aus dem muslimischen Kulturkreis, zu einer stärkeren Akzeptanz traditioneller männlicher Geschlechterbilder, vielfach auch gepaart mit Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen (Brettfeld und Wetzels 2003, S. 305; Bundesministerium des Innern 2011, S. 165 ff., 176 ff.). Dies betrifft allerdings bildungsbenachteiligte weit stärker als bildungserfolgreiche junge Migranten (Bohnsack 2001).

auf ein bestimmtes Verhalten, wie jenes der Sportpartizipation, deutlich zu kurz greifen. Denn zweifellos wird die Aufnahme eines Sportengagements stets durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Faktoren moderiert. Entsprechend sind also sozio-ökonomischer Hintergrund, Bildungsniveau, ausgeübter Beruf, das Alter oder der Migrationsstatus (erste, zweite oder gar dritte Generation von Einwanderern) ebenso zu berücksichtigen wie das Herkunftsland oder die Religionszugehörigkeit. Auch weiß man aus verschiedenen Studien, dass die Intensität und Verbindlichkeit der Religionsausübung häufig in Verbindung mit der Sozialschicht und dem Bildungsniveau steht, wobei muslimische Familien mit niedrigem Bildungsniveau und aus unteren sozio-ökonomischen Milieus deutlich stärker dazu tendieren, sich mit den vertrauten, traditionellen und meist religiös beeinflussten Normen und Werten ihrer Herkunftsgesellschaft zu identifizieren (Gesemann 2006, S. 8 f.). D. h., die oft genug deprivierte und isolierte Lebenssituation in der Migration provoziert geradezu eine verstärkte Rückbesinnung auf Religion und Traditionalität, was sich dann wiederum auf das Geschlechterverhältnis, die unterschiedlichen Erwartungen an beide Geschlechter und damit eben auch auf den jeweiligen Sportzugang auswirken kann.

2.2 Integration

Forschungen über die *integrativen Wirkungen eines Sportengagements für Migrantinnen und Migranten* beruhen auf der Annahme, dass eine Einbindung in den Sport spezifische Erfahrungen ermöglicht und Anlass sowie Gelegenheit für einen kommunikativen Austausch kontextungebundenen Wissens bietet. Dadurch können Sozialisations- und Integrationsprozesse angestoßen werden, die Veränderungen hinsichtlich des Sprach- und Kommunikationsverhaltens und spezifischer Einstellungen und Werthaltungen auslösen, was sich positiv auf die Integration in die Gesellschaft auswirken kann. Da derartige Prozesse bei Frauen und Männern unterschiedlich ablaufen, liegt eine Beforschung getrennt nach Geschlechtern nahe. Allerdings ist in der sportwissenschaftlichen Forschung das Thema ‚Integration durch Sport‘ bisher vor allem in Bezug auf Mädchen und junge Frauen – und zwar vorzugsweise in Bezug auf Muslima und unter der theoretischen Perspektive der Bewältigung jugendlicher Entwicklungsaufgaben – untersucht worden (Kleindienst-Cachay 2007; Fast 2013). Männliche Migranten hingegen zeigen sich in Bezug auf die integrativen Leistungen eines Sportengagements nach wie vor so gut wie unerforscht, wenn überhaupt, dann fanden Untersuchungen unter einer sozialpädagogischen Perspektive statt (Hiller 2005).

In den angeführten Studien zu Migrantinnen konnte an Hand qualitativer Interviews mit jungen, hochsportiven muslimischen Frauen nachgewiesen werden, dass ein Sportengagement Einfluss auf das Sprachverhalten, auf die Leistungsmotivation und das Bildungsaspirationsniveau, den Aufbau eines eigenen, heterogenen Freundes- und Bekanntenkreises sowie auf die Beziehung zum eigenen Körper nimmt, mithin wie ein Katalysator auf wichtige Bereiche jugendlicher Entwicklung wirkt und dabei auch überlieferte Geschlechterbilder in Frage stellt (Kleindienst-Cachay 2007; Fast 2013). Denn da im Rahmen eines nachhaltigen Sportengagements bestimmte Erziehungsnormen der Familien nicht ohne weiteres eingehalten werden können, kommt es fast zwangsläufig zu konfliktträchtigen Diskussionen zwischen Eltern und Töchtern über Werte und Normen, die das Verhalten der Geschlechter regulieren. Auf diese Weise erfolgt zunächst ein vorsichtiges Aufweichen der tradierten Geschlechtervorstellungen in den Familien, dem wiederum bei den Töchtern – durch den fortbestehenden Einfluss vielfältiger Interaktions- und Kommunikationsprozesse im wettbewerbsmäßig betriebenen Sport angeregt – eine intensive Auseinandersetzung mit Werten und Normen verschiedener Teilkulturen (Sportkameraden und -kameradinnen, Trainer_innen, Vereins- und Verbandsführung, Peergroup, Lehrkräften an Schulen usw.) nachfolgt. Auf Dauer bleibt all dies nicht ohne Folgen für die Familiendynamik und führt bisweilen zu „intergenerativen Transmissionsprozessen“ (Nauck 1994), was bedeutet, dass sich Mentalitätsänderungen bei den Eltern einstellen, die dann auch den Geschwistern neue Handlungsoptionen eröffnen.

In gewisser Weise fungiert der Sport hier also als Mittler zwischen unterschiedlichen sozialen Welten und ermöglicht dabei den jungen Frauen, Geschlechternormen für sich selbst neu zu definieren. Auf diese Weise kann dann auch ein neues Selbstbild entstehen, das keineswegs in allen Punkten westlichen Vorstellungen entspricht, vielmehr durch ein „eigenes Modernisierungskonzept“ (Gümen und Herwartz-Emden 1996) und spannungsreiche Balancen gekennzeichnet ist. Zugleich bietet dieses aber eben auch die Möglichkeit zur Konstruktion einer einzigartigen Identität, nämlich: als türkisch-muslimische Frau selbstbestimmt nach spezifischen Traditionen zu leben, nichtsdestotrotz aber erfolgreich Leistungssport in mehrheitlich deutschen, mitunter auch geschlechterheterogenen Sportmannschaften zu betreiben, noch dazu in einer „Männerdomäne“, wie dem Kampfsport oder dem Fußball, was für eine Frau an sich schon nicht ganz gewöhnlich ist (Kleindienst-Cachay 2007, S. 55). Über ein Engagement in vermeintlich männlichen Sportarten kann es demnach jungen Frauen mit Migrationshintergrund gelingen, einerseits in gewissem Maße den Normen und Werten ihrer Herkunftsfamilie zu folgen (z. B. durch das Tragen einer entsprechenden Sportkleidung sowie durch die Wahl einer in der Community

akzeptierten Sportart), sich andererseits aber auch zu distanzieren, indem sie sich als sportive, leistungsfähige, selbstbewusste, ja kämpferische Frauen präsentieren, die in der Lage sind, sich selbst zu verteidigen und deshalb keiner familialen ‚Beschützer‘ mehr bedürfen (Kleindienst-Cachay 2007, S. 49).

Für junge Männer mit Migrationshintergrund stellt sich hingegen die Sachlage grundlegend anders dar. Denn die meisten von ihnen werden um die Erlaubnis, Sport zu treiben, in ihren Familien nicht kämpfen müssen. Vielmehr ist das Sporttreiben junger Männer – insbesondere im Fußball und in den Kampfsportarten – in vielen Migrantenmilieus in hohem Maße sozial erwünscht, passt es doch zu den hier tradierten dichotomen Geschlechterstrukturen.⁴ Ja, Sporttreiben wird sogar als förderlich für die Ausbildung entsprechender männlicher Kompetenzen erachtet. Kaum einmal dürfte es daher über das Sporttreiben zu einer vergleichbaren Auseinandersetzung mit traditionellen, patriarchalen Familien- und Geschlechterbildern und damit zu einem Wandel diesbezüglicher Einstellungen bei den männlichen Migranten (und ihren Familien) kommen. Vielmehr ist anzunehmen, dass sich gerade durch das Sporttreiben in spezifischen, männlich konnotierten Sportarten ein bereits vorhandenes, Männlichkeitsstereotypen bedienendes Verhalten weiter verstärkt.

Hinzu kommt, dass in vielen Fußballmannschaften – und zwar sowohl in einheimischen Vereinen wie in Migrantensportvereinen – nicht Deutsch gesprochen wird, oder wenn, dann häufig in restringierter Form, weil dort Migrantenjugendliche die Mehrheit stellen, sodass dort insgesamt betrachtet das sprachliche und auf Bildungsprozesse bezogene Anregungspotenzial, das ein Sportverein bieten kann, gering ausfallen dürfte.⁵ Der Kampfsport – wohl aufgrund seiner familiär-überschaubaren Organisation in kleinen Vereinen oder Abteilungen und seiner auf individuelle Disziplin ausgerichteten Kultur – scheint hingegen weit mehr als Fußball in der Lage zu sein, ein entsprechendes Anregungsmilieu bereit zu stellen.

⁴Diese Erwünschtheit gilt freilich in ähnlicher Weise auch für spezifische einheimische Milieus, vgl. Meuser (2008, S. 113 ff.).

⁵Dass es ein derartiges Anregungsmilieu für junge männliche Migranten auch im Fußball geben kann, zeigt nicht allein die Praxis einzelner Sportvereine, die aufgrund überschaubarer Mitgliederzahlen eher durch familiäre Strukturen geprägt sind oder sich einer spezifischen sozialen und politischen Tradition verpflichtet sehen. Vielmehr spielt letztlich das vorherrschende Konzept von Jugendarbeit die entscheidende Rolle. So konstruieren inzwischen auch einige Bundesligaveren bewusst ein anregendes, bildungsfreundliches Milieu für ihren Nachwuchs und organisieren mitunter auch entsprechende Maßnahmen neben und außerhalb des genuinen Trainings- und Spielbetriebes, wovon wiederum Migrantenjugendliche in ganz besonderem Maße profitieren.

Zumindest dokumentiert dies Hiller aus sozialpädagogischer Perspektive anhand der Entwicklungsgeschichte eines jungen Mannes mit türkischem Hintergrund. Denn dieser durchläuft, vermittelt durch die Erfolge eines regelmäßigen, nachhaltigen und leistungsorientierten Kampfsporttrainings im Karateverein, einen beachtlichen Entwicklungsprozess: vom lernschwachen Hauptschüler, der seine Probleme meist mit „Herumschreien und im Zweifelsfall durch Ringen“ löste, bis hin zum Diplomingenieur für Technische Informatik (Hiller 2005, S. 75).

3 Fazit – Ungenutzte Potenziale?

Wie bei jungen weiblichen Migrantinnen, so kann auch bei jungen Männern mit Migrationshintergrund ein nachhaltiges wettbewerbsmäßiges Sporttreiben – mit seinen kontinuierlichen Trainingsprozessen, seinen Erfolgen und Niederlagen sowie den Möglichkeiten der sozialen Netzbildung – Wirkungen zeitigen, die sich in einer Veränderung jener Einstellungen und Werthaltungen niederschlagen, die vor allem hinsichtlich des Bildungsverhaltens und damit für Integrationsprozesse besonders bedeutsam sind. Allerdings: Dem differenzierteren Blick zeigen sich zugleich auch einige charakteristische Unterschiede und zwar genau in jenen Bereichen, die mit geschlechterbezogenen Regeln und Normen einhergehen. Denn während integrative Effekte bei Mädchen und jungen Frauen fast zwangsläufig in Richtung eines ‚Empowerment‘ und der Befreiung von einengenden Geschlechterstereotypen weisen, scheinen sich derartige Effekte bei jungen Männern zunächst ‚nur‘ in einer Regulierung des Sozialverhaltens, im Sinne einer vermehrten Akzeptanz sozialer Regeln, niederzuschlagen, was dann seinerseits wiederum positive Effekte auf das eigene Bildungsverhalten, die Anerkennung in der Schule und am Arbeitsplatz nach sich ziehen kann. Zu bemerken bleibt hierbei aber wiederum, dass es in hohem Maße von der Kultur der jeweils ausgeübten Sportart und dem Leistungsniveau der jeweiligen Mannschaft abhängig sein dürfte, ob sich überhaupt nennenswerte Effekte einstellen können. Generell besehen, so scheint es zumindest, stellt sich hier das soziale Erfahrungsfeld des Kampfsports, das stark durch Regeln der Selbstdisziplin sowie der Achtung des Gegners geprägt ist, als chancenreicher dar als jenes der Teamsportart Fußball.

Wollte man also die bisher ungenutzten Integrationspotenziale des Sports für Migrantinnen und Migranten besser ausschöpfen, dann bleibt vor dem beschriebenen Horizont unter anderem auch zu überlegen, wie man junge männliche Migranten, die derzeit durchaus zahlreich, aber eben überwiegend im Fußball organisiert sind, vermehrt für andere Sportarten gewinnen kann. Darüber hinaus aber müssten die strukturellen Bedingungen, unter denen die oben beschriebenen

positiven Effekte erzielt werden können, noch genauer analysiert und daraufhin geprüft werden, ob sie nicht auch auf den Fußball sowie ähnlich strukturierte Sportarten übertragbar sind, ob sich also deren organisationale Kultur nicht noch stärker in Richtung auf die Vermittlung integrationsdienlicher Einstellungen verschieben ließe. Zu denken ist hier vor allem an bildungsunterstützende und gewaltpräventive Maßnahmen in den Vereinen der leistungsniedrigen Spielklassen im Fußball, die geeignet scheinen, positiven Einfluss auf das Sozialverhalten und die Bildungsaspiration junger männlicher Migranten zu nehmen und damit à la longue auch deren verbreitete Orientierung an überkommenen männlichen Stereotypen zu irritieren.

Was im Übrigen die sportwissenschaftliche Forschung zum Thema ‚Migration, Geschlecht und Sport‘ anbelangt, so zeichnen sich Desiderate in zumindest drei Bereichen ab. *Erstens* ist bei der Beforschung von Migrantinnen und Migranten im Sport die Perspektive auf *verschiedene Altersgruppen sowie auf unterschiedliche Herkunftsländer und Milieus* auszuweiten, um die Eigendynamik des Feldes entsprechend abbilden zu können. Die sozialen Differenzierungsprozesse, die in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Migrantenbevölkerung erfolgt sind, müssen in der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung weit stärker als bisher berücksichtigt werden, was letztlich auch bedeutet, dass man nicht mehr pauschal mit einer Gruppe aller Migrantinnen oder aller Migranten operieren sollte. *Zweitens* sollte der Blick insgesamt stärker als bisher auf die *verschiedenen Gruppen männlicher Migranten* und hierbei vor allem – unter differenzierter Berücksichtigung der unterschiedlichen (Sport)Settings – auf die Sozialisationswirkungen eines langfristigen Sportengagements bei jungen Männern fokussiert werden. Und *drittens* schließlich ist das Augenmerk nicht allein auf die Eintritts-Barrieren zu richten, die vor allem Migrantinnen von einer Mitgliedschaft abhalten, sondern ebenso auf die strukturellen Hintergründe des beobachtbaren *Drop-out-Phänomens*, also darauf, dass auch männliche Migranten den organisierten Sport zumeist wieder verlassen, sobald sie das Erwachsenenalter erreicht haben.

Literatur

- Bohnsack, Ralf. 2001. Der Habitus der „Ehre des Mannes“. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft. In *Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung*, Hrsg. Peter Döge und Michael Meuser, 49–71. Opladen: Leske & Budrich.
- Brettfeld, Katrin und Peter Wetzels. 2003. Junge Muslime in Deutschland. Eine kriminologische Studie zur Alltagsrelevanz von Religion und Zusammenhängen von individueller Religiosität mit Gewalterfahrungen, -einstellungen und -handeln. In *Islamismus*, Hrsg. Bundesministerium des Innern, 221–316. Bonn: BMI.

- Bundesministerium des Innern, Hrsg. 2011. Lebenswelten junger Muslime in Deutschland. Abschlussbericht von Wolfgang Frindte, Klaus Boehnke, Henry Kreikenbom & Wolfgang Wagner. https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2012/junge_muslime.pdf?__blob=publicationFile. Zugriffen: 30. März 2015.
- Bundesregierung. 2007. Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege – Neue Chancen. www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan.pdf;jsessionid=B5F7E3B99B3D447A1AB94DB2482485A8.s1t1?__blob=publicationFile&v=3. Zugriffen: 23. Okt. 2015.
- Deutscher Olympischer Sportbund. 2012. Bestandserhebung 2011. <http://www.dosb.de/de/service/statistiken/>. Zugriffen: 25. März 2015.
- Deutscher Sportbund. 2004. *Sport und Zuwanderung. Grundsatzerklärung des Deutschen Sportbundes und seiner Mitgliedsorganisationen. Beschlossen vom Bundestag des Deutschen Sportbundes am 4. Dezember 2004 in Bremen*. Frankfurt a. M.: DSB.
- Esser, Hartmut. 2004. Was ist denn dran am Begriff der „Leitkultur“? In *Angewandte Soziologie*, Hrsg. Kecskes Robert, Wagner Michael und Wolf Christof, 199–214. Wiesbaden: VS Verlag.
- Fast, Natalia. 2013. „Ich bin eine deutsche Muslimin“. *Sportsozialisation und Identitätsentwicklung muslimischer Sportlerinnen im wettkampfmäßig betriebenen Volleyball*. München: AVM.
- Fussan, Nancy und Tina Nobis. 2007. Zur Partizipation von Jugendlichen in Sportvereinen. In *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher*, Hrsg. Tina Nobis und Jürgen Baur, 277–297. Köln: Sport und Buch Strauß.
- Gesemann, Frank. 2006. *Die Integration junger Muslime in Deutschland. Bildung und Ausbildung als Schlüsselbereiche sozialer Integration. Islam und Gesellschaft*, Bd. 5. Berlin: Friedrich Ebert-Stiftung.
- Gümen, Sedef und Leonie Herwartz-Emden. 1996. Selbst- und Fremdbilder von Aussiedlerinnen und Einwanderinnen aus der Türkei und westdeutschen Frauen im sozialen Vergleichsprozess. Methodische Aspekte eines Stereotypen-Inventars. In *Kindheit, Familie und Jugend. Ergebnisse empirischer und pädagogischer Forschung*, Hrsg. Renate Möller, J. Abel, Georg Neubauer und Klaus-Peter Treumann, 116–180. Münster: Waxmann.
- Halm, Dirk. 2007. Freizeit, Medien und kulturelle Orientierungen junger Türkeistämmiger in Deutschland. In *Junge Muslime in Deutschland*, Hrsg. Hans-Jürgen von Wensierski und Claudia Lübcke, 101–113. Opladen: Budrich.
- Hiller, Gotthilf G. 2005. „Wie mein Lebensweg sich nach oben bahnte“. Eine Entwicklungsgeschichte als E-Mail-Korrespondenz. In *Schüler 2005. Themenheft Lernen. Wie sich Kinder und Jugendliche Wissen und Fähigkeiten aneignen*, 74–76.
- Kleindienst-Cachay, Christa. 2007. *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport*. Baltmannsweiler: Hohengehren.
- Kleindienst-Cachay, Christa, Klaus Cachay und Steffen Bahlke. 2012. *Inklusion und Integration. Eine empirische Studie zur Integration von Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport*. Schorndorf: Hofmann.
- Lampert, Thomas, Gert B. M. Mensink, Natalie Romahn und Alexander Woll. 2007. Körperlich-sportliche Aktivität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt* 50 (5/6): 634–642.

- Landessportbund Nordrhein-Westfalen. 2004. *Ein Leitfaden durch das Programm „Integration durch Sport“ der Sportjugend im Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V.* Duisburg: o. V.
- Leven, Ingo und Ulrich Schneekloth. 2007. Die Freizeit. Anregen lassen oder fernsehen? In *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie*, Hrsg. K. Hurrelmann und S. Andresen, 165–200. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Luhmann, Niklas. 1997. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meuser, Michael. 2008. It's a Men's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. In *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Hrsg. Gabriele Klein und Michael Meuser, 113–134. Bielefeld: transcript.
- Mutz, Michael. 2009. Sportbegeisterte Jungen, sportabstinente Mädchen? Eine quantitative Analyse der Sportvereinszugehörigkeit von Jungen und Mädchen mit ausländischer Herkunft. *Sport und Gesellschaft* 6 (2): 146–174.
- Nauck, Bernhard. 1994. Erziehungsklima, intergenerative Transmission und Sozialisation von Jugendlichen in türkischen Migrantenfamilien. *Zeitschrift für Pädagogik* 40 (1): 43–62.
- Wippermann, Carsten und Berthold B. Flaig. 2009. Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 5:3–11.

Über die Autoren

AOR Dr. Steffen Bahlke is a lecturer of Sports Sociology and Sports History at the University of Bielefeld. His main fields of research include: sport-related value research; German sports history, focussing on the time of National Socialism; sport-related gender research; civic engagement of young people in sport-organizations; sport-related migration research; communication research in high level sports.

Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay is Professor of Sports Pedagogy at the University of Bielefeld.

Her main fields of research include: sport-related gender research, focusing on women in male domains of sport; dealing with heterogeneity in sport (differences resulting from gender, disabilities and social and/or cultural factors); socialisation in sport, focusing on disadvantaged girls and women, and giving special consideration to female Muslim migrants.

Teil V

Geschlecht, Sexualität und Macht

Homophobia in Sport

Shawn Ladda

1 Introduction

Sport is a microcosm of society so thus mirrors what is happening in society at large (Coakley 2008). This includes homophobia which is the fear of homosexuals or homosexuality. Along with homophobia, biphobia (fear of bisexuals) and transphobia (fear of transgendered individuals) are often grouped together. Lesbian, gay, bisexual, and transgender (LGBT) people face discrimination. This bias has been used in sport to further marginalize certain athletes, coaches, and teachers.

Great variability occurs across the world in attitudes and acceptance of the LGBT population. The International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (ILGA.org), notes 78 countries have laws against LGBT communities. Even within one country like the United States, there are states that have laws to protect LGBT individuals, some that do not, and states that propose anti-LGBT legislation. Currently, more than 30 states allow gay marriage in the United States (CNN.com). Nineteen countries (about 10 %) allow same sex marriage and two countries allow regional or court directed allowances (Pew Research Center 2015).

Cultural ideals about masculinity and femininity and the way boys and girls are expected to behave are restrictive. As a society, males and females are often bound by gender role stereotypes and generalizations about how they should express themselves. Societies tend to reinforce narrow gender role expectations

S. Ladda (✉)
Manhattan College, Bronx, USA
E-Mail: shawn.ladda@manhattan.edu

that limit behavior for both males and females. Gender role expectations refer to messages society sends dictating what it means to be a man or woman and appropriate behavior. In the sporting world, athletic prowess is aligned with maleness and masculinity. Masculinity is connected to strength and heterosexuality. When combining gender role expectations and the culture of sport, two contradictions occur. How can a gay male athlete and a heterosexual female athlete be strong and dominant? There are intersecting characteristics that challenge social stereotypes and sport culture.

When Baron de Coubertin revived the modern Olympics in 1896, women were relegated as spectators and not allowed participation. This was also true for the Ancient Olympic Games in Greece where the married women were not allowed to participate nor attend. However, the unmarried women were allowed to attend and the priestess of Demeter, goddess of fertility, was given a premiere seat next to the Stadium altar. This is yet another example of connections with masculinity, heterosexuality, and the female mother role that reinforces the social order. By 1900, women competed for the first time in Paris at the Olympic Games where there were 997 male and 22 female competitors. And in stark contrast, in the 2012 London Olympics, 44 % of the participants were women (Olympic.org).

When tracing women's evolution into the sporting world, development reflected perceptions about women and their capabilities and roles in the society at large (Ladda 2007). A motivation behind many of the girls and women's movement experiences was to dispel myths that women were not physically strong enough to be formally educated. An exercise routine was seen as a potential way for women to combat this weakness. But there was a fine line between "healthy" exercise and exercise that could be damaging to the female "apparatus". In addition, women were restricted by clothing restraints including long dresses, skirts, and the corset (Hargreaves 1994).

As the world became more industrialized, women were slowly allowed to expand their sphere and women challenged barred participation when given an opportunity. A good example is during the World Wars, in the United States with many men off in war and less spectator sport opportunities; the All American Girls Baseball League was founded. Women worked in factories and teams were organized to provide entertainment. In similar suit, in England, Dick, Kerr's Ladies F. C. was organized as a factory football team and became so popular that they were packed 55,000 spectators into the stadium for a football game fundraiser (Williams 2007). The male establishment felt threatened and banned women from using any football facilities for almost fifty years. Other European countries followed suit and banned women from facility use as well. It is just recently that the National English Women's Football team has made a mark on the national

scene by qualifying for the World Cup. These baseball and football leagues required women to be educated on fashion and make-up in order to look more feminine. Again, this points to society's struggle with athletic women and the ability to remain feminine. It also connects to homophobia as to keep the derived social constructs, women need to be subservient to men and attracted and attractive to men. This tension remains today.

Recently, there has been education to increase awareness that being LGBT is not a life choice. More media coverage has occurred with characters representing LGBT individuals who lead well-adjusted, happy lives. More specifically in sport, numerous professional, club, and school athletes have "come out" and expect respect and acceptance, although the prevalence of being public about sexual orientation or gender identity can vary depending on the country, enacted laws, socio-cultural barriers, and economic status. On the international front, the Sochi Russia 2014 Olympic Games received a great deal of publicity. Protests emerged over Russia's anti-gay laws and there was international outrage and protests (BBC 2014).

Homophobia, misogynist, and sexist attitudes that are pervasive in sport can be traced throughout history. In the past and present, numerous examples abound. At the heart of these attitudes is challenging societal ideals about what it is to be a man and woman and the expectations of behavior in society.

A venue where LGBT athletes and others are celebrated is the Gay Games. Every four years, the Gay Games take place according to the guiding principles of participation, inclusion, and personal best (Federation of Gay Games 2015). These Games were founded by Tom Waddell in 1982 and are a shining example of how athletes, competition, and LGBT diversity can thrive together. The next Gay Games will be hosted by Paris in 2018.

Broader based acceptance is needed. More Resources are available to help educate the public about LGBT people and to dispel myths and organizations are advocating for social justice along with known personalities that speak out in support of LGBT populations. However, there are challenges that remain in order to transform sport culture into a truly inclusive and respectful domain for all people. Recently, women football players sued FIFA because the 2015 Women's World Cup will be played on artificial surfaces which would never happen in the men's game. Additionally, FIFA pays women half as much of what the men make in the World Cup and surmises that women should not be expected to be paid equally for at least another century. Yet, here is another example of ingrained sexism in sport which feeds homophobia. Homophobia in male and female sports is manifested in similar and different ways. While it is assumed that female athletes are lesbians, in contrast, it is assumed that male athletes cannot be gay.

2 Lesbians and Sport

Lesbian and feminist sport participation is a threat to male domination (Giffin 1992; Bennett et al. 1987; Birrell and Richter 1987; Lenskyj 1986; Messner and Sabo 1990). Males have enjoyed control of and participation in sport. While there has been an increased participation rate among girls and women, resources have been allocated for this growth. To the chagrin of some, monies to support these opportunities for females are a threat to males. Strong and independent women, who are often labeled as lesbians are a threat to men.

As Burton-Nelson's (1994) book entitled, "*The Stronger Women get, the more men love Football*" stabs right at the heart of the issue. Men are threatened by strong women, so they grab on to the manliest sport, in order to comfort themselves.

Sex testing has a long history in the international sport world. If a woman demonstrates exceptional athleticism, her gender and sexuality is called into question. How can a woman be that athletic, she must really be a man? Two recent examples of this are South African's Caster Semenya and U.S. basketball player Brittany Griner.

Lesbians are seen as strong and independent which mirrors male behavioral expectations thus furthering the threat to the social order. Laws have been passed to push the issue of equality but social acceptance often lags behind. Title IX in the United States and Canadian Human Rights legislation are legal examples of the demand for fairness. On the international front, the United Nations Convention on the Elimination of All Forms of Discrimination Against Women (CEDAW) is a landmark agreement to affirm human rights and equality for women (UN.org).

Griffin (1992) identifies six ways that homophobia is manifested in women's sport. These include silence, denial, apology, promotion of a heterosexy image, attacks on lesbians, and preference for male coaches. Because of lack of social acceptance, many lesbians are relegated to being silenced about being their authentic self. In addition, denial occurs so as for others not to suspect their lifestyle. Throughout sport, reinforcement of the masculine image occurs while women are staged first and foremost as sex objects. Often times when women athletes are featured in the media, they are feminized in make-up and dresses instead of in their athletic gear. This reinforces femininity and heterosexual identities. Lesbian players and coaches are demonized and discriminated against. Finally, the use of the fear factor with parents helps to promulgate having male coaches coaching females. Because sport is deemed a male domain, men are perceived to know more about sports than women.

It is important for lesbians to be able to affirm their place in the sporting world (Griffin 1998). This affirmation celebrates the contribution to sport and affirming opportunities for all girls and women to participate. Through this affirmation of LGBT individuals to truly be celebrated in sport challenges the notions of what it means to be male and female. It helps to expand the definition of gender roles. Strict gender role definitions limit all men and women. Work is needed to truly embrace human characteristics rather than pigeon holing one in specific characteristics. One needs to be allowed to be all they can be.

3 Gays and Sport

Are there really gay men in sports? Societal beliefs and the media images would make one determine the answer to this question is no. Being involved in sports for boys and men is expected behavior and celebrated. In contrast, stereotypes and myths surrounding gay men are more feminine so hence the fact that they are probably not involved in sports. The gay men that are involved in sports tend to stay deeply closeted because of this manly sport culture.

Male sport culture reinforces masculinity, being heterosexual, and the idea that women are inferior. Gay male athletes are a contradiction to this culture. Men enjoy closeness with other men on and off the field with the assumption that there are not any gay men playing. The male sports culture uses gay slurs and put downs of women to inculcate the perpetuation of the dominance of male strength. Juxtapose to male strength is anything feminine or with females and anything gay. Gay is associated with weakness. It is also assumed that fellow teammates and coaches will not tolerate a teammate who is gay. Concerns abound related to locker room scenarios and other interactions. This environment does not allow gay male athletes to feel confident about anyone knowing that they are gay.

4 Intersectionality and Homophobia

Opportunities in sport experiences should be realized for anyone who wants to be a participant. The benefit of sport includes exercise, broader wellness, mental wellness, socialization, and competitiveness to name just a few. Wellness is important for all people and it is unfair to discriminate and for some not to benefit from physical activity. In addition, some acceptable practices in sports that have been accepted do not promote a culture of inclusivity, fairness, and respectful

sport. Sexist language, name calling or trash talking, hazing, and bullying should not have a place in sport. It has a negative impact on all participants and does not maximize the benefits that sport participation can reap.

Homophobia is just one form of discrimination but it is important to realize that it often does not live in isolation. Intersectionality and homophobia refers to this. Race, socioeconomic level, and religious affiliation can also impact one's sport experience. For example, Fagan (2014) tells her sport experience of coming out as a lesbian on a basketball team that was led by Born-Again Christians. An athlete who identifies in multiple ways may have a different experience than one who does not.

Intersectionality acknowledges that race, class, gender, sexual orientation, religion, education, citizenship status, and your geographic location all interact with one another. Given that all statuses interact with each other, there is no single "Black experience" or a single "Female experience". Often one dimension of a person will be focused on as if it is separate from another. One example of how limiting this notion can be is to only see a person as white or as a man. When we talk and think about race, class, gender separately, we minimize diversity and deny complexity of our lived experiences. Intersectionality challenges the idea that anyone can speak on behalf of any one of their social statuses. There is a need to use a larger framework for diversity and intersection to inform each other. We need to move beyond binary dimensions and expand to include a three-dimensional sense of self and community to understand the lived sport experience.

5 Best Practices

The intention of these best practices is to develop an inclusive and respectful sport culture. On any team there will be representation from different ethnic backgrounds, religions, sexual orientation, etc. Every person's belief system should be valued with the common ground of the team being respect and valuing each member for who he or she is regardless of a variety of characteristics.

A good place to start with a sport organization, is to use some type of assessment tool to ascertain the given strengths and weaknesses in place to create an inclusive and respectful sport culture. One such available assessment tool is through the Gay, Lesbian, and Straight Education Network (GLSEN 2014) Sports Project: Changing the Game (GLSEN 2015). Multiple resources are available

from a climate assessment tool to many best practices suggestions for athletes, coaches, administrators, and parents.

In the resource, *Champions of Respect*, Griffin and Taylor (2010) have also provided an outstanding resource for athletes, coaches, and administrators to guide in constructing an inclusive and respectful sport culture. Sporting teams should be places where all people are accepted and can enjoy the benefits of sport. The main reason to assure this is because it is the right thing to do. But it also affords individuals the opportunity to be healthy in mind, body, and spirit. In order to assure sports teams are places of inclusion, the following best practices are recommended (Griffin and Taylor 2010, p. 12–15).

Regardless of athlete, coach, or teacher, it is imperative that all groups become more educated about prejudice and discrimination based on any one of many “other” characteristics such as race, sexual orientation, religion, and socioeconomic level, among others. Homophobia affects not only the LGBT community but rather all people regardless of sexual orientation. Homophobia connects with traditional gender roles. If a male or female does not comply with behavior characteristics that are associated with masculinity or femininity, sexual orientation is questioned. Strict gender role expectations for men and women limit one from being all he or she can be. The goal should be to celebrate human characteristics rather than relegating one to certain behaviors. This allows each person unlimited development of their interests and talents. Thus, it is in everybody’s interest to avoid any homophobic attitudes.

5.1 Sport Organizations or Clubs, and Sport Leagues

Sport organizations or clubs, and sport leagues are instrumental in establishing sport cultures of inclusion and respect. It is imperative that these sport organizations have policies in place to foster and celebrate diversity. One way of assuring this is implementing institutional structures that will ensure these issues are addressed. As stated above, using an assessment tool to monitor how the culture is and steps to take going forward are paramount.

Organizations should provide ongoing educational efforts to help participants on LGBT issues. Leading by example is important and take place with visibility of expectations and public statements.

5.2 Club Administrators

Club administrators should be aware of resources that can be helpful for continued education and resources. In addition, it would be wise to provide education for your coaches on creating a culture of inclusion and respect. One of the most powerful messages is putting your words into actions and being a role model of respect and fairness. This would include the use of language that is inclusive of athletes and coaches and not using slurs and jokes that would be disrespectful. Make sure you know how to provide a safe zone for coaches and players (see GLSEN safe space).

Make clear to coaches the expectations of behavior around this topic. By showing your support of LGBT communities, you will be leading by example. Provide orientation programs for your staff that include laws, policies, procedures, codes of conduct and ethical policies. These should also be included in a Coaches Handbook. Information about nondiscrimination and anti-harassment policies and laws should be provided to parents and staff. Develop club policies including nondiscrimination statements, participation of transgender/gender non-conforming students on sports teams, anti-hazing policies, and prohibiting anti-LGBT name calling. Maintain a religion neutral space in the organization. You should also provide education and policies around appropriate sports spectator behavior.

5.3 Coaches

In order to create inclusive and respectful teams, coaches need to show the respectful behavior that you want athletes to demonstrate. Coaches should be aware of educational resources to be informed about issues of diversity. As a coach, one should always assume that gays or lesbians are on your team. It is important to monitor your own beliefs or assumptions about gays and lesbians, and commit yourself to evaluate people by their character rather than sexual orientation.

As a role model, do not use anti-LGBT language, rather use inclusive language that acknowledges LGBT people and does not assume that all athletes are straight. Treat all athletes with fairness and respect regardless of sexual orientation. Provide clear and succinct expectations for all athletes. Demonstrate that you are an ally for all your players. One example of how to do this would be to have your team participate in the You Can Play Project (Youcanplay.org 2015) which enlists teams to take a pledge to ensuring equality, respect, and safety for

all athletes, without regard to sexual orientation. Some teams also make a video to profess just that. Another example is with the Brache the Silence project ([Freedomssounds.org](http://freedomssounds.org) 2015) whose mission is to “advance LGBTQ inclusion in sports and to increase visibility of positive role models in the athletic community”. Numerous sports teams have committed to this mission. With both the You Can Play and Brache the Silence projects, the importance of straight allies is reinforced. Allies refer to individuals who speak out for diversity and inclusion and do not remain silent when discrimination or harassment based on sexual orientation occurs. Allies are a critical force to help create healthy sport cultures where all are valued.

It is important to be proactive by starting any season making clear your expectations of respectful behavior and dignity for all. Tell athletes that anti-LGBT will not be tolerated and enlist athletes as leaders to set a climate of respect. Respond and intervene to stop anti-LGBT language or other disrespectful actions. And finally, educate and arrange for programs to increase awareness with your athletes, reduce bullying, and help promote a respectful sport culture.

5.4 Athletes

Athletes need to be encouraged to be lifelong learners about diversity, prejudice and discrimination. We are all much more alike than we are different. Coaches and teachers need to reinforce this education and help athletes meet different types of people. As an athlete, treat diversity among teammates as a team strength. At the end of the game, one does not care if you are gay or lesbian when you score the winning goal. Judge teammates and coaches by their character rather than by their sexual orientation. Learn to not make assumptions on teammates’ and coaches’ sexual orientation based on appearances or stereotypes.

Lead by example as an athlete. Demonstrate your support through your actions. Treat teammates as you would want to be treated. Make sure you respect the rights of all teammates to be safe and included. Be intentional on the use of your language in that you are inclusive and don’t use slurs nor jokes that might offend others.

6 Summary

The world is evolving with more acceptance of LGBT people. Education plays a key role in increasing this acceptance around the globe. Giving voice to preconceived false premises (i.e. there are no gay men in sports or a girl that plays sports

will be a lesbian) and squelching the absurdity of these with information. Setting policies for non-discrimination practices and having legislative backing for these is paramount. Having known and strong personalities stepping out of the closet and demonstrating that one is much more than their sexual orientation is important to provide visibility. A commitment of continual exposure to all types of people to interact to break down stereotypes and myths is important. Being on a team in sport is a perfect opportunity to learn that we are much more alike than we ever are different. We are one human family that needs to respect all our family members no matter how similar or different that we are. We need to continue to advocate for social justice and to ask questions and demand fairness.

Sports teams have unique characteristics that can be used to impact social change of environments that are inclusive and respectful (Ladda 2014).

References

- BBC 2014. Sochi 2014: Gay rights protests targets Russia's games. <http://www.bbc.com/news/world-europe-26043872>. Accessed 6 Jan 2015.
- Bennett, Roberta, Whitaker Gail, Nina Smith and Anne Sablove. 1987. Changing the rules of the game: Reflections toward a feminist analysis of sport. *Women's Studies International Forum* 10 (4): 369–380.
- Birrell, Susan and Diana Richter. 1987. Is a diamond forever? Feminist transformation of sport. *Women's Studies International Forum* 10 (4): 395–410.
- Burton-Nelson, Mariah. 1994. *The stronger women get, the more men love football*. New York: Harcourt Brace.
- CNN. 2015. Same-sex marriage in the United States. <http://www.cnn.com/interactive/us/map-same-sex-marriage/>. Accessed 5 Jan 2015.
- Coakley, Jay. 2008. *Sport in society: Issues and controversies*, 10th edn. New York: McGraw Hill.
- Eitzen, Stanley and George Sage. 2003. *Sociology of North American Sport*, 7th edn. New York: McGraw-Hill.
- Fagan, Kate. 2014. *The reappearing act: Coming out as gay on a college basketball team led by born-again Christians*. New York: Skyhorse.
- Federation of Gay Games. 2015. Welcome to the gay games, changing lives for 30 years. <http://www.gaygames.org/>. Accessed 25 Jan 2015.
- GLSEN. 2014. GLSEN safe space kit. <http://safespace.glsen.org/>. Accessed 3 Jan 2015.
- GLSEN. 2015. Changing the game resources. <http://sports.glsen.org/resources/>. Accessed 3 Jan 2015.
- Griffin, Pat. 1992. Changing the game: Homophobia, sexism, and lesbians in sport. *Quest* 44:251–265.
- Griffin, Pat. 1998. *Strong women, deep closets: Lesbians and homophobia in sport*. Champaign: Human Kinetics.

- Griffin, Pat and Hudson Taylor. 2010. Champions of respect: Inclusion of LGBTQ student-athletes and staff in NCAA programs. NCAA, Indianapolis. <https://www.ncaapublications.com/p-4305-champions-of-respect-inclusion-of-lgbtq-student-athletes-and-staff-in-ncaa-programs.aspx?CategoryID=0&SectionID=0&ManufacturerID=0&DistributorID=0&GenreID=0&VectorID=0&>.
- Hargreaves, Jennifer. 1994. *Sporting females: Critical issues in the history and sociology of women's sports*. New York: Routledge.
- Ladda, Shawn. 2007. Scholastic physical education. In: *Women in leadership positions in sport: Their struggles and legacies*, eds. M. Hums, G. Bower and H. Grappendorf, 63–83. Reston: NAGWS.
- Ladda, Shawn. 2014. Using sport for social change: Theory into practice. *Joperd* 85 (6): 7–11.
- Lensky, Helen. 1986. *Out of bounds: Women, sport, and sexuality*. Toronto: Women's Press.
- Messner, Michael and Don Sabo, Hrsg. 1990. *Sport, men, and the gender order: Critical feminist perspectives*. Champaign: Human Kinetics.
- Olympic.org. 2015. <http://registration.olympic.org/en/faq/detail/id/135>. Accessed 8 Jan 2015.
- Pew Research Center. 2015. <http://www.pewforum.org/2013/12/19/gay-marriage-around-the-world-2013/#allow>. Accessed 10 Apr 2015.
- UN.org. 2015. Convention on the elimination of all forms of discrimination against women. <http://www.un.org/womenwatch/daw/cedaw/>. Accessed 4 Jan 2015.
- Williams, Jean. 2007. *A beautiful game: International perspectives on women's football*. Oxford: Berg.

Über die Autorin

Dr. Shawn Ladda received a B.S. in health and physical education from Penn State University, a master's degree in teaching and athletic administration from Springfield College, and both a master's degree and doctorate in higher education administration from Teacher's College Columbia University. In 1994, Shawn was hired as a faculty member in the Department of Kinesiology at Manhattan College. She is a past president of the National Association for Girls and Women in Sport. She has presented at local, state, district, national, and international conferences. Her research areas include pedagogy, sports history, and equity & diversity in sport.

Gender, Sexual Harassment and Abuse in Sport

Kari Fasting

1 Introduction

Most people will agree that participation in sport is a positive activity and that the sporting field is a safe arena. But since sport in many ways is a mirror of society, one should not be surprised that research over the last 20 years has shown that problems related to sexual harassment and abuse also occur in sport.

An example of sexual harassment is Peter Mueller's behaviour towards the Norwegian female athlete Maren Haugli. Mueller, the coach for the Norwegian national speed skating team, admitted saying to her at a dinner after an international competition in Berlin: 'I heard you are good at sucking cock (fellatio)? So are you?' (Agderposten 2009). Maren Haugli complained to the board of the Norwegian Skating Association and Mueller was subsequently fired. An example of abuse is a Norwegian coach who was accused of having committed sexual assault against 27 young people aged 12–16 years. The coach was sentenced to four-and-a-half years in prison and banned from working with children (Svela and Bjørnevik 2009).

In both of these cases the role of the perpetrator was that he was a coach, and one knows that the coach-athlete relationship can be a dangerous liaison. This is especially so because part of accepted sports behaviour is to show emotion when someone wins or loses. This is often expressed through physical body contact such as embracing, kissing or hugging. Close body contact may also be involved when players are learning new movements and techniques. Therefore, openness

K. Fasting (✉)

Norwegian School of Sport Sciences, Oslo, Norway

E-Mail: kari.fastang@nih.no

with regard to this issue is vital, and the limits of acceptable behaviour should be discussed and agreed upon. In this chapter the definitions of sexual harassment and abuse are first presented, followed by a few findings from studies in sport and some theories that attempt to explain why such behaviour occurs. Finally it will examine what has been and can be done to prevent sexual harassment and abuse.

2 Definitions

According to Gruber and Fineran (2008), sexual harassment was originally formulated as behaviour by males who used organisational power or cultural privilege to coerce sexual favours from women. This initial formulation has expanded both theoretically and legally over the decades to include gender or sexually focused behaviours, and more recently, same-sex harassment involving the use of sexual threats, taunts or attacks. A frequently used model was published 20 years ago by Gelfand et al. (1995). They classified sexually harassing behaviours into three related yet conceptually distinct dimensions: *gender harassment*, *unwanted sexual attention*, and *sexual coercion*. In the Norwegian Gender Equality Act, *gender harassment* is defined as follows: “The term gender-based harassment shall mean unwelcome conduct that is related to a person’s gender and that has the effect or purpose of offending another person’s dignity” (Ministry of Children and Equality 2011). Sporting environments that allow insulting and degrading behaviour or remarks about one’s gender contribute to a culture that can have a very negative effect on the people in that particular sport, whether they are athletes or coaches. *Unwanted sexual attention* is an expression that is central in definitions of sexual harassment. The IOC (2007, p. 2) defines sexual harassment as follows:

Sexual harassment refers to behaviour towards an individual or group that involves sexualised verbal, non-verbal or physical behaviour, whether intended or unintended, legal or illegal, that is based upon an abuse of power and trust and that is to be unwanted or coerced.

Verbal sexual harassment may be: unwanted intimate questions relating to one’s body, clothes or private life; ‘jokes’ with a sexual innuendo; and proposals or demands for sexual services or sexual relationships. Non-verbal sexual harassment might be staring or showing pictures of objects with sexual allusions. Physical sexual harassment is unwanted or unnecessary physical contact of a sexual nature, such as ‘pinching’, pressing oneself onto the body of others or attempting

to kiss or caress another person. *Sexual coercion* refers to the extortion of sexual cooperation in return for job-related considerations (or in relation to sport in return for sport related considerations, such as an offer to be named to a national team). With respect to sport, when studying and writing about children the concept 'sexual abuse' normally replaces 'coercion'. An important difference between sexual harassment and sexual abuse/coercion is that common for definitions of sexual abuse are that abuse is characterized by non-consensual sexual contact or actions. Furthermore, they state that the person is tricked, forced or coerced into a sexual act the person does not want, or is not sufficiently mature to consent to.

Behaviours that are characterised as sexual harassment may include abuse depending on the age of the victim. Behaviours mentioned under physical sexual harassment that are experienced by children (in many countries this means up to 18 years) may be an example. There is both a grey zone and a continuum from sex discrimination through gender and sexual harassment to sexual abuse (Brackenridge 1997). The distinction between harassment and abuse may however be useful in trying to understand what sometimes goes on between coaches and young female athletes. The *process of grooming* can be said to be the tool the abuser may employ to gain a position of trust from which to carry out the abuse. The process of grooming and/or coercing someone for sexual abuse means that one slowly gains the trust of a person before systematically breaking down interpersonal barriers. Young athletes can become trapped because his or her compliance is assured by using threats such as being cut from the team and/or giving or withholding privileges (Bringer et al. 2002).

Viewed from an international perspective, the legislative protection given to athletes and coaches varies greatly. According to the United Nations, 90 nation states have some form of legislation prohibiting sexual harassment (United Nations 2006); however, depending on the country in question, sports organisations may or may not be covered by these various laws. In most countries, the penal code applies to sexual abuse.

3 What does One know from Research on Sexual Harassment and Abuse in Sport?

The first studies on gender, sexual harassment and abuse (GSHA) in sport were published about 15 years ago, but very little research has been carried out in this field. Given the relatively recent history of research in this area, it is unsurprising that a marked variety of approaches to the subject, both theoretical and

methodological, are found. Amongst all this variety there is some common ground, however. This common ground lies in feminist politics and advocacy. In other words, many of the researchers engaged in this subject share a common commitment to the transformation of sport through praxis (Brackenridge and Fasting 2002).

3.1 Prevalence of Sexual Harassment and Abuse in Sport

It is important to have in mind that the various approaches mentioned above have led to the fact that it is difficult to compare the results from different studies. This is due to differences in sampling procedures, methodological approaches, vocabulary and connotative meanings of questionnaire items, anonymity and confidentiality of disclosures, statistical analyses employed, etc. (Timmermann 2003). This may also explain why there are great variations in prevalence found in the different studies, as shown below. The chances of underreporting are also large due to the sensitivity of the topic. Studies also show that women report having experienced unwanted sexual acts, but are not aware that this is sexual harassment (Welsh 2009). This gives us a reason to believe that this also occurs among female athletes, and is one of the reasons why educating athletes about their rights also is important.

The prevalence of gender and sexual harassment in sport is reported to be between 14 % (Fejgin and Hanegby 2001) and 86 % (Elendu and Umeakuku 2011), and the prevalence of sexual abuse between 2 % (Alexander et al. 2011) and 80 % (Elendu and Umeakuku 2011). Information about sexual abuse as defined above is rarer compared to prevalence data on gender and sexual harassment. Prevalence data on sexual abuse seems to be very rare, but there exists some information from surveys, media reports, interviews with former athletes, 'sport organisations' files and criminal court cases (see for example Brackenridge et al. 2008; Toftegaard Nielsen 2004).

In addition to prevalence, quantitative studies have focused on the athletes' perceptions of sexual harassment (Auweele et al. 2008), prevalence in relation to sport types (Fasting et al. 2004), prevalence in relation to sport performance level (Fasting et al. 2010), prevalence in relation to coaching behaviour (Sand et al. 2011), female athletes' experiences of sexual harassment in sport compared to women outside sport (Fasting et al. 2014), and experiences of sexual harassment among athletes and non-athletes (Fasting et al. 2003).

Recent studies have indicated that peers, i.e. other (male) athletes, seem to be the perpetrators more often than the coaches (Fasting et al. 2014). Most of the published work on GSHA in sport has focused on men's harassment and abuse of women—the form most often reported involves male coaches and female athletes, but some research has shown female-female GSHA (Shire et al. 2000), and also male-male abuse (Alexander et al. 2011; Hartill 2014).

3.2 Consequences of Sexual Harassment and Abuse

Along with quantitative studies, qualitative studies have gathered descriptions of harassment and abuse experiences and their consequences. From these studies, risk factors have been described, and theoretical models and propositions grounded in athletes' experiences have been generated (Cense and Brackenridge 2001).

The impact of sexual harassment and abuse can be serious, primarily for the athlete, but also for the sport itself, because clubs and sports associations may lose both members and sponsors. For athletes and non-athletes, studies have shown many consequences of exposure to GSHA: anxiety, fear, a sense of vulnerability and helplessness, fear of rape, decreased ability to concentrate, poor sports performance, depression, lower self-esteem, negative effects on family life, absence from work or studies, feelings of guilt and shame, negative effects on social activities, and the premature end of their sporting career. Other negative health consequences that have been reported are physical complaints such as: headaches, sleep disturbance, weight loss or gain, gastrointestinal disturbances and nausea, fatigue, and neck and back pain (Dansky and Kilpatrick 1997; Duffy et al. 2004; Fasting et al. 2002).

Unfortunately, athletes frequently do not report incidents of sexual harassment and abuse. In a Canadian study, some of the reasons given for a reluctance to report harassment were fear of being dropped from the team; fear of not being believed; feeling ashamed or embarrassed; loyalty to the coach or team; and not knowing to whom to talk (Kirby et al. 2000). It is important that coaches receive education about and thereby understand the severe impacts of sexually harassing behaviours. Similarly, it is extremely important that athletes report harassment or abusive behaviour.

4 How can Sexually Harassing Behaviour be Explained?

The theories and models that have been developed to try to explain why sexual harassing behaviours occur are developed with bases in empirical research from the workplace or from higher educational institutions, but as will be shown below they may also be relevant for sport. Pina et al. (2009, p. 133) write that ‘it is commonly accepted that there is no single cause of sexual harassment nor is there a theoretical framework that best explains it.’

Different authors also seem to group the frameworks differently. Three major models, seem to be most common. These are: the natural/biological model, the organisational model and the socio-cultural model (Tangri and Hayes 1997). The natural biological model assumes that men have stronger sex drives than women, and therefore, they behave in a sexually aggressive manner both in the workplace and in other settings. This model has not received much empirical support. According to the organisational model it is the power differences that facilitate sexually harassing behaviour, but also the permissiveness of the organisational climate, the gendered occupation and organisational ethics, the organisation’s norms and policies increase the likelihood of sexual harassment to occur. The socio-cultural model addresses the societal context in which sexual harassment occurs, which very often is male dominant. The organisational and the sociocultural models overlap, and McLaughlin et al. (2012, p. 626) focus on this when they write that ‘feminist scholarship situates sexual harassment within broader patterns of discrimination, power, and privilege, linking harassment to sex-based inequality.’

“Power” as an explanatory construct seems to be central in all models, and Popovich and Warren (2010) write that power may be operative at different levels (individual, organisational and societal).

At the individual level there is a strong power difference between a coach and an athlete. The coach has different bases of power, such as legitimate power, which is the influence that a social agent (coach) has over a person (athlete) and expert power (the fact that the coach often will have greater knowledge than the athlete). The problems occur when these different bases of power are misused, which has happened in sport. At the organisational level, sport organisations are dominated by men in leadership positions, such as in management and coaching. Accordingly, there is certainly a gender power difference or imbalance in sport organisations in general. But as mentioned above by Pina et al. (2009), according to the organisational theory it is not only the power differences that facilitate sexually harassing behaviour, but also permissiveness of the organisational

climate, gendered occupation and organisational ethics, norms and policies can each affect the likelihood of sexual harassment. The question then is whether the organisational climate in sports in general and more specifically in the sports clubs can explain the behaviour of the perpetrators. Furthermore, the culture of sport is well known for its emphasis on masculine values where subordination and sexualisation of women is common (Gage 2008). As shown above the culture of sport is dominated by men and patriarchal power and this appears at all levels, though in different forms. According to Thomas it is patriarchal power which is the common factor linking masculinity, misogyny and sexual harassment. Resistance to patriarchal practices, as well as confronting and challenging the dominant forms of masculinity therefore become important in trying to prevent sexual harassing behaviours. In relation to sport it becomes a question of changing the culture so that it can be safer for both girls/women and boys/men.

5 Prevention

In itself, an open, sound and safe sporting environment will give some measure of protection against harassment and abuse, and also against false accusations. To maintain and strengthen a sound sporting environment, the management of a sporting organisation must agree on what constitutes a sound environment. Questions of importance include: how should club members interact with one another? Which expectations and requirements should be placed on parents, coaches and managers? How should the club be managed? All sports should have a set of ethical guidelines in which the boundaries for acceptable behaviour are made apparent. Ethical guidelines should therefore be referenced in the employment contracts of coaches.

During the past 15 years, many countries including the USA, Canada, New Zealand, Australia, the UK, Norway and the Netherlands, have developed policies and codes of practice to prevent sexual harassment and abuse in sport. As an example one can mention that in 2008, The Norwegian Olympic and Paralympic and Confederation of Sport (NIF) decided that everyone (whether unpaid volunteers or paid staff) working with children must have police clearance concerning sexual abuse of children. In 2011, the NIF also adopted the following guidelines, which apply to all Norwegian sports, to prevent GSHA (NIF 2011):

1. Treat everyone with respect, and refrain from all forms of communication, action or behaviour that may be perceived as offensive.

2. Avoid body contact that may be perceived as unwanted.
3. Avoid all types of verbal intimacy that may be perceived as sexually charged.
4. Avoid expressions, jokes and opinions that relate to the athlete's gender or sexual orientation in a negative way.
5. Seek to have both sexes represented in the support network.
6. Avoid contact with the athletes in private spaces unless there are several persons present or in agreement with parents/guardians or the sports management.
7. Show respect for the athlete's, coach's and leader's private life.
8. Avoid dual relationships. If a reciprocal relationship is established, the situation should be raised and clarified openly in the milieu.
9. Do not offer any form of reward with the purpose of demanding or anticipating sexual services in return.
10. Take action and give notice if a breach of these rules is experienced.

But, in many countries worldwide, sexual harassment and abuse in sport is not considered an important issue. However, since 2006, this issue has been a concern for the International Olympic Committee. Consequently, in 2007, the committee adopted a consensus statement on sexual harassment and abuse, and this has been followed up with an interactive online platform on the athlete's right to safe sport, which was published in 2012.

It is well known that many female athletes have married their male coaches. One question that is often discussed concerns sexual relationships between coaches and athletes; this is also referred to in point 8 in the Norwegian guidelines above. The US Women's Sports Foundation (WSF) is one of those organisations that has adopted a position statement on this issue. They focus upon the fact that consensual sexual relationships between coaches and athletes compromise the professional integrity of the coach, and are wrong when the coach has a professional responsibility to the athletes. Furthermore, it shows that such situations increase the opportunities for a coach to abuse his or her power and/or sexually exploit the athletes, and that voluntary consent by the athlete in such a relationship is suspect, given the fundamentally unequal nature of the relationship, which also can cause a conflict of interest (Women's Sports Foundation 2011).

In a proposal for Gender Equality in Sport developed by the European Commission some objectives for 2020 have been suggested with the aim to prevent sexual harassment and abuse in sport (European Commission 2014). These are presented below and should be adopted in all countries (p. 17–18):

- A specific national strategy, including a policy and legal framework and action plan, grounded in evidence based data, is in place in all States.
- Preventive tools and supporting services for victims developed in all States.
- Human resource policies for volunteers and professionals are operational, including cooperating regarding screening systems for all applicants for coaching staff and volunteer positions to avoid cross border activities of perpetrators.
- Evidence-based programs in sport are developed and disseminated in order to empower athletes against possible harassment and abuse in sport and society.
- Provide education and training for coaches to prevent them from being involved in gender-based violence and to act in the right way, preventing violence between peers and others.

References

- Agderposten. 2009. Innrømmer seksuell trakassering (Admitting to sexual harassment). *Agderposten*, 28. November.
- Alexander, Kate, Ann Stafford and Ruth Lewis. 2011. *The experience of children participation in organized sport*. The University of Edinburgh.
- Auweele, Yves Vanden, Joke Opdenacker, Tine Vertommen, Filip Boen, Leon Niekerk, Kristine de van Martelaer and Bert de Cuyper. 2008. Unwanted sexual experiences in sport: Perceptions and reported prevalence among Flemish female student-athletes. *International Journal of Sport and Exercise Psychology* 6:354–365.
- Brackenridge, Celia H. 1997. He owned me basically: Women's experience of sexual abuse in sport. *International Review for the Sociology of Sport* 32:115–130.
- Brackenridge, Celia H. and Kari Fasting. 2002. Sexual harassment and abuse in sport: The research context. *Journal of Sexual Aggression* 8:3–15.
- Brackenridge, Celia H., Daz Bishopp, Sybille Moussalli and James Tapp. 2008. The characteristics of sexual abuse in sport: A multidimensional scaling analysis of events described in media reports. *International Journal of Sport and Exercise Psychology* 6:385–406.
- Bringer, Joy D., Celia H. Brackenridge and Lynne H. Johnston. 2002. Defining appropriateness in coach-athlete sexual relationships: The voice of coaches. *Journal of Sexual Aggression* 8:83–98.
- Cense, Margareth and Celia H. Brackenridge. 2001. Temporal and developmental risk factors for sexual harassment and abuse in sport. *European Physical Education Review* 7:61–79.
- Dansky, Bonnie A. and Dean G. Kilpatrick. 1997. Effects of sexual harassment. In *Sexual harassment: Theory, research, and treatment*, ed. William O'Donohue, 152–174. Needham Heights: Allyn & Bacon.
- Duffy, Jim, Stacey Wareham and Margaret Walsh. 2004. Psychological consequences for high school students of having been sexually harassed. *Sex Roles* 50:811–821.

- Elendu, Ifeanyichukwu C. and Okey A. Umeakuka. 2011. Perpetrators of sexual harassment experienced by athletes in southern Nigerian Universities. *South African Journal for Research in Sport, Physical Education & Recreation* 33:53–64.
- European Commission. 2014. *Gender equality in sport: Proposal for strategic actions 2014–2020*. Brussels: European Commission.
- Fasting, Kari, Celia H. Brackenridge and Kristin Walseth. 2002. Consequences of sexual harassment in sport. *The Journal of Sexual Aggression* 8:37–48.
- Fasting, Kari, Celia H. Brackenridge and Jorunn Sundgot-Borgen. 2003. Experiences of sexual harassment and abuse among Norwegian elite female athletes and nonathletes. *Research Quarterly for Exercise and Sport* 74:84–97.
- Fasting, Kari, Celia H. Brackenridge and Jorunn Sundgot-Borgen. 2004. Prevalence of sexual harassment among Norwegian female elite athletes in relation to sport type. *International Review for the Sociology of Sport* 39:373–386.
- Fasting, Kari, Celia H. Brackenridge and Nada Knorre. 2010. Performance level and sexual harassment prevalence among female athletes in the Czech Republic. *Women in Sport & Physical Activity Journal* 19:26–32.
- Fasting, Kari, Stiliani Chroni and Nada Knorre. 2014. The experiences of sexual harassment in sport and education among European female sports science students. *Sport, Education and Society* 19:115–130.
- Fejgin, Naomi and Ronit Hanegby. 2001. Gender and cultural bias in perceptions of sexual harassment in sport. *International Review for the Sociology of Sport* 36:459–478.
- Gage, Elisabeth Ann. 2008. Gender attitudes and sexual behaviors: Comparing center and marginal athletes and nonathletes in a collegiate setting. *Violence against Women* 14:1014–1032.
- Gelfand, Michelle J., Louise F. Fitzgerald and Fritz Drasgow. 1995. The structure of sexual harassment: A confirmatory analysis across cultures and settings. *Journal of Vocational Behavior* 47:164–177.
- Gruber, James E. and Susan Fineran. 2008. Comparing the impact of bullying and sexual harassment victimization on the mental and physical health of adolescents. *Sex Roles* 59:1–13.
- Hartill, Mark. 2014. Exploring narratives of boyhood sexual subjection in male sport. *Sociology of Sport Journal* 31:23–43.
- IOC. 2007. *IOC adopts consensus statement on “sexual harassment and abuse in sport”*. Lusanne: IOC.
- Kirby, Sandra L., Lorraine Greaves and Olena Hankivsky. 2000. *The dome of silence: Sexual harassment and abuse in sport*. Halifax: Fernwood.
- McLaughlin, Heather, Christopher Uggen and Amy Blackstone. 2012. Sexual harassment, workplace authority, and the paradox of power. *American Sociological Review* 77:625–647.
- Ministry of Children and Equality. 2011. The act relating to gender equality (Online). <http://www.regjeringen.no/en/doc/Laws/Acts/The-Act-relating-to-Gender-Equality-the-.html?id=454568>. Accessed 9 Apr 2015.
- NIF. 2011. *Guidelines to prevent sexual harassment and abuse in sport*. Oslo: Norwegian Olympic and Paralympic Committee and Confederation of Sports.
- Pina, Afroditi, Theresa A. Gannon and Benjamin Saunders. 2009. An overview of the literature on sexual harassment: Perpetrator, theory, and treatment issues. *Aggression and Violent Behavior* 14:126–138.

- Popovich, Paula M. and Michale A. Warren. 2010. The role of power in sexual harassment as a counterproductive behavior in organizations. *Human Resource Management Review* 20:45–53.
- Sand, Trond S., Kari Fasting, Stilian Chroni and Nada Knorre. 2011. Coaching behavior: Any consequences for the prevalence of sexual harassment? *International Journal of Sports Science & Coaching* 6:229–242.
- Shire, Joanne, Celia H. Brackenridge and Mary Fuller. 2000. Changing positions: The sexual politics of a women's field hockey team 1986–1996. *Women in Sport & Physical Activity Journal* 9:35–64.
- Svela, Elling and Hanne Bjørnevik. 2009. Fikk fire års fengsel – idrettsleder fradømt retten til å jobbe med barn (Sentenced to four years in prison – sport manager prohibited from working with children), *Aftenposten*, 27. June.
- Tangri, Sandra and Stephanie M. Hayes. 1997. Theories of sexual harassment. In *Sexual harassment: Theory, research, and treatment*, ed. William O'Donohue, 112–128. Needham Heights: Allyn & Bacon.
- Timmerman, Greetje. 2003. Sexual harassment of adolescents perpetrated by teachers and peers: An exploration of the dynamics of power, culture, and gender in secondary schools. *Sex Roles* 48:231–244.
- Toftegaard Nielsen, Jan. 2004. Idrættens illusoriske intimitet (Unpublished Ph.D thesis). Københavns Universitet, Denmark.
- United Nations. 2006. Ending violence against women: From words to action, Study of the Secretary-General (A/61/122/Add.1 and Corr.1). New York: United Nations.
- Welsh, Andrew. 2009. Sex and violence in the slasher horror film: A content analysis of gender differences in the depiction of violence. *Journal of Criminal Justice and Popular Culture* 16:1–25.
- Women's Sports Foundation. 2011. *Sexual harassment and sexual relationships between coaches, other athletic personnel and athletes: The foundation position*. New York: Women's Sports Foundation.

Über die Autorin

Prof. Emerita Kari Fasting is a Professor Emerita at the Department of Social and Cultural Studies at the Norwegian School of Sport Sciences in Oslo, Norway. She became the first elected chair of this institution and served as the rector from 1989 to 1994, and is past president and honorary member of the International Sociology of Sport Association. She was a founding member of Women Sport International (WSI), and has served as the president of this organization.

During the last 30 years her research has been concerned with various aspects related to “equality and diversity” in sport, with a focus on sport and exercise in the lives of women. Her most recent research area is sexual harassment and abuse in sport. In this area she is also working as an expert consultant for IOC, UNICEF, and EC.

Fußballfans: Inszenierungen außeralltäglicher Männlichkeit

Michael Meuser

1 Einleitung

Nicht nur der Fußball, der Sport generell ist eine „Männerdomäne“ (Dunning 2003, S. 473). In gesteigertem Maße trifft dies auf den Fußball zu. Die männlich geprägte Geschlechterordnung des Fußballs ist freilich keine dem Fußball per se inhärente Eigenschaft. Der Fußball als Männerwelt – dies gilt für Europa, für Südamerika, aber nicht oder zumindest nicht in gleichem Maße für die USA. In den USA ist der Fußball traditionell weiblich konnotiert, im Unterschied zu Football, Baseball, Basketball und Eishockey, die dort als ‚männliche‘ Sportarten wahrgenommen werden (Markovits und Hellermann 2004). Dies verweist darauf, dass es nicht das Spiel als solches ist, das es zu einer Männerwelt macht, sondern dass es die kulturellen Diskurse und die sozialen Umgangsweisen sind, in denen wir den Fußball praktizieren – als Spieler und Spielerinnen, als Funktionäre und Funktionärinnen, vor allem aber als Zuschauer und Zuschauerinnen. Die Diskurse und Umgangsweisen machen den Fußball in den meisten europäischen Ländern zur „hegemoniale[n] Sportkultur“ (Markovits und Hellermann 2004, S. 10). Als hegemonial begreifen Markovits und Hellermann eine Sportkultur, die in den Medien dominiert (Markovits und Hellermann 2004); die Hegemonialität hat zudem eine geschlechtliche Dimension. „Wenn ein Sport in dieser Hinsicht zentral ist, wird er – unabhängig von seiner jeweiligen Form und seinem Inhalt – männlich sein, unter Ausschluss von Frauen stattfinden und ihnen vielleicht sogar feindlich gegenüber stehen“ (Markovitz 2006, S. 259). Eine hegemoniale

M. Meuser (✉)

TU Dortmund, Dortmund, Deutschland

E-Mail: michael.meuser@tu-dortmund.de

Sportkultur weist „exklusiv männliche Strukturen und Diskurse“ auf (Markovitz 2006, S. 259). Hegemoniale Sportkultur und Männlichkeit stehen in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis zueinander. Die Männlichkeit, die den Fußballsport in den Ländern kennzeichnet, „in denen er eine exklusive Position im nationalen Sportraum einnimmt“ (Sobiech und Ochsner 2012, S. 9), kommt ihm kraft dieser Position zu. Umgekehrt repräsentiert eine hegemoniale Sportkultur die männliche Ordnung *par excellence*.

2 Fankultur und Geschlecht

Die männliche Ordnung des Fußballs zeigt sich auf verschiedenen Ebenen: in den Leitungsgremien der Verbände, im Spiel der Freizeitkicker wie im Spielbetrieb der Amateur- und Profiligen, auf den Rängen der Stadien (Meuser 2008). Eine besondere Bedeutung kommt der Fankultur zu. Hier wird die Männlichkeit des Fußballs in einer gesteigerten Form geradezu zelebriert.

Fanforschung ist ein noch wenig etablierter Forschungsbereich. Vorliegende Studien zu unterschiedlichen Fankulturen, im Sport wie in der Popkultur, weisen auf folgende Merkmale hin: Es handelt sich um „Teilzeitwelten mit Teilzeitzugehörigkeiten“, kleine Lebenswelten, die Vergemeinschaftung ermöglichen (Zifonun 2015, S. 26 ff.; Balke 2007), Fans haben eine „übersteigerte emotionale Beziehung zu ihren Fanobjekten“ (Roose et al. 2010, S. 11), die mit einem hohen Zeitaufwand und hohen Kosten verbunden ist (Sülzle 2011, S. 106), Fan-Sein hat oftmals (nicht nur im Fußball) eine geschlechtliche Konnotation. Fritzsche (2010, S. 230) begreift die „intensive Beschäftigung von Fans mit ihren jeweiligen Fan-Objekten“ als Teil einer „Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Geschlechtsidentität“.

Die Bedeutung der Fankultur für die Ausbildung geschlechtlicher Identitäten ist in der Phase der Adoleszenz besonders hoch. In dieser Phase ist die Beziehung zum Fanobjekt intensiver ausgeprägt als in anderen Phasen. In Fankulturen wird geschlechtstypisches Verhalten oft in exzessiver Weise, im „Gestus der Übertreibung“ inszeniert (Fritzsche 2010, S. 245). Sülzle (2011, S. 237) bezeichnet die Männlichkeitsinszenierungen der von ihr beobachteten Fußballfans als eine „überdrehte Aufführung“. Das Moment der Übertreibung ist ein typisches Merkmal des *doing gender* in der Adoleszenz. Es zeigt sich z. B. auch in der Häufung von Risikohandeln in dieser Phase. Übertreibung lässt sich als Entwicklungsphasentypischer Modus des *doing gender* begreifen (Meuser 2006).

3 Die männliche Ordnung der Fußballfanszene

Die Fankultur des Fußballs hat eine starke und sichtbare männliche Prägung. Zwar gibt es einige weibliche Fangruppen, die große Mehrheit der Fangruppen ist jedoch, wenn nicht rein männlich zusammengesetzt, so doch ganz überwiegend von Männern gebildet und von ihnen dominiert (Sülzle 2011). Unterhalb dieser Gemeinsamkeit gibt es Fußballfans in vielfacher Weise, eine einheitliche Fankultur existiert nicht (Kathöfer et al. 2013, S. 31; Schwier 2005, S. 21; Balke 2007, S. 3; Sülzle 2011, S. 105). Dies macht es schwierig, das Phänomen einzugrenzen. Mehr oder minder klar identifizierbar sind organisierte Fangruppen wie Ultras oder Hooligans; hier ist die männliche Dominanz besonders stark ausgeprägt bzw. handelt es sich um reine von Männern gebildete Gruppen (Schwier 2005, S. 26 f.; Spaaij 2008). Wer ansonsten zu den Fußballfans zählt, ist nicht nur nicht einfach zu bestimmen, eine Definition muss auch vermeiden, in der Fanszene vorgenommene Grenzziehungen unbesehen zu übernehmen. Fan sein geht einher mit Abgrenzungen gegenüber anderen Zuschauern und Zuschauerinnen, denen kein Fanstatus zuerkannt wird, mithin gegenüber deren Mehrzahl. In extremer Weise tun dies Ultras, die den Fanstatus allein für sich reklamieren (Ferchhoff 2011, S. 213; Schwier 2005, S. 34). Die Studien zu Fußballfans befassen sich mit Zuschauern (und eher selten mit Zuschauerinnen), deren Identifikation mit ‚ihrem‘ Verein besonders stark ausgeprägt ist (Schäfer und Roose 2008, S. 213) und die das Spiel von den Stehplätzen in der Kurve oder den Rängen hinter einem der Tore verfolgen. Damit übernimmt die Forschung gleichsam ein in der Fankultur verbreitetes Abgrenzungskriterium. Denjenigen, die das Spiel von den Sitzplätzen aus verfolgen, wird von den ‚Kurvenfans‘ unterstellt, sie seien passive, nur an Unterhaltung interessierte Zuschauer und Zuschauerinnen, wohingegen ‚echte‘ Fans sich durch eine aktive Unterstützung der eigenen Mannschaft auszeichnen (Balke 2007).

In der Selbstwahrnehmung, aber auch in der medialen Präsentation des Fußballs steht die Fankultur für die emotionale Seite des Spiels, welche durch die Kommerzialisierung und Globalisierung des Fußballs als gefährdet gilt (Dembowski 2013). Im Unterschied zu der üblichen, im Geschlechterdiskurs der bürgerlichen Gesellschaft fundierten, Verknüpfung von Emotionalität und Weiblichkeit wird im Fußball Emotionalität im Sinne eines absoluten Mitfiebers, Mitfreuens, aber auch und vor allem Mitleidens mit dem eigenen Verein den männlichen Fans zugeschrieben (Sülzle 2011, S. 220; Degele und Janz 2011,

S. 11)¹. Zuschauerinnen, die selten im eigentlichen Sinne als Fans wahrgenommen werden, wird vielfach vorgehalten, sie seien weniger am Spiel und schon gar nicht am Schicksal des Vereins interessiert als vielmehr an bestimmten Spielern, die das eigentliche Fanobjekt seien und zu denen die Fanbeziehung eher wie die zu einem Popstar sei, oder sie seien als Begleiterin eines männlichen Fans im Stadion. Insbesondere die Figur der Begleiterin ermöglicht es, die Vorstellung, Fußball sei Männersache, aufrecht zu erhalten (Sülzle 2011, S. 271). Frauen fehle, so die Unterstellung, die bedingungslose – und das impliziert: emotional fundierte – Loyalität und Liebe zum eigenen Verein, die den ‚echten‘ Fan ausmachen und die auch dann nicht abnähmen, wenn der Verein absteigt.

Mit dem Spektakel, das Fußballfans inszenieren, demonstrieren sie Macht nach außen (Kathöfer et al. 2013, S. 30), gegenüber dem Gegner und dessen Fans, dem Schiedsrichter, aber auch gegenüber dem eigenen Verein und seiner Mannschaft. Gerade in diesen Machtdemonstrationen zeigt sich das Exzessive, das Fankulturen kennzeichnet. Insbesondere der Wettkampf mit den gegnerischen Fans „vollzieht sich häufig mit einer Enthemmung, in der Gefühle und Emotionen ausgelebt werden, die im alltäglichen Leben stets gezügelt werden müssen“ (Kathöfer et al. 2013, S. 30). Fankulturen im Fußball konstituieren sich über das „gemeinsame Provozieren nach außen“ (Sülzle 2011, S. 124).

Zentrale, miteinander verknüpfte Stilelemente des provokativen Auftretens sind rituelle Beleidigungen, Homophobie, Sexismus und Gewaltbereitschaft bzw. die Inszenierung dessen. Manifeste Gewalt spielt hingegen eine geringere Rolle bzw. ist nur für spezifische Fangruppen wie die Hooligans typisch. Alle diese Elemente weisen auf eine maskuline Prägung der symbolischen Ordnung der Fankultur hin.

4 Inszenierte Provokationen

Beleidigungen des Gegners, seiner Fans und des Schiedsrichters sind in den Stadien allgegenwärtig. Wie andere männlich geprägte Kulturen und Szenen, vor allem solche, die von Jugendlichen dominiert werden (z. B. Straßengangs oder die Hip-Hop-Szene), verfügt auch die Szene der Fußballfans über ein

¹Die männliche Konnotation des Fußballs ‚vermännlicht‘ gleichsam die auf den Rängen und dem Feld gezeigten Emotionen. Enger Körperkontakt beim Torjubel und Weinen im Angesicht der Niederlage gelten in diesem Rahmen nicht als unmännlich; die innige Umarmung wird nicht als Hinweis auf eine homosexuelle Orientierung, das Weinen nicht als ‚weibisch‘ wahrgenommen.

reichhaltiges Repertoire ritualisierter Beleidigungen. Ritualisierte Beleidigungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie von persönlichen Motiven entkoppelt sind, es mithin keines besonderen Anlasses für eine Beleidigung bedarf, und dass sie mit großer Freude praktiziert werden. Sie sind ein zentrales Mittel der Her- und Darstellung einer kompetitiv strukturierten Männlichkeit bzw. der „ernsten Spiele des Wettbewerbs“, in denen Bourdieu (1997, S. 90) zufolge unter Männern der männliche Habitus konstruiert wird. In ritualisierten Beleidigungsduellen wird auf spielerische Weise die ‚männliche Ehre‘ verteidigt (Meuser 2007).

Ein für Beleidigungen unter männlichen Jugendlichen typisches Stilmittel ist es, auf die Semantik des Marginalisierten und Ausgeschlossenen zu rekurrieren und damit ein „verwerfliches Außen“ (Butler 1995, S. 23) zu schaffen, gegenüber dem sie sich der eigenen Männlichkeit vergewissern können. Dies manifestiert sich insbesondere in der Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Verwendung einer homophoben Semantik, die gerade auch in den Fußballstadien stark verbreitet ist (Kathöfer et al. 2013, S. 143). Der verbale Wettbewerb ist hochgradig sexualisiert und zielt darauf, den Gegner symbolisch zu marginalisieren. Die zahlreichen und mit großer Inbrunst vorgetragenen Schmähungen der gegnerischen Mannschaft und deren Fans sind darauf gerichtet, dem Gegner seinen Status als Mann abzusprechen, indem er unter Homosexualitätsverdacht gestellt wird. Mit Beschimpfungen wie „Schwuchtel“, „Arschgefickter“ oder „Schwanzlutscher“ wird dem Gegner die Männlichkeit aberkannt (Bromberger 2006, S. 49 f.; Brändle und Koller 2002, S. 212; Dunning et al. 2003, S. 440). Die ihm zugeschriebene Unmännlichkeit gipfelt darin, dass er in der passiven Rolle des Penetrierten dargestellt wird, der eine Männlichkeit symbolisiert, „die ihrer Kraft beraubt ist“ (Pascoe 2006, S. 2), während der in einer solchen Konstellation nach landläufigem Verständnis ebenfalls homosexuell agierende Beleidiger nicht als schwul wahrgenommen wird, sondern seine Männlichkeit durch den behaupteten aktiven Part unterstreicht.

Ein weiteres in der Fankultur verbreitetes Stilmittel der symbolischen Degradierung des Gegners ist, ihn unter Effeminisierungsverdacht zu stellen, zu behaupten, er spiele wie eine Frau oder ein Mädchen (Jones 2008, S. 519 f., S. 527). Auch diese Provokationen bedienen sich häufig einer sexualisierten Semantik. Wenn die Spieler der gegnerischen Mannschaft z. B. als *Pussys* bezeichnet werden, dann werden sie symbolisch zum Sexualobjekt gemacht. Auch die Unterstellung devianter Sexualpraktiken (z. B. Inzest) gehört zum Beleidigungsrepertoire (Jones 2008, S. 530). Eine andere, ebenfalls die Männlichkeit des Gegners in Zweifel ziehende Variante ist, ihm zu unterstellen, er könne die ‚eigenen‘ Frauen (die Ehefrau, die Mutter, die Schwester, die

weiblichen Mitglieder der Fangruppe) nicht vor sexuellen Übergriffen beschützen (Bromberger 2006, S. 49; Wölki 2005, S. 72).

Die Häufigkeit, mit der homophobe Sprüche verwendet werden, heißt allerdings nicht, dass die Mehrzahl der (männlichen) Fans generell eine homophobe Haltung hat. Eine neuere britische Studie, in der 3500 Fans befragt wurden, gelangt zu der Einschätzung, dass zumindest auf den Rängen ein Rückgang von Homophobie zu verzeichnen sei. 93 % der befragten Fans meinten, im Fußball sei für Homophobie kein Platz (Cashmore und Cleland 2012). Gleichwohl erklären diese Fans die homophoben Sprüche als „good-humored banter“ (Cashmore und Cleland 2011, S. 420; vgl. auch Jones 2008, S. 527). Ein auf den ersten Blick paradoxer Befund ist, dass auch Fans, die für ein Coming-Out homosexueller Spieler votieren, eine homophobe Sprache verwenden, um Spieler zu beschimpfen. Einer der interviewten Fans begründet dies folgendermaßen: „Sport’s all about exploiting weakness in your opponent and being seen as gay and therefore unmanly would probably be to good an opportunity to miss“ (Cashmore und Cleland 2011, S. 422). Das spezifische Gender-Regime des Fußballs, dessen symbolische Ordnung die einer kompetitiven und heteronormativen Männlichkeit ist, scheint es zumindest nahezulegen, dass auch nicht homophobe Fans zu homophoben Sprüchen als effektivem Mittel der Beleidigung des Gegners greifen.

Die Beschimpfung eines Spielers oder des Schiedsrichters als ‚Schwuchtel‘ oder ‚schwule Sau‘ unterstellt nicht, dass der Beschimpfte schwul ist; vielmehr ist die provozierende Wirkung homophober Sprüche umso stärker, wenn man davon ausgeht, dass der Provozierte heterosexuell ist. Einen Heterosexuellen, so die Logik, wird es besonders treffen, wenn er ‚fälschlicherweise‘ als homosexuell dargestellt wird. Wie das obige Zitat zeigt, gilt es im Fußball, jedes Anzeichen von Schwäche zu vermeiden. Im Gender-Regime des Fußballs sind Stärke und Härte mit heterosexueller Männlichkeit konnotiert. Folglich bietet es sich geradezu an, den Gegner mit dem zu provozieren, was für das exakte Gegenteil steht; in den Augen des zuvor zitierten Fans eine zu gute Gelegenheit, als dass man sie ungenutzt ließe.

5 Sexismus: Platzanweisung an Frauen

Wie die inszenierte Homophobie ist auch der Sexismus ein wichtiger Bestandteil der Fankultur. Dieser äußert sich auf unterschiedliche Weisen: in der Unterstellung, Frauen seien nicht wegen des Spiels im Stadion, sondern als

Begleiterinnen männlicher Fans oder weil sie an sexuellen Kontakten mit männlichen Fans interessiert seien; in der Unterstellung, sie verstünden das Spiel nicht – zumeist am vermeintlichen Unvermögen der Frauen festgemacht, die Abseitsregel zu begreifen –; in Fanschals und Aufnäher mit sexistischen Inhalten; in einer Sexualisierung des Körpers der im Fanblock anwesenden Frauen, überwiegend in verbaler Weise, etwa mit Kommentaren zu ihrer körperlichen Erscheinung oder mit der Aufforderung sich auszuziehen, seltener mittels übergreifiger Berührungen (Kathöfer et al. 2013, S. 147 ff.; Pilz 2012, S. 230; Schwenzer 2005, S. 65; Sülzle 2011, S. 223 f.; Wölki 2005). Dietze (2012, S. 62) sieht in dem Sexismus „keine unangenehme Begleiterscheinung“, sondern „ein[en] intrinsische[n] Effekt einer Struktur, die Frauen das ernste Spiel verwehrt und sie strukturell zu Trophäen macht“. Der Sexismus bekräftigt wie die Homophobie die Männlichkeit und die heteronormative Ordnung des Fußballs. Wie jene wird er mit Verweis auf die fußballtypische Beschimpfkultur legitimiert und der scherzhafte Charakter des Ganzen betont (Sülzle 2011, S. 227). Wie in anderen von Männern dominierten Feldern, z. B. in typischen Männerberufen, fungiert insbesondere der *sexual talk* als Mittel einer wechselseitigen Versicherung der Männlichkeit. Zugleich dient er als Prüfstein, ob eine Frau in die männliche Welt der Fans zugelassen wird. Nur solche Frauen, die sich auf diese Art der Kommunikation einlassen, finden Anerkennung als Fan.

Während die Identität von Mann-Sein und Fan-Sein als eine Selbstverständlichkeit gesehen wird, stellt sich vor dem Hintergrund der männlichen Konnotation des Fußballfan-Seins die Frage: „How is it possible to be both a woman and a fan?“ (Jones 2008, S. 518). Die männliche Prägung der Fankultur und der Ausschluss von Weiblichkeit aus ihr implizieren nicht zwangsläufig einen Ausschluss von Frauen. Eine Frau muss ihre Anwesenheit, anders als ein Mann, jedoch begründen. Sie muss glaubwürdig bekunden, dass sie wegen des Fußballs und zur Unterstützung des Vereins im Stadion ist. Und sie muss, um in die Fangemeinschaft aufgenommen zu werden, den Sexismus als integralen Bestandteil der Fankultur akzeptieren.

Zwar gibt es auch Frauen, die sich offensiv gegen Sexismus und Homophobie in der Fankultur wehren (Jones 2008, S. 521 ff.), doch scheint dies eine Minderheit zu sein. Die anderen beteiligen sich an den Beleidigungsritualen, streiten ab, dass es einen Sexismus in der Fankultur gebe, da sowohl Männer als auch Frauen das Objekt von Beleidigungen seien, begreifen die sexistischen und homophoben Sprüche als „guten Humor“ und fundamentalen Teil der Atmosphäre im Stadion, zu der die Provokation des Gegners gehöre, und betrachten eine an den üblichen Geschlechterstereotypen orientierte Weiblichkeit als fehl am Platz (Jones 2008,

S. 524 ff.). Das Ignorieren oder Normalisieren des Sexismus ist gleichsam der Akzeptanztribut, den Frauen zahlen müssen, um in die Fanszene aufgenommen zu werden (Selmer und Sülzle 2006, S. 129).

Frauen, „die sich nicht fangemäß verhalten“ (Sülzle 2011, S. 301), d. h. sich nicht an der männlich geprägten Fankultur beteiligen, erfahren eine Ablehnung nicht nur durch männliche, sondern auch durch weibliche Fans (vgl. auch Kathöfer et al. 2013, S. 150). Diese wirken aktiv an der männlichen Vergeschlechtlichung des Fußballs mit. Und sie tun dies durchaus bereitwillig. Der Sexismus wird, selbst wenn er abgelehnt wird, auch als ein spezifischer Reiz wahrgenommen. In den Worten eines von Sülzle (2011, S. 298 f.) interviewten weiblichen Fans:

Also, einerseits wünsche ich mir mehr Frauen, damit es da mehr so wird, wie ich mich in meiner normalen Welt irgendwie wohlfühle, damit ich die Scheiße mit Sexismus, Rassismus, dass ich das nicht unbedingt habe, aber andererseits geht ja der Reiz gerade weg dann. Also das wäre irgendwie eine Auflösung dessen, was ich da habe eigentlich.

Es ist die enge Verknüpfung von Fußball und Männlichkeit, die ihn für diese Frau attraktiv machen. Seine Attraktivität und die der Fanszene minderten sich, wenn sich der Frauenanteil erhöhte und der Sexismus verschwände. Zugleich verringerte sich der hart erkämpfte Status der Frauen, die es geschafft haben, in der männlich dominierten Fanszene Fuß zu fassen, „wenn sich die Zugangshürden auflösen würden, was dann der Fall wäre, wenn sich das ‚Geschlecht des Fußballs‘ wandeln würde“ (Sülzle 2011, S. 303). Es wäre mithin falsch anzunehmen, weibliche Fans hätten ein *selbstverständliches* Interesse daran, gegen den Sexismus im Fußball anzugehen. Die Mehrheit von ihnen erfährt gerade daraus, dass sie sich auf die männliche Ordnung der Fanszene einlassen, eine Selbstbestätigung als ‚echter Fan‘. Sie fühlen sich in dieser Ordnung durchaus wohl.² Frauen, die sich nicht fangemäß verhalten, sich also nicht auf diese Ordnung einlassen, stellen gewissermaßen eine Bedrohung des hart erarbeiteten Status als anerkannter weiblicher Fan dar.

²Allerdings gibt es auch einige reine Frauenfanklubs, die u. a. einen ironisierenden und subversiven Umgang mit dem Sexismus betreiben, indem sie die Klischees aufgreifen und durch eine offensive Umrahmung in Frage stellen (Sülzle 2011, S. 344 f.).

6 Gewalt als männliches Privileg

Gebauer (2006, S. 151) begreift den Fußball als „ein Spiel, das Gewalt in einem begrenzten Maße nicht zur zulässt, sondern auch anreizt“. Auch wenn Verbandsfunktionäre und andere Offizielle des organisierten Fußballs immer wieder betonen, die Gewalttäter seien keine wirklichen Fans und die Gewalt sei dem Fußball nicht inhärent, ist festzuhalten, dass die Gewalt nicht von außen an den Fußball herangetragen wird. Dies gilt für das Geschehen auf dem Platz (Dunning 2003, S. 480) wie auf den Rängen (Leistner 2010, S. 249) und hat insofern mit der männlichen Ordnung des Spiels zu tun, als Gewalt – nicht nur im Fußball – eine zwar nicht legale, wohl aber – *im Sinne der Geschlechterordnung* – legitime Form der ersten Spiele des Wettbewerbs ist, in denen Männlichkeit her- und dargestellt wird (Meuser 2002, 2008, S. 124 ff.).

Die *Potenzialität* von Gewalt ist *ein* Grund, der die Fankurve für die dort stehenden Fans attraktiv macht, für männliche wie für weibliche Fans (Sülzle 2011, S. 162 ff.). Allerdings ist die Fankurve kein Ort permanenter Gewalttätigkeit. Die verbalen Attacken gegen den Gegner können zwar jederzeit in physische Gewalt übergehen, sie tun es überwiegend aber nicht. Wichtiger als Gewalt auszuüben ist es, deutlich zu machen, dass einem die Handlungsressource Gewalt zur Verfügung steht und man gegebenenfalls bereit ist, darauf zurück zu greifen. Nur für Hooligans sind die gewaltsamen Kämpfe mit gegnerischen Hooligans ein unverzichtbarer Bestandteil des Besuchs eines Fußballspiels (Dunning et al. 2003, S. 439 f.)³.

Auch wenn die Atmosphäre einer latenten Gewalt sowohl für männliche als auch für weibliche Fans attraktiv ist, setzt sich die männliche Ordnung des Fußballs hier in besonderem Maße durch. Körperliche Gewalt auszuüben ist ein ‚Privileg‘ der Männer und sie findet unter Männern statt. Wie in anderen Gewaltkulturen wird den Frauen der Zugang zur Ressource Gewalt und damit zu dem in dieser Kultur zentralen Mittel des Erwerbs von Anerkennung und Status verwehrt (Meuser 2002). Darin, dass physische Gewaltaktivitäten der einzige Bereich sind, von dem Frauen ausgeschlossen sind, sieht Sülzle (2011, S. 185) einen Indikator für die hohe Bedeutung, die dem „Gewalthema für die Konstruktion von Fan-Männlichkeit“ zukommt.

³Allerdings findet Hooligangewalt in wachsendem Maße außerhalb der Stadien statt und entkoppelt sich zudem mehr und mehr vom Fußball (Ferchhoff 2011, S. 219 f.; Spaaij 2008, S. 383).

Dembowski (2013, S. 36) zufolge hat sich das Gewaltpotenzial seit Einführung der Bundesliga zunehmend von den durch den Spielverlauf erzeugten Emotionen verselbstständigt. Dies gilt zweifelsfrei für die Hooligans, aber auch für Teile der Ultraszene (Stahl 2013, S. 388), die in der öffentlichen Wahrnehmung und der medialen Berichterstattung vor allem mit Gewalt in Verbindung gebracht werden. Während für die Hooligans Gewaltausübung der Kristallisationspunkt der Vergemeinschaftung ist (Zifonun 2007, S. 106; Eckert et al. 2000, S. 381), erfolgt bei den Ultras die Integration in die Gruppe nicht über Gewalt, sondern über die „optische und akustische Unterstützung der eigenen Mannschaft“ (Stahl 2013, S. 392). Allerdings gibt es in der Ultraszene unterschiedliche Positionen zur Gewalt und einen kleinen Teil, der wachsende Affinitäten zum Hooliganismus aufweist (Schwier 2005, S. 24 f.; Pilz 2012, S. 231 ff.).

Ultras wie Hooligans pflegen einen Männlichkeitskult. Zentrale Werte der Ultraszene sind „Härte, Macht, Stärke, Männlichkeit und Durchsetzungsvermögen“ (Kathöfer et al. 2013, S. 144). Für die Hooligans ist das Riskieren des eigenen Körpers ein Mittel der Demonstration der eigenen Männlichkeit und deren Überlegenheit als „wahrer Männlichkeit“ gegenüber einer Männlichkeit, die dies nicht tut (Spaaij 2008, S. 374). Gewalt ist eine elementare Körpererfahrung. In der Gewalt, der verübten und der eingesteckten, wird die eigene Männlichkeit leiblich gespürt. Mehr noch als das Austeilen vermittelt das Einstecken-Können die Gewissheit, dass man in der Lage ist, „seinen Mann zu stehen“, verbürgt es die eigene harte Männlichkeit. Die übersteigerte Männlichkeit, die in den Gewalthandlungen inszeniert wird, hat im zivilisierten Alltag keinen Platz (Zifonun 2007, S. 106), auch nicht im Alltag der Ultras und Hooligans außerhalb der Fanaktivitäten (Spaaij 2008, S. 384). Insbesondere bei den Hooligans wird das außeralltägliche Rauscherlebnis, das die Gewalt verschafft, gezielt gesucht und organisiert. Der Kampf verschafft eine emotionale und körperliche Erregung, die mit derjenigen des Verliebtseins verglichen (Eckert et al. 2000, S. 381) oder sogar als „better than sex“ beschrieben wird (Spaaij 2008, S. 376).

Die Gewalt der Fußballfans ist in der Regel gegen andere männliche Fans und/oder die Polizei gerichtet. Frauen und außenstehende Männer gelten nicht als legitime Adressaten. Legitim im Sinne dieses Kodexes ist eine reziprok ausgeübte Gewalt unter als ebenbürtig erachteten Männern. Nur im Kampf unter Gleichen kann, so Bourdieu (1997, S. 204), männliche Ehre erworben werden. Die Frauen bleiben nicht nur von diesen ernstesten Spielen ausgeschlossen, sie zögern auch selbst, sich daran zu beteiligen, selbst wenn die Gewalt sie fasziniert.

7 Fazit

Die Fußballfanszene ist in mehrfacher Hinsicht ein Ort der Her- und Darstellung von Männlichkeit. Die dort produzierte Männlichkeit ist eine außeralltägliche. Die Fans selbst differenzieren zwischen der Welt des Stadions und der ‚normalen‘ Welt außerhalb; was in dieser unzulässig ist, ist in jener erlaubt (Jones 2008, S. 531). Allerdings folgen die übertriebenen Männlichkeitsinszenierungen im Fanblock einer kompetitiven Logik, die auch außerhalb, in der ‚normalen‘ Welt, die Konstruktion von Männlichkeit bestimmt. Insofern lassen sich diese Inszenierungen als „Strukturübungen“ begreifen, bei denen „die Erzeugungsschemata der Ehrenstrategien auf der Ebene des ‚So-tun-als-ob‘“ angewendet werden (Bourdieu 1993, S. 138). Die Fanszene repräsentiert eine männliche Ordnung, die in der beschriebenen hypermaskulinen Weise ansonsten in einem sozialen Feld, das einen ähnlich exponierten gesellschaftlichen Stellenwert hat, kaum noch zu finden ist. Dies mag für manchen Beobachter den Fußball zu einem der wenigen verbliebenen Orte ‚echter‘ Männlichkeit machen, zu einem der letzten ‚Refugien‘, in dem die ansonsten verbreitete Dekonstruktion tradierter Gewissheiten noch nicht Platz gegriffen hat.

Es wäre allerdings ein essenzialistischer Fehlschluss, wollte man die übertriebenen Männlichkeitsinszenierungen der Fans als Ausdruck einer ‚wahren‘, ansonsten unterdrückten Männlichkeit begreifen. Vielmehr scheint es eine feldspezifische Männlichkeit zu geben, die durchaus eine gewisse Attraktivität (nicht nur für Männer) hat, die aber auf die „Teilzeitwelt“ der Fankurve mit ihren „Teilzeitzugehörigkeiten“ (Zifonun 2015, S. 26) begrenzt ist. In diesem Sinne sind Fußballfans ein durchaus nicht ungewöhnliches Beispiel für das Spielen mit Identitätsmustern, welches ein typisches Merkmal von (Jugend-)Szenen darstellt. Da das Feld, in dem sie agieren, die hegemoniale Sportkultur repräsentiert und diese durch „exklusiv männliche Strukturen und Diskurse“ (Markovitz 2006, S. 256) geprägt ist, legt es die feldspezifische Logik gewissermaßen nahe, sich eines heteronormativen symbolischen Repertoires zu bedienen, mit dem Männlichkeit in scharfer Abgrenzung zu Homosexualität, Weiblichkeit und allem, was als schwach wahrgenommen wird, inszeniert wird. Wie auch bei anderen Szenen kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Szeneidentität den Alltag insgesamt bestimmt. Die ‚prollige‘, unzivilisierte Männlichkeit, welche die Fans inszenieren, erfährt Anerkennung allein in der eigenen Sonderwelt, noch nicht einmal oder zumindest nicht uneingeschränkt auf den teureren Sitzplatzrängen. Insofern repräsentiert die Fan-Männlichkeit keine hegemoniale Männlichkeit. Ihr fehlt es an der Reputierlichkeit, die hegemoniale

Männlichkeit kennzeichnet. Hegemonial ist eine Männlichkeit, die auch außerhalb des Milieus, in dem sie verankert ist, als erstrebenswert gilt. Dies trifft auf die Fan-Männlichkeit nicht zu.

Literatur

- Balke, Gregor. 2007. Rituale, Selbstdarstellung und kollektive Orientierung: Konturen der lebensweltlichen Wirklichkeit von Fußballfans. *Sport und Gesellschaft* 4:3–28.
- Bourdieu, Pierre. 1993. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1997. Männliche Herrschaft. In *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Hrsg. Irene Dölling und Beate Krais, 153–217. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brändle, Fabian und Christian Koller. 2002. *Gooooo!!! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs*. Zürich: orell füssli.
- Bromberger, Christian. 2006. Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität. In *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*, Hrsg. Eva Kreisky und Georg Spitaler, 41–52. Frankfurt a. M.: Campus.
- Butler, Judith. 1995. *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cashmore, Ellis und Jamie Cleland. 2011. Glasswing butterflies: gay professional football players and their culture. *Journal of Sport and Social Issues* 35:420–436.
- Cashmore, Ellis und Jamie Cleland. 2012. Fans, homophobia and masculinities in association football: Evidence of a more inclusive environment. *The British Journal of Sociology* 63:370–387.
- Degele, Nina und Caroline Janz. 2011. *Hetero, weiß und männlich? Fußball ist viel mehr!.* Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Dembowski, Gerd. 2013. Organisierte Fanszenen: Zwischen empfundener Enteignung und Self-Empowerment. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 63 (27–28): 35–40.
- Dietze, Gabriele. 2012. Intersektionalität im nationalen Strafraum: Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft. *Feministische Studien* 30:53–65.
- Dunning, Eric. 2003. Sport als Männerdomäne. Anmerkungen zu den sozialen Quellen männlicher Identität und deren Transformation. In *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation*, Hrsg. Norbert Elias und Eric Dunning, 473–502. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dunning, Eric, Patrick Murphy und John Williams. 2003. Zuschauerausschreitungen bei Fußballspielen Versuch einer soziologischen Erklärung. In *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation*, Hrsg. Norbert Elias und Eric Dunning, 433–472. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eckert, Roland, Christina Reis und Thomas A. Wetzstein. 2000. „Ich will halt anders sein wie die anderen“. *Abgrenzung, Gewalt und Kreativität bei Gruppen Jugendlicher*. Opladen: Leske & Budrich.
- Ferchhoff, Wilfried. 2011. *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Fritzsche, Bettina. 2010. Fans und Gender. In *Fans. Soziologische Perspektiven*, Hrsg. Jochen Roose, Mike S. Schäfer und Thomas Schmidt-Lux, 229–248. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gebauer, Gunter. 2006. *Poetik des Fußballs*. Frankfurt a. M.: Campus
- Jones, Katharine W. 2008. Female fandom: Identity, sexism, and men's professional football in England. *Sociology of Sport Journal* 25:516–537.
- Kathöfer, Sven, Jochem Kotthaus und Jewgeni Priluzki. 2013a. Gelb-Rote Karte: Konflikte in der Lebenswelt von Ultras. In *Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland*, Hrsg. Sven Kathöfer und Jochem Kotthaus, 124–169. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kathöfer, Sven, Jochem Kotthaus und Martin Willmann. 2013b. Aufwärmphase: Ein Blick in die Geschichte des Fußballs und seiner Fans. In *Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland*, Hrsg. Sven Kathöfer und Jochem Kotthaus, 23–53. Weinheim: Beltz Juventa.
- Leistner, Alexander. 2010. Fans und Gewalt. In *Fans. Soziologische Perspektiven*, Hrsg. Jochen Roose, Mike S. Schäfer und Thomas Schmidt-Lux, 249–279. Wiesbaden: VS Verlag.
- Markovits, Andrei S. 2006. Fußball in den USA als permanenter Ort der Feminisierung: Ein weiterer Aspekt des „amerikanischen Sonderwegs“. In *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*, Hrsg. Eva Kreisky und Georg Spitaler, 255–276. Frankfurt a. M.: Campus.
- Markovits, Andrei S. und Steven L. Hellerman. 2004. Die „Olympianisierung“ des Fußballs in den USA: Von der Marginalisierung in der amerikanischen Mainstream-Kultur zur Anerkennung als ein alle vier Jahre stattfindendes Ereignis. *Sport und Gesellschaft* 1:7–29.
- Meuser, Michael. 2002. „Doing Masculinity“. Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. In *Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*, Hrsg. Maria Dackweiler Regina- und Reinhild Schäfer, 53–78. Frankfurt a. M.: Campus
- Meuser, Michael. 2006. Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*, Hrsg. Helga Bilden und Bettina Dausien, 163–178. Opladen: Budrich.
- Meuser, Michael. 2007. Serious games. Competition and the homosocial construction of masculinity. *NORMA – Nordic Journal for Masculinity Studies* 2 (1): 38–51.
- Meuser, Michael. 2008. It's a men's world. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. In *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Hrsg. Gabriele Klein und Michael Meuser, 113–134. Bielefeld: transcript.
- Pascoe, C. J. 2006. „Du bist so 'ne Schwuchtel, Alter“. Männlichkeit in der Adoleszenz und der „Schwuchteldiskurs“. *Zeitschrift für Sexualforschung* 19:1–26.
- Pilz, Gunter A. 2012. Zuschauergewalt im Fußball – Vorurteile und Diskriminierung: Hooligans, Ultras und Hooltras. In *Sportzuschauer*, Hrsg. Bernd Strauß, 214–239. Göttingen: Hogrefe.
- Roose, Jochen, Mike S. Schäfer und Thomas Schmidt-Lux. 2010. Einleitung. Fans als Gegenstand soziologischer Forschung. In *Fans. Soziologische Perspektiven*, Hrsg. Jochen Roose, Mike S. Schäfer und Schmidt-Lux, Thomas, 9–25. Wiesbaden: VS Verlag.

- Schäfer, Mike S. und Roose, Jochen. 2008. Die gesellschaftliche Bedeutung von Fußballbegeisterung. Vergemeinschaftung und Sozialkapital-Bildung auf dem Prüfstand. In *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Hrsg. Klein Gabriele und Meuser, Michael, 201–225. Bielefeld: transcript.
- Schwenzer, Victoria. 2005. Samstag im Reservat. Anmerkungen zum Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Homophobie im Fußballstadium. In *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*, Hrsg. Hagel Antje, Selmer Nicole und Sülzle Almut, 57–68. Frankfurt a. M.: Deutsche Sportjugend.
- Schwier, Jürgen. 2005. Die Welt der Ultras. Eine neue Generation von Fußballfans. *Sport und Gesellschaft* 2:21–38.
- Selmer, Nicole und Sülzle, Almut. 2006. TivoliTussen und Trikotträgerinnen – Weibliche Fankulturen im Männerfußball. In *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*, Hrsg. Kreisky Eva und Spitaler Georg, 123–139. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sobiech, Gabriele und Ochsner, Andrea. 2012. Einführung: Spielen Frauen ein anderes Spiel? In *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*, Hrsg. Sobiech Gabriele und Ochsner, Andrea, 9–19. Wiesbaden: Springer VS.
- Spaaij, Ramón. 2008. Men like us, boys like them. Violence, masculinity, and collective identity in football hooliganism. *Journal of Sport and Social Issues* 32:369–392.
- Stahl, Silvester. 2013. Sportwissenschaften. In *Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus und Michaela Christ, 386–394. Stuttgart: Metzler
- Sülzle, Almut. 2011. *Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Wölki, Franciska. 2005. „Kleine Maus, zieh dich aus!“. Als „Pink Lady“ in der Machowelt des Fußballs. In *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*, Hrsg. Antje Hagel, Nicole Selmer und Almut Sülzle, 69–76. Frankfurt a. M.: Deutsche Sportjugend.
- Zifonun, Dariuš. 2007. Zur Kulturbedeutung von Hooligandiskurs und Alltagsrassismus im Fußballsport. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 8:97–112.
- Zifonun, Dariuš. 2015. Bodybuilder, Brieftauben, Bayernfans. ‚Kleine soziale Lebenswelt‘, ‚Milieu‘ und ‚soziale Welten‘ im Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie. In *Ethnographische Erkundungen. Methodische Aspekte aktueller Forschungsprojekte*, Hrsg. Ronald Hitzler und Miriam Gothe, 19–29. Wiesbaden: Springer VS.

Über den Autor

Prof. Dr. Michael Meuser Sociology of gender relations, sociology of knowledge, sociology of the body, qualitative methods.

Teil VI

Körper- und Bewegungspraxen

Moderne Sportpraktiken und das islamische Körperkonzept

Dagmar Dahl

1 Einleitung

In unserem globalen Zeitalter, geprägt von kulturellen Konfrontationen und Konflikten, ist die Verständigung zwischen Menschen verschiedener Religionen und Kulturen dringlicher geworden. Insbesondere der Islam scheint in Europa eine Herausforderung zu sein. Der moderne Sport, wie er als Spitzen-, Schul- und Freizeitsport bekannt ist, kann hierbei als Arena der Begegnung dienen (Burrmann et al. 2015), insofern diese Begegnung in gegenseitigem Respekt und informiert geschieht, um vorurteilsfrei den fremd empfundenen Mitsportler_innen gegenüberzutreten zu können. Es stellt sich jedoch die Frage: Ist der moderne Sport überhaupt vereinbar mit dem islamischen Körperkonzept?

Soziologisch- philosophische Reflexionen über die Konzeption von Körper und Körperlichkeit sind zwar nicht neu, aber gerade im Zuge postmoderner Entwicklungen verstärkt ins Interessenfeld gerückt (Gugutzer 2006, 2013). Gugutzer erwähnt die zweifache Betrachtungsweise des Körpers innerhalb der Soziologie: Zum einen gilt der Körper als *Produkt einer Gesellschaft*, zum anderen ist der Körper aber auch *Produzent von Gesellschaft*: „Insofern soziale Wirklichkeit aus sozialem Handeln resultiert und soziales Handeln immer körperliches Handeln

Teile des Beitrages basieren auf meinem Buch „Zum Verständnis von Körper, Bewegung und Sport in Christentum, Islam & Buddhismus“ (Dahl 2008).

D. Dahl (✉)
University of Nordland, Bodø, Norway
E-Mail: dagmar.dahl@uin.no

ist, tragen körperliche Handlungen zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit bei“ (Gugutzer 2013, S. 6 f.). Bezogen auf das vorliegende Thema bedeutet dies, dass der Körper in seiner Konzeption einerseits Produkt der islamischen Glaubensgesellschaft ist. Andererseits trägt dieser Körper als Produzent, vermittelt über den Sport, dazu bei, die Gesellschaft insgesamt zu konstruieren.

In diesem Beitrag soll, um in der Terminologie zu bleiben, zunächst ein Blick auf die islamische Gesellschaft, also den Islam und seine Haltung zum Sport geworfen werden, bevor das Augenmerk auf das *Produkt* islamisches Körperkonzept gerichtet wird. Dabei ist zu bedenken, dass es nicht *das eine* Körperkonzept und *den einen* modernen Sport oder *den Islam* gibt. Auch wenn man sich auf die Basistexte des Islam (Koran und Hadithe) bezieht, ist die Einbettung in den jeweiligen historischen, kulturellen und traditionsbezogenen Gesamtkontext wichtig für die Auslegung.

2 Islam und moderne Sportpraktiken

Der Islam ist nach dem Christentum die zweitgrößte Religion. Er entstand auf der arabischen Halbinsel im 6. Jahrhundert n. Chr. begründet durch Muhammad, dem der islamischen Theologie zufolge, der Koran offenbart wurde. Für Muslime ist das gesamte Leben in den Islam eingeordnet. Zentral ist für das ethische Handeln der Koran mit seinen Rechtleitungen: Gottes Wort, das Buch geworden ist. Ebenso zentral steht die Tradition vom Leben des Propheten, niedergeschrieben in den Hadithen. Beide gelten als die Basistexte dieser Religion. Der Sport, so wie er heute erlebt und praktiziert wird, ist ein modernes Phänomen und wird dort so nicht genannt. Jedoch sind durchaus sportliche Aktivitäten im persisch-arabischen Raum bereits aus der Zeit vor Muhammad bekannt und daher auch in den Schriften erwähnt. In vielen Quellen wird auf die Sunna, die Gewohnheit des Propheten verwiesen. Der empfahl sowohl Schwimmen, Reiten (auf Pferden und Kamelen), (Bogen-)Schießen; Ringen, Speerspiele und Laufen und rannte sogar mit einer seiner Frauen, Aisha, um die Wette. In den Hadith findet sich zum Beispiel folgender Hinweis: „Allahs Gesandter hat gesagt: ‚Das Recht des Kindes gegenüber seinem Vater ist, das es einen schönen Namen bekommt, das ihm das Lesen und Schreiben, das Schwimmen und das (Pfeil-)Schießen beigebracht wird““ (Al-Haschimi 2005, o. S.). Wettkämpfe in diesen Sportarten sind demnach erlaubt und weder Alter noch Geschlecht sind ein Hindernis für die Ausübung von Sport- und Bewegungspraktiken. Viele Aktivitäten beziehen sich auf die politisch-historische Situation, in welcher sich Muhammad und seine Gefolgsleute

befanden. Diese war geprägt von kämpferischen Auseinandersetzungen, welche in der Wertschätzung nützlicher Bewegungsaktivitäten reflektiert werden.

Konservative, fundamentalistische Stimmen stehen dem Einfluss des so genannten westlichen Sports kritisch gegenüber. Generell stehen heute jedoch bei der Beurteilung von Sport das Wohlbefinden und die Gesunderhaltung von Körper und Seele im Zentrum. Wichtig ist allerdings, dass die Ausübung des Sports nicht vom Praktizieren der Religion abhält oder gegen religiöse Regeln verstößt. Im Zusammenhang mit Körperertüchtigung und Gesunderhaltung wird dabei gerne auf einen Ausspruch des Propheten verwiesen: „The strong believer is better and more beloved to Allah than the weak believer“ (Muslim, Hadith-nr. 6774 o. J., o. S.).

3 Das Körperkonzept im Islam

In den postmodernen, westlichen Gesellschaften sind in den letzten Jahrzehnten verschiedene kulturelle Entwicklungen in Erscheinung getreten, die tradierte Körperkonzepte herausgefordert haben. Von den zwölf, welche Gugutzer (2013) hervorhebt, haben insbesondere zwei Bedeutung für den Kontext dieses Beitrages. Dies ist zum einen ein kultureller Wertewandel, „eine Verlagerung von Pflicht-/Gehorsamswerten zu Werten wie Autonomie und Selbstverwirklichung, von Disziplin- und Opferbereitschaft zu hedonistischen Werten“ (ebd., S. 36 f.). Der Körper steht hierbei als Vermittler und Produkt im Zentrum. Ein zweiter bedeutender Aspekt ist der Prozess zunehmender Individualisierung. Durch die zunehmende Vielfalt an Sinnmustern, Werten und Lebensvarianten steht der Einzelne in der Verantwortung, sein Leben zu gestalten und sich Orientierung, Identität und Sinn zu schaffen.

Der Körper eignet [sich] hierfür offensichtlich besonders gut. Der eigene Körper ist immer da, auf ihn kann unmittelbar zugegriffen werden, mit und aus ihm können spür- und sichtbare Wirkungen erzielt, Sicherheit her- und Identität dargestellt werden (Gugutzer 2013, S. 37).

Religionen, und insbesondere der Islam, der eine traditionsgebundene Form der Auslegung seiner heiligen Basistexte anstrebt, rekurren ihre Existenz hauptsächlich durch ein Festhalten an tradierten Werten, Normen und Dogmen, sehen also im Wertewandel eine Herausforderung. Aber genau das Festhalten an Traditionen und Werten, an ethischen Richtlinien des (der Religion entsprechend) richtigen Umgangs mit dem Körper, lässt wiederum das islamische Körperkonzept für die Gläubigen attraktiv erscheinen: Die verwirrende Vielfalt von

Körperpräsentationen und Handlungsoptionen werden auf das überschaubare Handlungsprogramm, das das islamische Körperkonzept als das religiös ‚Gute und Richtige‘ beschreibt, begrenzt. Es liefert so das Empfinden von Sicherheit und Orientierung für die Gläubigen auf der Suche nach Identität.

Wie verhält es sich mit dem Konzept vom Körper im Islam? Der Islam ist – wie auch Christentum und Judentum – eine monotheistische Schöpferreligion. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes und ist zugleich über die ganze Schöpfung erhaben (Sure 2,30). Die Menschen haben sich einem Gott gegenüber zu verantworten, von dem sie glauben, dass er die Welt, in der sie leben und sie selbst mit ihrer Körperlichkeit, erschaffen hat. Dies spiegelt sich wider in der Art und Weise, wie der Mensch in und mit seinem Körper angesehen wird. Der Körper wird sowohl im Koran als auch in den Hadithen als bewahrungswürdige Gabe Gottes betrachtet. Der Mensch ist aufgefordert, seine geistige und leibliche Gesundheit zu pflegen. Vertreten wird eine ganzheitliche Sicht des Menschen, die dem Körper – im Islam als das ‚Reittier der Seele‘ bezeichnet – eine wichtige Bedeutung zumisst. In den Grundelementen des Islam, den Ritualen der *Fünf Säulen des Islam*, tritt die Bedeutung einer *embodied* Religion, einer verkörperlichten Glaubenspraxis, deutlich hervor. Zu diesen gehören: 1) das *Glaubensbekenntnis*; 2) das tägliche, fünfmalige rituelle *Gebet* (*salāt*) zu festgesetzten Zeiten. Es ist streng geregelt in seiner Ausführung und stark körperbetont mit den damit verknüpften Körperhaltungen, Bewegungssequenzen und vorhergehenden Waschungen. Körperliche Rituale bringen Identität, Ordnung und Stabilität hervor. Mit den körperlichen Ritualen werden Glaubenssätze ‚verfleischt‘ und eine Gemeinschaftlichkeit gegen die Verlusterfahrungen der Moderne erzeugt und gesetzt. 3) Das jährliche Abführen einer *Vermögenssteuer* (*zakāt*). 4) Das *Fasten* (*saum*) während des Monats Ramadan. Kranke, Schwache, Kinder und menstruierende Frauen sind vom Fasten befreit. Reisende, Schwerarbeiter, aber auch Spitzensportler dürfen das Fasten verschieben, „müssen es aber später gegebenfalls nachholen oder für das Versäumnis eine besondere Sühne leisten“ (Weiss 2003, S. 35). 5) Die Pilgerfahrt nach Mekka (*haddsch*): So es die Mittel und die Gesundheit zulassen, soll jeder Muslim und jede Muslimin diese Reise unternehmen. Der Ablauf dieser Reise unterliegt wiederum einer Reihe von körperbezogenen Aktivitäten. Diese Grundelemente heben ein Merkmal hervor: Neben dem Glaubensbekenntnis, welches den Kern einer Glaubensreligion ausmacht, handelt es sich um *Aktivitäten*, d. h. hier wird die Bedeutung bestimmter körperbezogene *Handlungen* für die Identifikation mit dem Islam als Muslim_in unterstrichen. Anders als bspw. im Christentum wird von *praktizierenden* und nicht von *gläubigen* Muslimen gesprochen (Roald 2004). Im Islam manifestiert sich der aktive Glaube in der religiösen, körperlichen Praxis.

4 Islamisches Körperkonzept und Sportpraktiken von Mädchen und Frauen

Zum Verständnis vor allem des Vollzuges des islamischen Körperkonzeptes bei Frauen und Mädchen ist nicht nur die sozialkonstruktivistische Perspektive, die den Körper als Objekt religionsgemeinschaftlicher Strukturen und Dogmen betrachtet, notwendig, sondern auch die phänomenologische Sicht, die vom „Körper als Subjekt leiblicher Erfahrung“ (Gugutzer 2013, S. 45) ausgeht. Auch Abraham (2006, S. 130) unterstreicht dies, wenn sie bei der Beschreibung saudiarabischer Frauen auf „die Wirkmächtigkeit und die identitätssichernde Funktion von Traditionen“ hinweist, die im Körper als identitätsstiftende Erfahrung gespeichert sind. Religionen müssen im Glauben vollzogen werden, daher ist diese phänomenologische Perspektive notwendig, um die Situation muslimischer Frauen und Mädchen im Sport zu verstehen.

Doch auf welche Dogmen und Normen können sich diese beziehen? Mit Blick auf den Sport stehen hier die Bekleidungsvorschriften im Zentrum. Diese Vorschriften lassen sich jedoch nur über den kulturellen Kontext verstehen. Denn während diese von den Frauen strikt zu befolgen sind und von der Öffentlichkeit kontrolliert werden, bleiben die für die männlichen Muslime geltenden Regeln oftmals im Hintergrund und unbeachtet. Dieser Kontrast lässt sich, so Rohe (2001), nicht allein religiös begründen und spiegelt die traditionelle, patriarchale Ordnung wider. Die Koranstellen (24,31 und 33,59), die als Belege angeführt werden, „verlangen nur, dass sich die Frauen anständig und ehrbar kleiden, um sich vor Belästigungen zu schützen“ (VELKD/EKD 1996, S. 60), ganz ähnlich gilt dies jedoch auch für die Männer (Sure 24,30).

Und sage den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke senken und ihre Keuschheit wahren sollen, und ihren Schmuck nicht zur Schau stellen sollen außer dem, was davon sichtbar wird, und dass sie ihre Tücher über ihre Busen schlagen sollen und ihren Schmuck niemanden zeigen sollen, außer [den nahe stehenden Familienmitgliedern] (Sure 24,31).

Die Hervorhebung der Bedeckung der Brüste stammt daher, dass in vorislamischer Zeit die Frauen der damaligen Mode entsprechend Hemden trugen, die einen derart weiten Halsausschnitt hatten, dass die Brust frei lag (Khafagy et al. 1998, S. 1635).

Oh Prophet! Sage deinen Frauen und deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, dass sie ihre Übergewänder über sich ziehen sollen. Das ist eher dazu geeignet,

dass sie erkannt und nicht belästigt werden. Und Allah ist Allvergebend, Allbarmherzig (Sure 33,59).

Die Bekleidung sollte somit die Musliminnen von Sklavinnen und Nicht-Musliminnen abgrenzen, die teilweise ohne Bedeckung der Brüste herumliefen. Küng hebt hervor, dass dieser Vers „keinen Hinweis auf Art und Ausmaß der Verhüllung [gibt]; erst in der Tradition und in späteren Korankommentaren werden genaue Beschreibungen entwickelt, wie sich die Frauen zu verhüllen haben“ (Küng 2004, S. 738). Prinzipiell gilt dieses ‚Sich anständig und angemessen kleiden‘ auch für Männer. Diese sollen wenigstens vom Knie bis zum Bauchnabel bekleidet sein (Hjärpe 2008). Das Kopftuch (arabisch: hijāb) wird als Begriff konkret nicht genannt. „Deutsche oder andere Koran, übersetzungen“, die den Begriff des Kopftuchs oder Schleiers wählen, sind in Wirklichkeit bereits Interpretationen. So lässt sich aus dem Koran nicht unmittelbar eine bestimmte ‚Kleiderordnung‘ ablesen“ (Rohe 2001, S. 135 f.). Küng hebt hervor, dass viele „moderne Muslime und Musliminnen (...) die Suren und Hadīte als kultur- und zeitabhängige Anweisungen, die keine generelle Verpflichtung zum Kopftuchtragen bedeuten, [interpretieren]“ (2004, S. 739). So finden sich je nach kulturellem Kontext und persönlichen Empfinden sowohl Kopftuch und den ganzen Körper bedeckende Kleidung tragende Musliminnen als auch solche, die ihren Glauben nicht auf diese Weise ausdrücken möchten. Von Extremsituationen in einzelnen Staaten, wie zum Beispiel Saudi-Arabien, wo Frauen unter Androhung von Strafe hierzu gezwungen sind, einmal abgesehen. Ein anderer Aspekt ist der des *gemeinsamen* Sporttreibens. Dieses wird von konservativer Seite aus abgelehnt. Auch männliche Trainer oder Lehrer sind nicht zulässig. Frauen sollten demnach nur unter Frauen Sport treiben und nur mit Zuschauerinnen. Im Breitensport entspricht diese Kulturpraxis zuweilen durchaus dem Wunsch bzw. dem sozialisierten Schamgefühl der trainierenden Frauen. In Koran und Hadithen finden sich keine Hinweise darauf, dass die strikte Trennung der Geschlechter gefordert ist. Jawad (2011) weist hier auf die Fehlinterpretation der Koranverse 33:33 hin, welche sich lediglich an die Frauen des Propheten richteten, die darin aufgefordert werden, sich im Hause zu halten und somit einen besonderen Status genossen. Die Verse waren ursprünglich *nicht* auf *alle* Frauen bezogen, wurden aber von konservativen Kräften hierzu umgedeutet. Oft wird darauf verwiesen, dass der Prophet mit seiner Frau Aisha zusammen gelaufen ist, um zu unterstreichen, dass die positive Haltung zur Ausübung von Sportaktivitäten auch Musliminnen gilt. Zum Spektrum sportlicher Praktiken von Frauen weist der islamische Theologe Altintas im Gespräch (Dahl 2008, S. 223) ausdrücklich darauf hin, dass es an „verschiedenen Stellen des Korans und den Hadithen heißt (...), „dass die Frauen

sich mit sportlicher Betätigung dem Schwimmen, dem Reiten und den Wurfsporarten widmen sollen“. Dort sind gezielt die Frauen angesprochen. (It. Altintas bei: Sününun Nesei, Band V-VI., S. 677–671, Hadithe Nr: 3567, 3571, 3573). Altintas hebt das Recht der Muslimin zur eigenverantwortlichen Entscheidung hervor. Das gilt auch für die Bereiche des Sports und die Art und Weise, wie daran teilgenommen werden möchte. Ebenso unterstreicht er den generellen Gleichheitsanspruch vor Gott (Sure 39, Vers 6). Als Beispiel sei hier die ägyptische muslimische Schwimmerin Rania Elwani erwähnt, die an Olympischen Spielen teilnahm und inzwischen IOC-Mitglied ist. In ihrer aktiven Zeit als Schwimmerin war sie in Sportschwimmbekleidung zu sehen, hat sich nun aber für das Tragen von Kopftuch und verhüllender Kleidung entschieden. Eine von uns befragte, aus der Türkei stammende, muslimische Sportlehrerin, hat sich dafür entschieden, *kein* Kopftuch zu tragen und in konventionellen Schwimmanzügen zu trainieren. Als gläubige Muslimin sei dies eine Sache zwischen ihr und Gott und, wie sie hervorhebt, da laut Koran es „in der Religion kein Zwang sein solle“ (Sure 2, 56). Im Sinne eines Verständnisses von einem barmherzigen Gott, der den Menschen Gutes möchte, kann aus der islamischen Ethik, die die Intention einer Handlung bewertet, durchaus auch Athletinnen eine positive Absicht ihres Tuns zugetraut werden: Die Wertschätzung der Barmherzigkeit Gottes, der ihnen den Genuss ihres Körpers ermöglicht. Gleichzeitig könnte gefragt werden, ob – denn meist wird das Bedecken des weiblichen Körpers mit den sexuellen Begierden des Mannes in Zusammenhang gebracht – nicht der muslimische Mann herabgewürdigt wird, wenn ihm dadurch indirekt unterstellt wird, wie ein Tier seinen sexuellen Trieben unterworfen zu sein. Von islamischen Informant_innen wird unterstrichen, dass der Koran an sich keineswegs frauenfeindlich sei und dass dieser ursprünglich die Stellung der Frau verbessert habe. In der kulturellen Praxis wird dies jedoch oft ins Gegenteil verkehrt. Die Vermischung von Religion und Kultur bzw. patriarchalisch dominierter Politik wird bei Jawad (2011) problematisiert. Wichtig ist für die Mädchen nach strengen moralischen Vorstellungen der Aspekt, dass sie Anstand und Ehre bewahren, was konkret bedeutet, dass sie als Jungfrau in die Ehe gehen sollen. Ein derartiges Frauenbild befördert somit die Angst, bei bestimmten sportlichen Bewegungen den vermeintlichen Beweis hierfür, das intakte Hymen, zu zerstören. Auch ist man(n) besorgt darum, dass durch sogenannte frauenuntypische Sportarten, die sporttreibenden Musliminnen vermännlichen könnten (Pfister 2006). 2008 fand in Oman eine Studienwoche unter der Schirmherrschaft der „International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW)“ statt. An dieser nahmen 15 Frauen und ein Mann aus 14 verschiedenen Ländern aus dem Bereich des Sports teil, um zu diskutieren „what could be done to improve opportunities for Muslim girls

and women to take part in sport and physical education“ (Benn et al. 2011, S. 4). Ein Resultat dieser Kooperationswoche war die Formulierung der „Accept and Respect‘ Declaration“:

1. Islam is an enabling religion that endorses women’s participation in physical activity.
2. We affirm the importance of physical education and physical activity in the lives of *all* girls and boys, men and women.
3. We emphasise the importance of good-quality programmes of physical education and sport in school curriculum time, especially for girls.
(...)
5. We recommend that people working in the sport and education systems accept and respect the diverse ways in which Muslim women and girls practice their religion and participate in sport and physical activity, for example, choices of activity, dress and gender grouping.
6. We urge international sport federations to show their commitment to inclusion by ensuring that their dress codes for competition embrace Islamic requirements, taking into account the principles of propriety, safety and integrity.
7. We recommend national governments and organisations include in their strategies for the development of sport and physical-education structures and systems that encourage women to take positions in teaching and research, coaching, administration and leadership (Benn et al. 2011, S. 5).

Viele dieser Punkte decken sich mit den Meinungen aus Gesprächen mit einzelnen Religionsrepräsentant_innen. So wird von liberalen Musliminnen das Recht für ihre Glaubensschwestern eingefordert, die Koranverse bezüglich der Bekleidung von Frauen nach deren eigener Glaubensauffassung zu deuten. Letztlich geht es, so die befragten Informant_innen, auch für die Musliminnen in erster Linie um ihr eigenes Verhältnis zu Gott, welches respektiert werden soll. D. h. die Muslimin sollte selbst entscheiden können auf welche Weise und in welcher Körperbedeckung sie Sport treiben möchte. Die Änderung der Bekleidungsregeln im Beachvolleyball im Jahre 2012, u. a. mit dem Hinweis auf unterschiedliche religiöse Auffassungen, zeigen, dass Dialogbereitschaft vorhanden ist¹.

¹(http://www.fivb.org/EN/Epublications/WorldVolleyNews/FIVB_WorldVolleyNews_74_E/#/4/zoomed, zugegriffen 15.9.2015).

5 Schlussfolgerungen

Sport ist eingebunden in das für die Moderne charakteristische, konstitutive, gesellschaftliche Wertesystem, welches „individuelle Freiheit, Rationalität, Solidarität, aktive Weltgestaltung und Universalismus“ hervorhebt (Degele und Dries 2005, S. 15). Eine Konfrontation zwischen diesem Wertesystem und dem Islam stellt dabei eine Herausforderung dar. Viele Entwicklungen der Moderne wurden als rücksichtslose Überlegenheit des Westens seitens der islamischen Kulturgemeinschaften erlebt und der Wunsch der identitätsbewahrenden Abgrenzung resultiert aus dieser Wahrnehmung (u. a. Flores 2005). Es ist wichtig, dass es Musliminnen und Muslime selbst sind, die diesen Modernisierungsdiskurs anführen. Ein Islamverständnis, das strikt auf die wortwörtliche Auslegung der Basistexte Koran und Hadithe beruht, wird von einer Reihe von sowohl muslimischen Feministinnen als auch muslimische Gelehrte_innen hinterfragt. Diese fordern eine Neu-Interpretation, Ijtihad, auf der Basis moderner Werte und Kontexte, sowie die Rückkehr zu den Originalschriften, um diese unter feministischen Gesichtspunkten, bezogen auf das Leben der Frauen und Mädchen heute, neu zu beleuchten, da diese weitgehend nur von Männern interpretiert wurden (Jawad et al. 2011, S. 31). Flores (2005) hält fest, dass inzwischen eine lebhafte Debatte innerhalb des Islams zu Themen wie Demokratie, Menschenrechte (insbesondere die Stellung der Frau) und Säkularismus stattfindet. Das Bestreben politisch motivierter Islamisten zum Extremen, vor allen Dingen die Scharia als einzige Rechtsprechung gelten zu lassen, ist unvereinbar mit den modernen Auffassungen vom einzelnen Individuum und seinen Menschenrechten. Extrempositionen tragen hier zur Desintegration und Fremdheit bei und erhöhen die intra- und interkulturellen Spannungen im und mit dem Islam.

Sport wird im Islam als wichtig erachtet und geschätzt. Dieser ist vereinbar mit dem islamischen Konzept vom menschlichen, von Gott erschaffenen Körper, den es zu pflegen gilt. Ein klares Verbot von Sport, eine klare Ablehnung von Aktivitäten, die zur Ausübung von Sport notwendig sind, lässt sich im Koran *nicht* finden. Das Konfliktpotenzial liegt in der soziokulturellen Verankerung und der damit einhergehenden Art der Auslegung der islamischen Ethik. Weiss unterstreicht dies, wenn er sagt „Wie der koranische Verhaltenskodex in der Praxis befolgt und gedeutet wird, hängt maßgeblich auch von kulturellen Faktoren ab“ (Weiss 2003, S. 51). Jawad verweist ebenfalls auf diesen Zusammenhang, wenn sie Amara zitiert, der auf die notwendige Unterscheidung hinweist zwischen dem Islam als Glaubenssystem und „Islam as a cultural form, interpreted, conceived and manipulated by nation, states, political movements and different

interests groups to legitimate their political agenda, social conduct and (sometimes pre-Islamic) practices“ (Amara zit. n. Jawad 2011, S. 28). Im Kontext des Sports ist dies bei der geschlechtsbezogenen Gewichtung der Bekleidungsvorschriften zu sehen. Es scheint kein Problem zu sein, dass männliche Athleten, seien es Fußballspieler, Leichtathleten oder gar Boxer, die Bekleidungsrichtlinien und Verhaltenskodizes zur Seite schieben, ohne dass dies besonderen Zorn in der muslimischen Welt hervorruft, während bei den Frauen traditionelle Vorstellungen und Restriktionen als ‚religiös‘ begründet vorherrschen. Die Forderung nach erneuerter, zeitgemäßer Reflexion, Ijtihad, seitens islamischer Feminist_innen ist daher verständlich. Auf übergeordneter Ebene findet sich zudem ein Zusammenhang zwischen Sport, Politik und Religion, wenn sich islamische Staaten an globalen oder regionalen großen Sportevents beteiligen (Dahl 2008).

Doch in diesem Beitrag sollte das Augenmerk eher auf die einzelnen, am Sport konkret partizipierenden Menschen gerichtet sein, da diese mit dem von ihnen gelebten und handelnden Körpern als Produzenten oder agierende Subjekte in der Sportgesellschaft wirksam werden. Wie gestaltet sich die Situation für die einzelne muslimische Sportlerin? Hier erstreckt sich das Spannungsfeld von einerseits frei zu sein vom Zwang in der Religion gemäß Sure 2, Vers 256 und der eigenen Auffassung und Umsetzung der Glaubensregeln, bis andererseits zu einem strikten Befolgen von nicht stringent vom Koran abzuleitenden Vorschriften, die jedoch oftmals von männlichen Gelehrten einseitig ausgelegt wurden. Hier lässt sich nochmals hervorheben, dass der Islam eine weitaus mehr ‚praktizierende‘ Religion ist als andere, d. h. die religiöse Identität drückt sich sehr stark in körperlichen Praktiken und Ritualen aus, ist also gewissermaßen *embodied*. Sei es, dass die gläubige praktizierende Muslimin dies über die Bekleidung oder aber auch die Abgrenzung vom anderen Geschlecht zum Ausdruck bringen möchte. Auf dem Kontinuum zwischen den Extrempositionen (strenge versus liberale Interpretation) finden sich weitere Positionen, die ebenso ihr Vorgehen im Koran und den Hadithen begründet sehen. Dass hier nicht nur die kulturelle, die politische Verankerung, sondern auch die jeweilige persönliche Disposition eine Rolle spielt, ist zu vermuten. Es stellt sich also jeweils für die Frauen und Mädchen die Frage, ob bzw. wie sie am Sport teilnehmen können, ohne die nach eigenem Verständnis ausgelegten ethischen Grundprinzipien des Islam zu verletzen.

Körpersymbolik spielt bei der Konstruktion von Fremdheit nicht nur im Sport eine zentrale Rolle (Seiberth 2012). Da der Körper zugleich immer auch ein Identitätsmarker und Symbol des Glaubens im Islam darstellt, kommt der Bereitschaft zum gegenseitigen Verständnis, Information und der offenen Kommunikation über die kulturellen Differenzen eine wichtige Rolle zu. Zu vermeiden ist die

Auffassung von *dem einen* verbindlichen Konzept von Körper im Islam, welches wie selbstverständlich auf *alle* Musliminnen übertragen werden kann. Nicht selten wird daraus dann, zusammen mit der erlebten Fremdheit, eine Unvereinbarkeit von Religionszugehörigkeit und Sportaktivität abgeleitet. Dabei sind seitens des Islam und aus der „subjektiven Rezeption des Islam durch gläubige Mädchen und Frauen“ Körperlichkeit und Sport als positiv und vereinbar mit dem Glauben zu erachten (Seiberth 2012, S. 127). Der individuelle kulturelle Kontext spielt eine entscheidende Rolle bei dem jeweiligen Verständnis des Islam und der Umsetzung in die eigene Glaubenspraxis. Für einige gehört so z. B. eine den ganzen Körper bedeckende Bekleidung im Sinne einer ‚embodied‘ Religionsidentität dazu, für andere eben nicht, d. h. diese erleben sich als ‚richtige‘ Musliminnen auch in anderer (westlicher) Bekleidung. Beiden gemein ist der Wunsch am Sport teilzunehmen und die gemeinsame Freude an der Bewegung des Körpers. Beiden sei gewünscht im Rahmen von gegenseitigem Respekt und Akzeptanz, hierzu die Möglichkeit zu erhalten. Es scheint wichtig für alle am Sport Beteiligten, den eigenen Horizont zu erweitern und durch die ‚individuelle Brille‘ des anderen zu schauen.

Literatur

- Abraham, Anke. 2006. Der Körper als Speicher von Erfahrung. In *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Hrsg. Robert Gugutzer, 119–140. Bielefeld: Transcript.
- Al-Haschimi, Sa'di. 2005. Hadith aus Mukhtar al-Ahadith an – Nabawiyya S. 68. Ins Deutsche übersetzt von Hüseyin Yücel. http://www.kaaba-online.de/daily_hadith/crawler.php. Zugegriffen: 10. März 2005.
- Benn, Tansin, Gertrud Pfister und Haifaa Jawad, Hrsg. 2011. *Muslim Women and Sport*. London: Routledge.
- Burmann, Ulrike, Michael Mutz und Ursula Zender, Hrsg. 2015. *Jugend, Migration und Sport*. Wiesbaden: Springer.
- Dahl, Dagmar. 2008. *Zum Verständnis von Körper, Bewegung und Sport in Christentum, Islam und Buddhismus*. Berlin: Logos.
- Degele, Nina und Christian Dries. 2005. *Modernisierungstheorie*. München: Fink.
- Flores, Alexander. 2005. Die innerislamische Diskussion zu Säkularismus, Demokratie und Menschenrechte. In *Der Islam in der Gegenwart*, Hrsg. Werner Ende und Udo Steinbach, 5. Aufl. 620–634. München: Beck.
- Gugutzer, Robert, Hrsg. 2006. *Body turn – Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: Transcript.
- Gugutzer, Robert. 2013. *Soziologie des Körpers*. 4. Aufl. Bielefeld: Transcript.

- Hjärpe, Jan, Hrsg. 2008. *99 frågor om Islam*. Stockholm: Leopard.
- Jawad, Haifaa. 2011. Islam, women and sport. In *Muslim Women and Sport*, Hrsg. Tansin Benn, Gertrud Pfister und Haifaa Jawad, 25–40. London: Routledge.
- Khafagy, Abdulhalim und Fatima, Grimm. 1998. *Die Bedeutung des Qur'āns*. 2. Aufl. München: SDK Bavaria.
- Küng, Hans. 2004. *Der Islam – Geschichte- Gegenwart – Zukunft*. München: Piper.
- Muslim, Sahid. 2005. Hadith Nr. 6774. <http://63.175.194.25/index.php?cs=prn&ln=eng&QR=22963&dgn=4&dgn=2>. Zugegriffen: 28. Jan. 2005.
- Nesei, Sünenun. 1981. *Hadith Band IV-V; Hadith Nr. 3567, 3571, 3573*. Istanbul: Kalem.
- Pfister, Gertrud. 2006. Islam and Women's Sports. http://src.unescoapeciu.org/pdf/2006/sangsaeng/060906_ss_p012-p015.pdf. Zugegriffen: 23. Dez. 2006.
- Roald, Anne Sofie. 2004. *Islam*. Oslo: Pax.
- Rohe, Mathias. 2001. *Der Islam – Alltagskonflikte und Lösungen*. Herder: Freiburg i. Br.
- Seiberth, Klaus. 2012. *Fremdheit im Sport. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Integration im Sport*. Schorndorf: Hofmann.
- Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands & Evangelische Kirche in Deutschland – VELKD & EKD, Hrsg. 1996. *Was jeder vom Islam wissen muß*. 5. Aufl. Gütersloh: Mohn.
- Weiss, Walter. 2003. *Islam*. 3. Aufl. Köln: Dumont.

Über die Autorin

Dr. Dagmar Dahl is an associate professor in the department of sports at the University of Nordland, Norway. She received a Ph.D. from the Norwegian School of Sport Science, the thesis dealt with sport and religion. In her current research, she has focused especially on swimming and religion. Other of research interests: sports and human dignity; sports, ethics and aesthetics in combination with swimming methodology and lifesaving. Dahl is a board member of the European Association of Sports Philosophy a.o.

Geschlechtsbezogene Körper- und Rauman eignung in urbanen (Spiel-)Räumen am Beispiel Skateboarden

Gabriele Sobiech und Sebastian Hartung

1 Aneignung von urbanen Räumen: Raum – Geschlecht – Körper – Macht

Mit dem Paradigmenwechsel in den Kultur- und Sozialwissenschaften mit dem Ende der 80er Jahre (spatial turn) gerät eine wissenschaftliche Perspektive in den Fokus, die Raum nicht mehr als Behälterraum betrachtet, sondern vielmehr als kulturell konstituiert, körperlich hervorgebracht und politisch verhandelbar (Sobiech und Gießtüber 2012, S. 216). Damit verschiebt sich die Analyse vom rein Physisch-Materiellen zu räumlichen Praktiken von Akteur_innen, die sich in räumlichen Strukturen, in Relation zu den Dingen und anderen Lebewesen platzieren. Raum erscheint als Prozess und Produkt dieser Praktiken (Löw 2001).

Auch Bourdieu (1991) versteht Raum als sozial konstruiert und untergliedert Raum in einen „sozialen“ und „physischen“ Raum. Der „angeeignete physische“ oder „soziale Raum“ ist nach Bourdieu ein Kräftefeld, in dem um Erfolg versprechende Positionen gekämpft wird. Das Erreichen einer Machtposition ist von der Kapitalakkumulation (soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital) abhängig, mit der soziale Akteur_innen Raumprofite erzielen können. Dazu gehört z. B. sich begehrten Dingen zu nähern und andere Konkurrent_innen auf untere Plätze

G. Sobiech (✉)

Pädagogische Hochschule Freiburg i. B., Freiburg, Deutschland

E-Mail: sobiech@ph-freiburg.de

S. Hartung

Pädagogische Hochschule Freiburg i. B., Freiburg, Deutschland

E-Mail: sebastian.hartung@ph-freiburg.de

zu verweisen oder diese sogar aus bestimmten, attraktiven Räumen¹ auszuschließen. Ausschlaggebend für die Rauman eignung und dem Erzielen von Raum profi- ten sind demnach sozialstrukturelle Merkmale, z. B. die Geschlechts- und/oder Milieuzugehörigkeit sozialer Akteur_innen, die die Konstruktionsregeln und -leistungen in urbanen öffentlichen Räumen bestimmen (Frey 2004).

Dass Geschlecht und Körper wiederum nicht voneinander zu trennen sind, zeigt Meuser (2005, S. 271 ff.) in seinen Ausführungen zu „somatischen Kulturen der Geschlechterdifferenz“ auf. Allerdings sind Körperdarstellungen von Männern und Frauen mit einem „sameness-taboo“ belegt (Degele und Sobiech 2008, S. 115), das geschlechtsbezogene Körperstrategien zur Folge hat. D. h. genauer, Frauen wird die Sorge um den Körper, die Stilisierung des Aussehens und die Herstellung von Anmut und Zurückhaltung nahegelegt. Männer haben hingegen Kraft und Durchsetzungsvermögen, ja einen riskanten Körperumgang als Zeichen von Männlichkeit zu demonstrieren. Sport als Teilbereich der somatischen Kultur bildet solchermäßen geschlechterdifferente Körperumgangsweisen nicht nur ab, sondern reproduziert sie zugleich². Die Aneignung dieser Körperstrategien oder der Haltungen, Bewegungs- und Verhaltensweisen sind zugleich ein Ergebnis der Aneignung von Raumverhältnissen ab frühester Kindheit. Denn das Erlernen und Übernehmen von Praktiken, die zeigen wie Personen des eigenen und anderen Geschlechts sich im Raum positionieren, wie sie sich bewegen, ob sie, auch räumliche, Grenzen anerkennen oder überschreiten, wird durch den Habitus der Akteur_innen ermöglicht oder begrenzt (Bourdieu 1999). Die angeeigneten, kulturell konstituierten Wahrnehmungs- und Erfahrungsweisen haben dann wiederum Einfluss auf geschlechtsbezogene Raumnutzungsmuster. Öffentliche Freiräume wie Straßen, Plätze, Freiflächen und Parks werden stärker von Jungen aufgesucht, in denen sie auch sportlichen Aktivitäten in homosozialen Gruppen nachgehen. Mädchen halten sich hingegen häufiger in Innenräumen auf und bevorzugen musisch-kreative Aktivitäten oder spielen mit der besten Freundin im direkten Wohnumfeld (Sobiech 2002; Wucherpennig 2010), legen bei sportlichen

¹Dies kann für Skateboarder z. B. der Straßenraum mit seinen spezifischen Artefakten (Bänke, Treppen, Mauern etc.) sein, um den sie mit anderen Nutzer_innen (Deinet 2014, S. 229) oder auch mit einigen Skaterinnen konkurrieren (Atencio et al. 2009, S. 6 f.).

²Wie die Mitgliedzahlen im organisierten Sport oder in kommerzialisierten Fitnessstudios zeigen, liegen Frauen in fitness- und gesundheitsorientierten Sportarten vorn, während Männer Sportarten mit verletzungsanfälligen Körperkontakten (z. B. Zielschusspiele wie Fußball etc.) präferieren oder vermehrt in den neueren Risikosportarten wie Freeriden, Freerennen etc. aktiv sind (Sobiech 2012, S. 178).

Aktivitäten weniger Wert auf Leistungsverbesserung, Spannungserleben und Wettkampf wie Jungen (Burrmann et al. 2002).

Diese zunächst noch neutral anmutenden Differenzen sind jedoch hierarchisch angelegt, wenn die Körper- und Rauman eignung mit einer Machtperspektive verknüpft wird. So wird die Möglichkeit, Macht über andere Akteur_innen auszuüben, also ihren Handlungskurs zu steuern und zu kontrollieren oder sie sogar mit gewaltförmigen Mitteln zu etwas zu zwingen, Männern zugeschrieben, während Verletzungsoffenheit an den weiblichen Körper gebunden wird (Meuser 2005, S. 283 f.). Diese kulturelle Konstruktion, die zwar durch aktuelle Studien und Perspektivwechsel differenziert worden ist (Meuser 2013, S. 209 ff.), ermöglicht dennoch bis in die Gegenwart stärker Männern eine angstfreie, offensive Rauman eignung (Meuser 2005, S. 284), während die Aneignung öffentlicher Räume für Frauen immer noch mit Unsicherheiten verbunden ist (Ruhne 2011). Elias (1991, S. 98) hat darauf hingewiesen, dass Macht niemals absolut gegeben, sondern immer relational in ihrer wechselseitigen Verwobenheit zu betrachten ist. D. h. die Ausübung von Macht als „eine Struktureigentümlichkeit aller menschlichen Beziehungen“ (Ruhne 2011, S. 77) kann immer auch von der schwächeren Gruppe, den „Beherrschten“, zu ihren Gunsten genutzt werden.

Auf der Basis der vorangegangenen Ausführungen wollen wir in unserem Beitrag über die Aneignung urbaner Räume am Beispiel des Skateboarden folgenden Fragestellungen nachgehen: Auf welche Weise verlaufen Aushandlungsprozesse unter Skateboarder_innen im öffentlichen Raum um attraktive *spots*³, mit welchen Praktiken und Regulationsformen können sie Kapital akkumulieren und damit Raump Profite erzielen und welche geschlechtsbezogenen Kräfteverhältnisse lassen sich als Ergebnis dieser Machtbeziehungen abbilden?

2 Das Beispiel Skateboarding

Skateboarding ist mit Blick auf die Wechselwirkungen von *doing space* und *doing gender* besonders interessant, da sich in diesem Feld ein Kampf um die Produktion und das Besetzen von Räumen entwickelt hat. Im Folgenden soll zunächst dargelegt werden, wie das Feld entstanden ist und welche Strategien sich gegenwärtig als erfolgreich zeigen, um Raump Profite zu erzielen.

³Die Akteur_innen definieren den Spot durch ihr Skaten. Sobald ein Ort befahren wird oder Skateboarder_innen die Möglichkeit sehen ihn zu befahren, wird er als Spot bezeichnet (Hartung 2011, S. 12).

2.1 Raumaneignung: Entstehung und Entwicklung der Szene⁴

Skateboarding ist eine Sportform, die sich (neben dem daran gekoppelten Lifestyle) in den Momenten der körperlichen Ausübung vor allem durch Virtuosität, Dynamik und Geschwindigkeit auszeichnet (Schwier 1998, S. 42). Die Idee ein Brett mit Rollen zu versehen, um sich selber damit fortzubewegen, ist sicherlich nicht erst im 20. Jh. entstanden. Die genaue Genese ist zumindest nach heutigen Erkenntnissen nicht präzise datierbar. Es ist jedoch nachzuvollziehen, ab wann sich daraus eine gängige soziale Praxis entwickelte und mit welchem Raumbezug diese stattgefunden hat.⁵ In den 1950er und frühen 1960er Jahren entstand Skateboarding aus eigens von den Akteur_innen umfunktionierten Rollschuhen und Tretrollern (Borden 2001, S. 29). Das Skaten fand hauptsächlich auf ebenem Boden oder an abschüssigen Straßen statt. In den 1960er Jahren entdeckten dann vor allem kalifornische Surfer_innen⁶ das Skateboard für sich. Sie nutzten es als Alternative zum Surfen auf dem Meer, falls der Wellengang sich als ungeeignet erwies (Borden 2001, S. 29). Durch den Einfluss der Surfer erweiterte sich auch die Raumnutzung. Sie suchten sich Schrägen, um an diesen typische Surfmanöver auf einer Welle zu simulieren (Borden 2001, S. 31) und schufen sich somit eigene Räume. „This is one of skateboarding’s central features, adopting and exploiting a given physical terrain in order to present skaters with new and distinctive uses other than the original function of that terrain“ (Borden 2001, S. 29).

⁴Auch wenn es so scheint, dass Skateboarder_innen aus einem sozialen Mittelschichtmilieu stammen, lässt sich die soziale Grundstruktur der Szene nach Hitzler und Niederbacher (2010, S. 16) als „globale Mikrokultur“ bezeichnen, die quer zu traditionellen Gruppierungen liegt. Die Effekte des Herkunftsmilieus wirken demnach, zumindest innerhalb der Szenen, nicht stark determinierend (Hitzler und Niederbacher 2010, S. 25 f.). Die Szenen werden unabhängig von der jeweiligen Lebenslage gesucht und zentral erscheint die sinnstiftende Wirkung der sozialen Netzwerke. Für viele Szeneangehörige wirken Szenen deshalb als soziale Räume, in denen Identitäten, Kompetenzen und Relevanzhierarchien interaktiv aufgebaut und auch für das Leben außerhalb der Szene genutzt werden können (Hitzler und Niederbacher 2010, S. 26).

⁵Im Folgenden wird vor allem auf die Entwicklung in Nordamerika eingegangen, da ausführliche Studien über die Raumperspektive der deutsche Skateboardgeschichte bis heute fehlen. Der US-amerikanische Skateboardraum, sowie dessen szeneeinterne Medien, können jedoch als stark prägend für die Skateboardpraxis in Deutschland angesehen werden.

⁶Laut Borden (2001, S. 143) betrug der Frauenanteil 1970 ca. 25 %.

Wenig später erfolgte dann die erste Erschließung von sogenannten *backyard pools*, leerstehende Schwimmbecken mit gerundeten Wänden⁷, in denen sich noch besser das Surfen auf einer Meereswelle nachempfinden ließ (Borden 2001, S. 34). Mitte der 1970er Jahre löste sich *skateboarding* dann mehr und mehr vom Surfen. In den *pools* wurde nicht mehr nur versucht Surfmanöver zu simulieren, vielmehr begann eine vom Surfstil losgelöste Auseinandersetzung mit den neu erschaffenen Räumen (Borden 2001, S. 36 ff.). Vor allem die *Z-Boys*, eine Gruppe Skater aus Los Angeles, veränderten die Herangehensweise an das Skaten grundlegend. Ihre Art zu skaten sorgte dafür, dass der männliche Habitus im Skateboardfeld eine Vorrangstellung erhielt. „Der radikale und aggressive Style hatte Skateboarding von Grund auf verändert“ (Krosigk 2009, S. 23 f.). „Ballettartige, weiche Bewegungen“ (Krosigk 2009, S. 22) erhielten nur noch wenig Chancen auf Anerkennung. Um die *pools* entstand schnell ein durchgängiger Raumkampf, denn zum einen war es selten, dass sie nicht mit Wasser gefüllt waren, zum anderen war es in den meisten Fällen illegal sich Zutritt zu ihnen zu verschaffen (Borden 2001, S. 46 ff.).

Mit dem Einbruch der Popularität von *skateboarding* Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre wurden viele öffentliche Skateparks geschlossen, was die Akteur_innen der stark geschrumpften Szene dazu veranlasste, sich den Wänden der *pools* nachempfundene Halfpipes selber zu bauen (Krosigk 2009, S. 27). Dadurch wurde Halfpipeskaten nach einem erneuten Aufschwung des Rollbrettsports zu der dominierenden Disziplin in den 1980er Jahren. Zu dieser Zeit entwickelte sich auch das heutige Streetskaten, in dem versucht wurde die Manöver aus der Rampe auf die Straße zu übertragen (Krosigk 2009, S. 28). Auf diese Weise rückte das Skaten im urbanen Raum immer mehr in den Fokus der Szene. In den 1990er Jahren verdrängte das Streetskaten das Halfpipeskaten nahezu vollkommen, so dass sich Skaten auf der Straße bis in die Gegenwart den Status einer risikoreichen, männlich konnotierten Königsdisziplin erhalten hat (Krosigk 2009, S. 30).

⁷Diese gerundeten Schwimmbecken sind typisch für den US-amerikanischen Raum. In Europa sind die meisten Schwimmbecken quaderförmig und somit ungeeignet, um deren Wände mit einem Skateboard zu befahren.

2.2 Raumkämpfe: Hegemoniale Männlichkeitsstrategien

Für Borden (2001, S. 237 ff.) sind Street-Skateboarder_innen durch ihre Raumnutzung kreative Rebell_innen gegen die Logik des Kapitalismus⁸. Sie nutzen öffentlichen Raum für die Ausübung ihrer Sportform und produzieren so neue, eigene Räume (*spots*), ohne dabei auf die ursprünglichen Nutzungsbestimmungen Rücksicht zu nehmen. Innerhalb dieser kreativen und neuartigen Raumnutzung lassen sich sowohl alternative Muster zur traditionellen Produktion von Männlichkeit als auch Formen hegemonialer Männlichkeit⁹ analysieren. Beal (1996, S. 204 ff.) zeigt auf, dass Skateboarder zwar alternative Männlichkeiten produzieren, indem sie klassische Wettkampf- und Vereinsstrukturen ablehnen und die Ästhetik des Sports stark in den Mittelpunkt rücken, sie verweist jedoch auch auf traditionell männliche Attribute wie hohe Risikobereitschaft, ein schonungsloser Körperumgang, Sexismus, Homophobie und auf den Modus des Frauenausschlusses. Zudem betonen Young (2004, S. 76) und Abulhawa (2008, S. 61), dass *skateboarding* ein von männlicher Heterosexualität geprägtes Feld darstellt, in dem abweichende Identitäten kaum geduldet werden.

Gerade durch den Ausschluss von Frauen und homosexuellen Männern werden *skateboarding* und die damit neu geschaffenen Räume zu Bühnen für heterosexuelle Männlichkeitsinszenierungen (Chiu 2009, S. 38). Auch Schweer (2014, S. 44 ff.) argumentiert, dass Raumkämpfe zugleich Kämpfe um die Präsenz auf dieser Bühne sind. Es geht also immer auch darum, Definitionsmacht zu erwerben, mit der Akteure bestimmen können, welche Räume die besten Bühnen darstellen. Vor allem die Zuschreibung von *realness*, also von Authentizität, ist mit der Chance verbunden, Peerkapital zu erwerben und damit Definitionsmacht zu erhalten. Die Ausbildung eines rauen *street habitus* (Atencio et al. 2009, S. 6 ff.), der sich an Urbanität, *core-* und Risikobereitschaft orientiert und mit dem Outlaw-Image der Poolskater aus den 1970er Jahren vergleichbar ist, erhöht zusätzlich die Profitchancen mit Blick auf soziales Kapital. Unter der Perspektive der *realness* verwundert es nicht, dass auch Skateboardräumen Authentizität zu- bzw. abgesprochen werden.

⁸Schweer (2014) zeigt auf, dass Skateboarden keinesfalls mehr eine Kapitalismuskritik darstellt, sondern mittlerweile eher als kreative Triebfeder für dieses System fungiert.

⁹Der Begriff hegemoniale Männlichkeit wurde von Connell (2005, S. 77) geprägt und bezeichnet eine dynamische Konfiguration im Geschlechterverhältnis, die dafür sorgt, dass patriarchale Verhältnisse legitimiert werden, in denen eine dominante Position von Männern und eine untergeordnete von Frauen eingenommen wird.

Chiu (2009) und Németh (2006) zeigen auf, dass Skater eine deutliche Diskrepanz zwischen Skateparks und *street spots* sehen¹⁰. Skaten im urbanen Raum wird höher bewertet als das Aufsuchen eines Skateparks, da nur etwas, dass nicht zum Skaten gedacht ist, authentisch, also *real* ist (Chiu 2009, S. 26). Doch was steckt hinter dieser Einstellung? Im Park wird der kreativen Nutzung des zur Verfügung stehenden Raums, der öffentlichen Aufführung von Virtuosität auf einer (Männlichkeits-)Bühne Grenzen gesetzt (Németh 2006, S. 311) und zudem soziale Kontakte zu Szenefremden eingeschränkt (Chiu 2009, S. 35). *Street*, der Straßenraum, hingegen wird als lebendigerer und spontanerer Raum empfunden, in dem durch soziale Interaktion am *spot* unter Skaterboardern sowie mit anderen Teilnehmern des öffentlichen Raums der urbane *street habitus* ausgebildet wird.

Das Festhalten (auf Video, S. H.), das macht, glaube ich, schon viel aus, wenn man nur Skatepark fährt oder sowas ohne zu filmen oder zu skaten, dann ist das vielleicht was anderes, aber wenn man viel auf der Straße unterwegs ist, und da gehört es halt irgendwie dazu, dass man halt die Action festhält [...] Das versucht man halt als Skater oder skatender Filmer oder Fotograf halt auch noch möglichst *stylish* zu machen. Da wär ja auch wieder dieser Kunstaspekt! Da wird sich auf jeden Fall schon unglaublich viel Mühe gegeben auf der Straße, also sei es jetzt von Skatern oder irgendwelchen Medienmenschen (Interviewteilnehmer, Hartung 2011, S. 71 f.).

Interessant ist in diesem Verhältnis die Rolle digitaler Medien zu untersuchen und damit vor allem die Frage danach, auf welche Weise Medien Positionen männlicher Hegemonie verstärken. Wie oben erwähnt, sieht Beal (1996) in der Ästhetik- und Stilorientierung des Skatens einen Bruch zu traditionell männlichen Werten. Dass aber auch diese Perspektive genutzt werden kann, um hegemonial männliche Strukturen zu etablieren, wird anhand Sterns (2010, S. 159) Darlegungen zu Bildpraxis, Stil-Können und Grenzgang deutlich. Stern sieht in der Benutzung moderner Medien in Risikosportfeldern einen zentralen Aspekt dieser Praxen. Im Vorfeld wird von den Akteure_innen ein individuell angepasster Grenzgang auserkoren, bei dem unter dem Druck des Risikos Virtuosität, Improvisationsgeschick und Stil gezeigt werden können. Durch die mediale Dokumentation und Selbstreflexion sowie den Konsum der Medien von anderen Akteur_innen reift mit der Zeit ein Stil-Können heran, welches sich sowohl in der Beobachtung anderer als auch im eigenen Körper verankert (Stern 2010,

¹⁰Sogenannte DIY-Parks, die von den Akteur_innen selber gebaut werden, nehmen eine Sonderrolle in diesem Verhältnis ein (Schweer 2014).

S. 167). Dieser Umgang mit den Medien ist somit auch maßgeblich verantwortlich für die Produktion von neuen Skateboardräumen. Durch die Bildpraxis und die anschließenden Verbreitungsmöglichkeiten im Internet entsteht ein weiterer Teil der öffentlichen Bühne, die aufgrund der Überzahl der Beiträge männlicher Akteure gleichzeitig eine männliche Bühne darstellt. Chiu (2009, S. 38) sieht durch die vorherrschende Bildpraxis eine eindeutige Darstellung und Produktion von Männlichkeit.

Wenn ich gechillt skaten will, dann hab ich natürlich gerne einen perfekten Spot, wo ich mich nicht großartig bemühen muss, nicht so achten auf den Belag, so: ‚Hier kannst du hängen bleiben‘ oder ‚Da kann ich mir mehr weh tun‘. Joa aber, wenn ich halt was filmen will oder ein Foto haben will, dann will ich schon was Individuelles, Kreatives, was nicht jeder schon gesehen hat (Interviewteilnehmer, Hartung 2011, S. 72).

Vor allem für professionelle Skater_innen ist die Bildpraxis zentral, da dies eine einfache Schnittstelle ist, um physisches Kapital in ökonomisches Kapital oder andere Kapitalformen umzuwandeln (Schweer 2014, S. 157 ff.). Deshalb stellt das Erzeugen von Medien den Hauptteil des Berufs Profiskateboarder dar, der als Vorbild für den Großteil der Szene agiert. Da auch für die Bildpraxis gilt, dass Authentizität am ehesten im urbanen Raum erreicht werden kann, müssen diese Mediengüter auch dort produziert werden, um ertragreich zu sein (Chiu 2009, S. 39). Der (szeneinterne und geschlechtsbezogene) Kampf um Raum und somit um Männlichkeitsbühnen muss also auch unter der Perspektive der Bildpraxis berücksichtigt werden (Schweer 2014, S. 160 ff.). Hegemoniale Männlichkeit erweist sich im Skateboardfeld als anpassungsfähig und (re-)produziert sich auch in dieser alternativen Szene, denn sie ist nicht fest an Attribute gekoppelt, sondern muss als Modus verstanden werden, der Frauen ausschließt und auch über andere Männer als häufig unerreichbare Idealvorgabe herrscht (Connell 2005, S. 72).

2.3 Raumaneignung von Skateboarderinnen

Wie das voraus gegangene Kapitel gezeigt hat, stellt sich Skateboarden als ein von Heterosexualität geprägtes, männlich dominiertes Feld dar. Die Frage ist nun, welche Positionen Skateboarderinnen in diesem Feld einnehmen, mit welchen Praktiken sie Kapital akkumulieren und Raumprofite erzielen.

Abulhawa (2008, S. 59 ff.) hebt hervor, dass an den Rändern des Skateboard-Feldes Frauen zunächst einmal klassische Rollen¹¹ einnehmen, z. B. indem sie Söhne, Freunde oder ihren Partner zu bestimmten Standorten, an denen Skateboard-Events durchgeführt werden, transportieren oder sie bei ihren Wettkämpfen als Zuschauerin oder Fan begleiten und unterstützen. Diese Form der Ein- und Unterordnung von Frauen bezeichnet Bourdieu (2005) als symbolische Gewalt, worunter Mechanismen der zugleich sanften und zwingenden Gewalt männlicher Herrschaft zu fassen sind wie auch die Anerkennung, die ihr sowohl von den Nutznießern als auch von denjenigen, die sich unterwerfen, gezollt wird. Die Inkorporierung von Herrschaft „vor allem, [wenn sie] sexuelle Gebrauchsweisen aufzwingt“ (Bourdieu 2005, S. 45), offenbart sich insbesondere in der „freiwilligen Unterwerfung“ unter den männlichen Blick (Sobiech 2012, S. 176). Im Skateboard-Feld zeigt sich diese deutlich an der Selbstdarstellung und Inszenierung von Frauen als sexualisierte Objekte, sei es als leicht bekleidete Pole-Tänzerinnen auf einem Skateboard-Event oder in einem der zahllosen Magazine, in denen sie sich ebenso leicht bekleidet als *glamour model*, als sexualisiertes Beiwerk zu den Heldentaten der Männer abbilden lassen und zwar zur Freude der kommerziellen Anbieter. „Skateboard-Firmen und Magazine greifen auf frauenfeindliche Darstellungen zurück, um ihre Skateboards zu verkaufen“ (Abulhawa 2008, S. 58).

Den Kampf um *spots*, den Skaterinnen in urbanen Räumen mit ihren männlichen Counterparts führen oder besser in der Mehrzahl zu führen aufgegeben haben, beschreiben Atencio et al. (2009). In ihrer Beobachtungs- und Interviewstudie über die Praktiken im Frauenskateboarden in den Metropolen von Kalifornien, San Diego und San Francisco gingen sie der Frage nach, welche sozialen Bedingungen für die Abwesenheit von Frauen in städtischen Skateboard-Kontexten ausschlaggebend sind. Mit Bezug zum Habituskonzept von Bourdieu gehen die Autor_innen davon aus, dass insbesondere diejenigen Akteur_innen, deren Habitus am besten zu den idealisierten Praktiken und Geschmacksvorlieben passt, die in einem bestimmten Feld existieren, Zugang zu materiellen, sozialen und kulturellen Vorteilen haben. Das Feld, das sie zunächst beobachteten, war das Skateboarden im Straßenraum, das mit Freiheit, Nonkonformität und Risikobereitschaft assoziiert wird. Die inkorporierte Risikobereitschaft ist, wie im Abschn. 2.2 ausgeführt, als ein sozialer Mechanismus zu betrachten, durch

¹¹Atencio et al. (2009, S. 13 f.) zeigen in ihrer Untersuchung über Skaterinnen auf, dass diese Frauen, die eine randständige Position im Skateboard-Feld einnehmen, trotz ihrer Unterstützungsleistung als „Poser“, „Putt-Putts“ oder „Groupies“ abgewertet werden.

den die Skater ein Geschlecht erhalten und zugleich eine hegemoniale Position einnehmen, indem sie Frauen aufgrund ihrer vermeintlich geringeren Risikobereitschaft und geringeren Schmerztoleranz zu Außenseiterinnen erklären und ausschließen. Zudem müssen die wenigen Skateboarderinnen, die im Straßenraum skaten wollen, mit den Männern, die als „gatekeeper“ (Atencio et al. 2009, S. 13) agieren, um die besten *spots* kämpfen. Dies hat zur Konsequenz, dass sich viele Skaterinnen eingeschüchtert fühlen und deshalb den Straßenraum meiden.

Hingegen sehen Skaterinnen in Skateparks, in denen auch Frauen-Skateboard-Events stattfinden, ein alternatives Feld zum Straßenraum. Dort erleben sie das Skaten unter Frauen als Selbstermächtigung¹², durch die sie ihr physisches in symbolisches Kapital transferieren können und damit Zugang zu einem Machtraum erhalten, der üblicherweise mit dem Straßenraum verbunden ist. Allerdings bleiben hier die Skaterinnen dem traditionellen Bild von Weiblichkeit verhaftet, da die Organisator_innen sie häufig in einer Weise fördern wollen, die in der dominanten Skateboardkultur und in der Lifestyle-Sport-Industrie auf Akzeptanz stößt. Gerade Sponsorenverträge sind vom Attraktivitätskapital, das die Skateboarderin neben ihrem Können zum Ausdruck bringen muss, abhängig¹³.

Abulhawa (2008, S. 65 ff.) stellt demgegenüber Frauen vor, z. B. Marisa Dal Santo, die durch ihre maskuline Erscheinung, ihren aggressiven und risikobehafteten Stil ein Gegenbild zum „Skaten wie ein Mädchen“ inszenieren. Mit ihrer Geschwindigkeit und ihren kraftvollen, virtuellen Tricks kann Dal Santo sich in Wettkämpfen mit Frauen und Männern gleichermaßen erfolgreich präsentieren. „I’ve always skated with guys and I feel as if it helped me in a long run. I try to stay closer to their level of skating“ (Dal Santo, zit n. Abulhawa 2008, S. 66). Nur die Skaterinnen, deren Kleidungsstil, Verhalten, Leistungsfähigkeit und spezielles Können auf Maskulinität verweisen, geraten ins Zentrum der männlich

¹²Young (2004, S. 75) beschreibt diese Form der Selbstermächtigung als „Empowerment“, durch das sich benachteiligte Gruppen Fähigkeiten und Kompetenzen aneignen können, die dazu verhelfen, über den Sport hinaus positiven Einfluss auf ihre gesamte Lebenssituation auszuüben.

¹³Thorpe (2009, S. 492) bezeichnet diese Form von Weiblichkeit als „marktgängig“, da sie eine Kompetenz darstellt, die als Quelle nicht nur symbolischen Kapitals, sondern auch ökonomischen Kapitals fungiert.

dominierten Skateboardszene¹⁴. Dies bedeutet, dass sie aufgefordert werden, sich an Team-Videos zu beteiligen und damit auch in den Medien als Besonderheit gelten, ein Status, mit dem sie ihr physisches Kapital in ökonomisches transferieren können. Ist die Form der Darstellung auch mit persönlichem Gewinn für diese Frauen verbunden, reproduzieren sie dennoch durch ihre Komplizenschaft mit Männern die Annahme einer männlichen Überlegenheit und bestätigen damit ihre hegemoniale Positionierung¹⁵.

Einen Gegenentwurf zu den üblichen Mediendiskursen und der Dominanz von Männern im Skateboard-Feld versuchen Skateboarderinnen aus Montreal umzusetzen. MacKay und Dellaire (2013) verweisen in ihrer Interviewstudie mit den „Skirtboarding Women“ auf die Selbstformung junger Frauen im Alter von 19–31 Jahren in einem virtuellen Sozialraum, einer Internetplattform. In der Verwendung des Begriffes „Skirt“ (Rock) zeigt sich bereits ein ironischer Umgang mit genderbezogenen Kategorien, der dazu dienen soll, sich zwar als Frauen zu positionieren, aber sich nicht auf eine bestimmte Form von Weiblichkeit festzulegen. In erster Linie wollen die befragten Skaterinnen ein soziales Miteinander erzeugen, um die Isolation individueller Erfahrungen von Frauen im Skateboard-Feld zu überwinden und Solidarität untereinander herzustellen. In ihrem Internetblog beraten und unterstützen sie die größer werdende *community* aus Kanada, den USA, Mexiko und Vietnam, geben Hinweise zu Wettkämpfen, zu Skateboard-Projekten etc. und bauen auf diese Weise ein Netzwerk unter den aktiven Frauen auf. Ihr Ziel ist, ein authentisches Bild von Skaterinnen gegen ihre übliche Repräsentanz in den Medien zu setzen. Dazu gehört zum einen Videos mit schwierigen Tricks ins Internet zu stellen, um jungen Frauen zu zeigen, dass Frauen ebenso wie Männer das physische Kapital, d. h. komplexe Fähigkeiten besitzen, um solche Tricks auszuführen. Andererseits betonen sie, dass es um Anerkennung und Respekt für die Verschiedenheit in der *community* geht, was sich auf unterschiedliche athletische Fähigkeiten, den Wunsch, Skateboarden in Wettkampfkontexten oder als Freizeitaktivität zu betreiben, bezieht. Als entscheidenden Aspekt stellen die befragten Frauen die Leidenschaft heraus, mit der Skateboarden betrieben wird und verstehen nicht allein das physische Kapital als voraussetzungsvoll für

¹⁴Dies bedeutet für diese Frauen zugleich, dass sie den Sexismus, also die symbolische Gewalt in der Szene ignorieren müssen (Thorpe 2009), ähnlich wie weibliche Fußballfans im Stadion, wenn sie ein Fußballspiel besuchen (Sobiech 2012, S. 175).

¹⁵Connell (2005, S. 76 ff.) verbindet mit hegemonialer, komplizenhafter und untergeordneter Männlichkeit unterschiedliche Positionen in einem sozialen Feld, wobei auch die beiden letzteren von der hegemonialen Männlichkeit profitieren. Hier zeigt sich einmal mehr, dass auch Frauen durch ihre Komplizenschaft Raumprofite erzielen können.

den Gewinn symbolischen Kapitals. Mit der Anerkennung von Verschiedenheit sollen zugleich auch unterschiedliche Formen von Weiblichkeit als akzeptabel gelten. Einzig, was zählt, ist, den Sport allein unter Frauen engagiert zu betreiben und auch Mädchen den Zugang zu diesem männlich dominierten Sektor zu eröffnen, sie zu fördern und zu unterstützen. „I do sports for myself. I write articles on the blog. I compete. I organize many events, (...). And I involve myself as much as I can to try to promote the sport for girls“ (MacKay und Dellaire 2013, S. 191). Die Autor_innen interpretieren die Aktivitäten der „Skirtboarder“ als feministische Praxis, die Geschlechtergleichheit von Frauen für Frauen in der Skateboardwelt und darüber hinaus herstellen will, auch wenn sich viele der beteiligten Frauen nicht als Feministinnen bezeichnen. Sie sehen in dem Engagement weitergehend eine Form des politischen Ausdrucks in neu geschaffenen Räumen und damit die Produktion einer Subjektivität, die traditionelle Geschlechterverhältnisse destabilisieren und sozialen Wandel einleiten kann (MacKay und Dellaire 2013, S. 192).

3 Fazit

Der vorliegende Beitrag zeigt auf, dass im sozialen Feld *skateboarding* vor allem urbane Räume im Mittelpunkt stehen. Sie dienen den im Wesentlichen männlichen Akteuren als homosoziale Bühne, um hegemoniale Männlichkeit darzustellen und zu (re-)produzieren. Diese Bühnen werden umkämpft, um möglichst hohe Raumprofite über den Gewinn symbolischen und ökonomischen Kapitals zu erzielen. Zentraler Aspekt in diesem Aushandlungsprozess ist die Zuschreibung bzw. das Absprechen von Authentizität mit Blick sowohl auf die Akteur_innen als auch auf die spezifischen Räume. D. h. genauer, der urbane Raum und Männlichkeit werden als authentisch aufgewertet und Skateparks sowie Weiblichkeit als nicht authentisch abgewertet. Mädchen und Frauen erhalten demnach in den meisten Fällen soziale Positionen im urbanen Skateboardfeld, die marginalisiert und kaum mit Definitionsmacht sowie mit Raumprofiten versehen sind. *Skateboarding* verstärkt zunächst also die genderbezogene Raumaneignung, in der Jungen und Männer den öffentlichen Raum offensiv für sich beanspruchen und Mädchen und Frauen der Zugang zu diesem erschwert wird.

Auf der anderen Seite wurde aufgezeigt, dass sich diese Kräfteverhältnisse verschieben können, z. B. durch Gruppen von Skaterinnen wie die *Skirtboarder*, die sich bewusst als Gegenbewegung formieren. Sie begnügen sich nicht mit einer marginalisierten Position, wehren sich dagegen als sexualisiertes Beiwerk für die spektakuläre Inszenierung von Männern zu erscheinen und schaffen sich

eigene Räume, in denen sie die Definitionsmacht besitzen und Raumprofite für sich und die *community* erzeugen. Das *undoing gender* der Akteurinnen bezogen auf die Aneignung und Positionierung in geschlechtsbezogenen Raum- und räumlichen Geschlechterverhältnissen ist ein wichtiger Schritt, um hegemoniale Positionen in Frage zu stellen und zu verändern.

Aber auch alternative Männlichkeit bedeutet nicht zwingendermaßen die Abwesenheit von hegemonialen Strukturen, sondern ist möglicherweise nur eine andere Strategie, um letztere wieder zu festigen. Im Kontext *skateboarding* könnte die weit verbreitete Ästhetik- und Stilorientierung also eine Strategie sein, um einerseits mit den Ansprüchen an den ‚neuen Mann‘, der sich von traditionellen Männlichkeitsklischees zu lösen hat, umzugehen und gleichzeitig die eigene hegemoniale Vorherrschaft zu erhalten. Unter dieser Perspektive erhält die Bildpraxis besondere Bedeutung, denn das Erstellen und der Konsum von Bildern und Videos haben direkten Einfluss auf die Produktion von (Männlichkeits-)Räumen. Insofern wäre eine interessante Frage, wie diese virtuellen Räume den realen Raum beeinflussen und welche Rolle hierbei der Kampf um (Männlichkeits-) Bühnen spielt, die allerdings an dieser Stelle nicht beantwortet werden kann.

Literatur

- Albulhawa, Danielle. 2008. Female Skateboarding: Re-writing Gender. *Platform: Postgraduate eJournal of Theatre and Performing Arts* 3 (1): 56–72.
- Atencio, Matthew, Becky Beal and Charlene Wilson. 2009. The distinction of risk: urban skateboarding, street habitus and the construction of hierarchical gender relations. *Qualitative Research in Sport and Exercise* 1 (1): 3–30.
- Beal, Betty. 1996. Alternative masculinity and its effects on gender relations in the subculture of skateboarding. *Journal of Sport Behavior* 19 (3): 274–284.
- Borden, Ian. 2001. *Skateboarding, Space and the City: Architecture and the Body*. Oxford: Berg.
- Bourdieu, Pierre. 1991. Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In *Stadt-Räume*, Hrsg. Martin Wentz, 25–34. Frankfurt a. M.: Campus.
- Bourdieu, Pierre. 1999. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 2005. *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Burmann, Ullrike, K. Krysmanski und Jürgen Baur. 2002. Sportbeteiligung, Körperkonzept, Selbstkonzept und Kontrollüberzeugungen im Jugendalter. *Psychologie und Sport*, 9:20–34.
- Chiu, Chihsin. 2009. Street and park skateboarding in New York city public space. *Space & Culture* 12 (1): 25–42.
- Connell, Raewyn W. 2005. *Masculinities*, 2. Aufl. Cambridge: Polity Press.

- Degele, Nina und Gabriele Sobiech. 2008. „Fit for life?“ – Soziale Positionierung durch sportive Praxen. *beiträge zur feministischen theorie und praxis* (Arenen der Weiblichkeit. Frauen, Körper, Sport) 31 (69): 109–117.
- Deinet, Ulrich. 2014. Raumaneignung Jugendlicher zwischen Schule, McDonald's und der Shopping mall. In *Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit*, Hrsg. Ulrich Deinet und Christiane Reutlinger, 215–232. Wiesbaden: Springer.
- Elias, Norbert. 1991. *Was ist Soziologie? Grundfragen der Soziologie*. 6. Aufl. Weinheim: Juventa.
- Frey, Oliver. 2004. Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus? In „Aneignung“ als Bildungskonzept in der Sozialpädagogik: *Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte*, Hrsg. Ulrich Deinet und Christiane Reutlinger, 219–233. Wiesbaden: Springer.
- Hartung, Sebastian. 2011. *Skateboarding als Spiel-Raum zur Erzeugung moderner Männlichkeit*. Freiburg im Breisgau: Unveröffentlichte Examensarbeit.
- Hitzler, Ronald und Arne Niederbacher. 2010. *Leben in Szenen: Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Krosigk, Holger von. 2009. *Alles über Skateboarding. History, basics, tricks, material*. Stuttgart: Tropen Verlag.
- Löw, Martina. 2001. *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- MacKay, Steph und Christine Dallaire. 2013. Skirtbaorders.com: Skateboarding women and self-formation as ethical subjects. *Sociology of Sport Journal* 30:173–196.
- Meuser, Michael. 2005. Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In *Soziologie des Körpers*, Hrsg. Markus Schroer, 271–294. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meuser, Michael. 2013. Geschlecht. In *Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus und Michaela Christ, 209–214. Stuttgart: Metzler.
- Németh, Jeremy. 2006. Conflict, exclusion, relocation: Skateboarding and public space. *Journal of Urban Design* 11 (3): 297–318.
- Ruhne, Renate. 2011. *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)sicherheiten im öffentlichen Raum*. 2. Aufl. VS Verlag.
- Schweer, Sebastian. 2014. *Skateboarding. Zwischen urbaner Rebellion und neoliberalen Selbstentwurf*. Bielefeld: transcript.
- Schwier, Jürgen. 1998. *Spiele des Körpers: Jugendsport zwischen Cyberspace und Street-style*. Hamburg: Czwilina.
- Sobiech, Gabriele. 2002. Die Aneignung von (Sport-)Spiel-Räumen im Geschlechterverhältnis. In *FREI-Räume und FREI-Zeiten: Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis*, Hrsg. Caroline Kramer, 35–48. Baden-Baden: Nomos.
- Sobiech, Gabriele. 2011. Die „Logik der Praxis“: Zur Herstellung einer kompetenten Mitgliedschaft im Frauenfußball. *Spectrum der Sportwissenschaften. Zeitschrift der Österreichischen Sportwissenschaftlichen Gesellschaft (ÖSG)* 23 (2): 41–67.
- Sobiech, Gabriele. 2012. Die Logik der Praxis: Frauenfußball zwischen symbolischer Emanzipation und männlicher Herrschaft. In *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*, Hrsg. Gabriele Sobiech und Andrea Ochsner, 171–194. Wiesbaden: Springer VS.

- Sobiech, Gabriele und Gieß-Stüber, Petra. 2012. „TatOrt“ Fußball-AG an einer Hauptschule – Räumliche und körperliche Praktiken von Mädchen. In *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*, Hrsg. Gabriele Sobiech und Andrea Ochsner, 215–236. Wiesbaden: Springer VS.
- Stern, Martin. 2010. *Stil-Kulturen. Performative Konstellationen von Technik, Spiel und Risiko in neuen Sportpraktiken*. Bielefeld: transcript.
- Thorpe, Holly. 2009. Bourdieu, Feminism und Female Physical Culture: Gender reflexivity and the habitus-field complex. *Sociology of Sport Journal* 26:491–516.
- Wucherpennig, Claudia. 2010. Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum. In *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn*, Hrsg. Sybille Bauriedl, Michaela Schier und Anke Strüver, 48–74. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Young, Alana. 2004. Being the ‚Alternative‘ in an Alternative Subculture: Gender Differences in the Experiences of Young Women and Men in Skateboarding and Snowboarding. *AVANTE* 10 (3): 69–81.

Über die Autoren

Prof. Dr. Gabriele Sobiech is a professor for sociology of sport and gender studies at the University of Education in Freiburg, Germany. Her main emphases in teaching and researching are: sociology of the body and sport, heterogeneity in unequal social circumstances, body-, movement- and space-acquisition. G. Sobiech is also a speaker of the committee of gender-research in the German organization of Sport science (dvs) and the German delegate of the International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW).

Sebastian Hartung sociology of skateboarding & gender studies, Ph.D.-Student at the University of Education, Freiburg.

„Du bist alleine im Ring und keiner kann dir helfen ...“ – Boxerinnen über die Bedeutsamkeit der physischen und psychischen Anforderungen

Heidi Hartmann

1 Einleitung

In den vergangenen zwanzig Jahren hat der Frauenanteil in von Männern dominierten Sportartenbereichen stark zugenommen. Auch dem Boxen als Wettkampfsport wandten sich Frauen vermehrt seit der Jahrtausendwende zu, obwohl Boxen eine Sportart ist, die wie kaum eine andere Virilität symbolisiert. Befürworter wie Gegner verbinden mit diesem Sport Mut, Selbstdisziplin, Härte gegen sich selbst. Inzwischen machen aber auch Boxerinnen die Erfahrung, dass man sie für physisch und psychisch stark hält und dass ihre sportlichen Handlungen von Disziplin, Konsequenz und Aggressivität geprägt sind. Die Reaktionen Außenstehender auf das Boxengagement von Frauen sind inzwischen immer häufiger – neben Respekt, Distanz, Fremdheit, manchmal Ablehnung – auch von Bewunderung gekennzeichnet.

Im Rahmen der Forschungsarbeit „Frauenboxen in Deutschland – Karrieremöglichkeiten in einem neuen Sport“ (Hartmann 2012) wurde der Frage nachgegangen, worin sich erfolgreiche Karriereverläufe von Amateur- und Profiboxerinnen von weniger erfolgreichen unterscheiden. Die Analyse der Wechselbeziehungen von Akteur_innen und Feldbedingungen war zentraler Bestandteil der Arbeit, um Möglichkeiten und Grenzen von Karrierechancen zu ermitteln.

H. Hartmann (✉)
Oldenburg, Deutschland
E-Mail: heidi.hartmann@web.de

In den Interviews mit den Frauen, die das Amateur- oder Profiboxen als Wettkampfsport betrieben, kristallisierte sich u. a. ein Aspekt als bedeutsam für einen positiven Karriereverlauf heraus: der Umgang mit den besonderen physischen und psychischen Anforderungen, die das Boxen an sie stellt.

In diesem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse aus der Studie vorgestellt und jeweils durch Zitate aus den Interviews mit sechzehn Leistungsboxerinnen ergänzt.

2 Umgang mit Anforderungen und Herausforderungen im Boxsport

Obwohl in den Interviews¹ die Frage nach den Anforderungen nicht in psychische und physische differenziert wurde, unterscheiden fast alle Interviewpartnerinnen in ihren Ausführungen diese. Die Differenzierung wird häufig mit Verweis auf ihre bisherige Sportbiografie vorgenommen. Bis auf eine Boxerin betrieben alle Frauen schon vor ihrem Boxengagement intensiv andere Sportarten. Die Wahl zeigt bereits eine früh ausgeprägte Vorliebe für Kontaktsportarten, denn auch Mannschaftssportarten wie Fußball oder Handball sind durch Zweikampfsituationen bestimmt. Die Boxerinnen erklären, dass sich auch diese bereits als komplex erweisen und man sich vielseitig entwickeln muss, aber dass sich das Boxen durch ein höheres Maß bestimmter Anforderungen auszeichnet.

Die Anforderungen des Boxsports werden von zwölf Frauen als große Herausforderungen erlebt, die es anzunehmen und zur Stärkung ihrer selbst zu überwinden gilt. Abwägend diskutiert und sehr unterschiedlich betrachtet, wurden die Voraussetzungen, die man für den Sport mitbringen muss, und die Grenzen der Erlernbarkeit physischer und psychischer Grundlagen. Im Folgenden soll es darum gehen, herauszustellen, welche spezifischen Anforderungen der Boxsport an Frauen stellt und welche sie als bedeutsam im Hinblick auf ihre Karriere und ihre Persönlichkeitsentwicklung erachten. Bestimmte Umgangsweisen mit diesen Anforderungen bzw. Herausforderungen geben einen Hinweis darauf, welche Muster bzw. Strategien sich als Erfolg versprechend für den Verlauf der Boxkarriere erweisen und welche nicht. Als interessant in diesem Zusammenhang stellte

¹Mit den Boxerinnen wurden problemzentrierte, durch einen Leitfaden strukturierte, offene Einzelinterviews durchgeführt.

sich ein weiterer Aspekt heraus, der im Hinblick auf die Bildungskarrieren der Boxerinnen interessant ist: der Einfluss des Leistungssports Boxen auf die Steigerung der Bildungsaspiration.²

3 Umgang mit physischen und psychischen Anforderungen

Die Vielfältigkeit des motorischen Anforderungsprofils im Boxen kam in den Antworten schon dadurch zum Ausdruck, dass die Frauen Schwierigkeiten hatten, eine Reihenfolge oder Wertigkeit der benötigten Fähigkeiten und Fertigkeiten festzulegen. Alle konditionellen Faktoren werden von den Boxerinnen als gleichermaßen wichtig genannt, wobei Katrin³, die auch als Trainerin tätig ist, keine der Fähigkeiten getrennt voneinander betrachten will:

Der Anspruch an die Physis ist schon sehr hoch, weil, also nicht nur Schnellkraft oder Ausdauer oder nur Kraft gefragt ist, es ist ja kompakt, weißt du, was man da braucht [...].

Wenn man Wettkämpfe bestreiten will, ist es deshalb wichtig, dass man „superregelmäßig zum Training kommt, weil, sonst bleibt man stehen, da fällt man ganz schnell hinten runter“.

Hinzu kommt das Training der Technik und Taktik. Während die befragten Boxerinnen unterschiedliche Aspekte in der Frage nach den physischen Anforderungen bzw. Anlagen thematisierten, fielen die Ausführungen zu den psychischen Anforderungen einheitlicher aus. Auch wurde von den Frauen ein deutlicher Schwerpunkt auf diesen Bereich gelegt, weil – wie die Boxerinnen deutlich machten – die psychische Stärke im Kampf im Vergleich zu anderen Sportarten sehr schwer wiegt. Dabei wurde unterschieden in Fähigkeiten oder Dispositionen, die *mitzubringen* und weniger zu *erwerben* sind, und den psychischen Anforderungen, die auf einen zukommen und mit denen man umzugehen lernen muss. Einheitlich brachten die Boxerinnen zur Sprache, dass ein hohes Maß an *Disziplin* notwendig ist, um Boxen auf einem hohen Niveau betreiben zu können. Nun ist (Selbst-)Disziplin eine Eigenschaft oder Fähigkeit, die in jedem Leistungssport bzw. Lebensbereich notwendig ist, um

²Vgl. hierzu auch die Ergebnisse der Studien von Kleindienst-Cachay et. al (2009 und 2012) zur Integration von Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport und über den Zusammenhang von Leistungsmotivation im Sport und Bildungserfolgen.

³Aus Gründen der Anonymisierung wurden Pseudonyme eingesetzt.

erfolgreich zu sein, dabei sprechen die Frauen aber gleichfalls von der hohen Disziplin innerhalb des Trainings. Bis auf zwei beschreiben sich alle Frauen als disziplinierte Sportlerinnen, die den Trainingsrhythmus und -aufwand nicht scheuen.

Bianca betont, dass es nicht hinreicht, einfach nur diszipliniert zum Training zu gehen und es bis zu Ende durchzuziehen. Die Härte des Trainings erfordert die Eigenschaft, „sich quälen zu können“.

Also ich denk mal, entweder kann man sich quälen oder nicht. Man kann sich quälen bis zu einem bestimmten Level und dann ist Stopp. [...] Man muss schon bis ans Letzte gehen, wenn man was erreichen will ... man muss es halt lieben, mit Kopf und Herz dabei sein.

Die Disziplin erstreckt sich dabei auch nicht nur auf das eigentliche Training, sondern je nach Leistungsstand und Wettkampfniveau auch auf den ganzen Alltag, wie die Profiboxerin Tomke ausführt:

Mir gefällt das, in diesem Sport zu leben. Und wenn du kämpfst, dann ist das eine ernste Aufgabe, du musst diszipliniert sein. Es geht nicht, dass du dein normales Leben leben und die Krone tragen willst.

Besonderer Ehrgeiz und starker Wille sind Eigenschaften, die auch von Birte, die als eine der Pionierinnen Deutschlands auf eine erfolgreiche Amateurkarriere verweisen kann, explizit als Voraussetzung für den Boxsport genannt werden. Sie ist der Meinung, dass diese Eigenschaften kaum erlernbar sind:

Ehrgeiz, klar! Und ich glaube, was man wirklich mitbringen muss, ist, nicht aufzugeben, egal, wie schlecht es um einen steht, egal, wie tief das Loch ist, in das man grade fällt. Vielleicht, Dinge zu Ende bringen zu wollen, vielleicht dieser Wille [...]. Sich durch die Trainingshölle durchzuquälen auf jeden Fall, auch, wenn man das Gefühl hat, man muss in die Ecke gehen und sich übergeben, trotzdem weiterzumachen ...

Sie führt weiter aus, dass man als Frau „immer ein bisschen besser“ sein sollte als die Männer und „ehrgeiziger“, bis man akzeptiert ist.

Zwei Frauen betonen, dass ihnen ganz besonders das disziplinierte Boxtraining geholfen hat, auch in Alltagsdingen oder im Beruf ein höheres Maß an Disziplin aufzubringen, z. B. bei der Erledigung ungeliebter Aufgaben. In diesem Zusammenhang stehen auch die Aussagen dreier Frauen im Hinblick auf ihre Bildungskarriere. Sie seien zunächst in der Schule „faul“ gewesen, erst durch das Boxtraining haben sie die Erfahrung gemacht, dass Disziplin für das Erreichen von Zielen unerlässlich ist und dass Leistung, auch wenn diese mit Anstrengung

verbunden ist, Freude bereiten kann. Vanessa ist sich sicher, nur dadurch das Abitur geschafft zu haben.

[...] ich hab's zu der Zeit in der Schule ein bisschen schleifen lassen, so das typische Alter, 10. Klasse oder so. Und dann haben die [Eltern, H. H.] gemerkt, dass ich auch durchs Boxen irgendwie mich im Alltag mehr angestrengt hab. Ich bin irgendwie parallel dazu in der Schule wieder gut geworden und alles, und dann fanden sie es dann auch gut. [...] Da verschiebt sich dann der Freundeskreis so 'n bisschen und man hat dann auch gemerkt, dass es gar nicht cool ist, nix zu machen. Dass es viel schöner ist, Sport zu machen, und dann hab' ich Sprachkurse irgendwie die ganze Zeit gemacht und dann wurde ich parallel dazu auch in der Schule wieder fleißiger.

Zum Schluss des Interviews greift sie das Thema noch einmal auf. Dies macht deutlich, welch große Bedeutung sie dem Zusammenhang zwischen ihrem Boxengagement und ihrem Bildungsweg zuschreibt.

Das hat mir vor allem in der Schule eine Zeit lang geholfen, diesen Absprung so von den anderen, mit denen ich rumgehangen hab'. Also von denen hat niemand sein Abi gemacht. Und da hab' ich gedacht, cool, durchs Boxen hab' ich da irgendwie Motivation gekriegt, mich da generell mehr reinzuklinken. Zum Studium war ich da eigentlich auch so schon motiviert genug. Also das hat mir zwar während des Studiums geholfen, der Sport, einfach so als Ausgleich. Ja, aber das hätte ich dann auch so gemacht.

Interessant ist an diesem Fallbeispiel auch die Tatsache, dass Vanessa sich als nicht besonders ehrgeiziges Kind beschreibt, weder in der Schule noch im Sport. Der Ehrgeiz hat sich erst durch das Boxen entwickelt und hat dann auch auf ihre Bildungsambitionen „übergegriffen“. Zur Durchführung und mittlerweile Beendigung des Studiums bedurfte es dann keiner zusätzlichen Motivation.

Acht Frauen thematisierten die *Angst*⁴ im Kampf bzw. im Sparring. „Wenn man von vornherein ängstlich ist, sollte man gar nicht erst mit dem Sport anfangen, dann sollte man was machen, was zu einem passt“, meint Lisa, die auch als Trainerin arbeitet.

⁴Ehrlenspiel et al. (2011, S. 31 ff.) diskutieren in ihrem Aufsatz „Stabilität und Variabilität von Wettkampfangst“ u. a. die Differenzierung des Phänomens Wettkampfangst. Neben der Unterscheidung der grundsätzlichen Angstdimensionen *Aufgeregtheit*, die die als unangenehm empfundenen körperlichen Zustände bezeichnet, und *Besorgnis*, mit dem negative Gedankeninhalte bezüglich des Wettkampfausgangs bezeichnet werden, dürfte bei Kampfsportler_innen neben der Ich-Bedrohung vor allem auch die Bedrohung physischer Unversehrtheit eine Rolle spielen. Mit den verwendeten Bezeichnungen „Anspannung“ und „Angst“ werden diejenigen übernommen, die die Boxerinnen selber für die Beschreibung ihres Gefühlszustandes in Wettkampfsituationen verwendeten.

Dass eine grundsätzlich vorhandene Ängstlichkeit, geschlagen zu werden oder andere zu schlagen, Boxen als Wettkampfsport zu betreiben ausschließt, ist auch die Ansicht Elkes, die die Situation ihres Bruders schildert:

Der ging fünf Jahre lang zweimal [pro Woche, H. H.] boxen, und so nach drei oder vier Jahren hat der Verein gesagt, er soll mal einen Kampf machen und er hat sich auch drauf vorbereitet, Gewicht extra abgenommen dafür, weil er ein bisschen drüber lag, und so hat er sich dann total intensiv darauf vorbereitet und je näher der Kampf rückte, desto stärker wurden seine Sorgen, ob er das überhaupt will. Eigentlich dachte er, er wär gut, und er war auch gut. Also er war technisch sehr gut, er hatte gute Voraussetzungen, lange Arme, schnell und so. Und dann ist ihm immer mehr aufgefallen, wie er Angst gekriegt hat. Er war damals Medizinstudent, heute ist er Arzt und er wusste einfach, was passiert, wenn einer einem auf den Kopf haut bzw. was passieren kann und so wurde seine Angst immer größer und er hat einfach schlaflose Nächte gehabt. [...] Mein Trainer hat auch gesagt ‚Angstboxer‘ [...], er war oft sehr schnell und auch hart, aus Angst davor getroffen zu werden.

Boxerinnen dagegen, die auf Wettkämpfen erfolgreich sind, kennen diese Angst bzw. Hemmungen nicht oder überwinden sie sehr schnell, ist sich Elke sicher:

Also, als ich das erste Mal Sparring gemacht habe, das hat mir überhaupt nichts ausgemacht, also für viele ist das ja eine große Schwelle, die sie übertreten, wenn sie das erste Mal Sparring machen, und dann richtig getroffen werden.

Katrin schildert ihre Erfahrungen als Trainerin:

Also man kann schon bei Leuten was verändern, aber du kannst nicht aus einem Angsthasen einen wirklich guten Boxer machen, also das wird immer hängen bleiben.

Von allen Frauen wird der Aspekt der Angst im Hinblick auf die *Anspannung* am Kampftag direkt vor dem Gang zum Ring angesprochen. Die Stunden oder Minuten vor dem Kampf werden von allen Frauen als die schlimmste Zeit im Boxen empfunden. Unterschiede gibt es lediglich darin, wie lange es braucht, damit die Angst allmählich schwächer bzw. sie als bewältigt angesehen wird. Manche Frauen sagen, dass diese Anspannung nie ganz nachgelassen hat. Vier Frauen stellen in diesen Situationen ihr Boxengagement generell infrage.

Nur dieses Vorneweg [gemeint ist die Zeit vor dem Kampf, H. H.], das fand ich zum Teil soo nervenzerfetzend, dass ich dachte 'Warum mache ich das hier eigentlich? Wegen so 'n paar Minuten da, wochenlanges Vorbereiten, ewiges Warten hier, über

die Waage, zum Arzt, noch mal zwei Stunden warten’, also das fand ich immer so grausam. Das find ich auch jetzt immer noch grausam, auch als Trainerin (Katrin).

Zu beschreiben, worin die Ängste oder die große Anspannung begründet sind, fällt den Boxerinnen schwer. „Abwarten und nichts tun können, das fand ich das Allerschlimmste“, stellt Katrin die Handlungsunfähigkeit als bedeutsam heraus. Die Angst in vielen Stunden Gelerntes nicht umsetzen zu können, weil die Situation im Ring eine andere als im Sparring mit Trainingspartnern ist, scheint ein weiterer zentraler Punkt zu sein. Jede Gegnerin kämpft anders, die eigene Leistung wird immer auch in Abhängigkeit zur Leistung der anderen gesehen.

Es ist so eine Angst, die ich empfinde: Was kommt jetzt? Wie greift sie an? Halte ich meine Augen auf? (Monika).

Versagensängste oder Anspannung vor dem Kampf kosten viel Energie, was wiederum die Sorge des Versagens auslöst.

Am Anfang hat mir diese Anspannung Angst gemacht, dass ich dachte: Jetzt kann ich gar nicht, weil ich so nervös bin, oder: Scheiße, ich kann überhaupt nicht mehr boxen, ich bin schon total müde[...] (Elke).

Aber gerade diese negativ erlebten Erfahrungen direkt vor dem Kampf sind es, denen Elke den größten Wert zuschreibt, weil sie sie in dieser extremen Form nirgends antrifft.

Es ist eine Erfahrung, die man sonst, meiner Meinung nach, woanders nicht machen kann oder auf jeden Fall nicht im täglichen Leben oder so was. Vor allen Dingen in Kampfsituationen oder vielleicht sind es nur die Wettkampfsituationen.

Der Bezug zu ähnlich gelagerten Situationen im Alltag wird von ihr hergestellt und interpretiert. Die Überwindung der extremen Anspannung und Nervosität vor einem Kampf wird von ihr zu Beginn der Karriere als so bedrohlich angesehen, dass jede andere (Prüfungs-)Situation im Vergleich zu einer leicht zu bewältigenden Hürde schrumpft. Mit der Bewältigung dieser psychischen Belastung bringt sie die gewonnene psychische Stärke in Verbindung.

Ich denk’ schon oft ans Boxen und an Wettkämpfe und so in bestimmten Lebenssituationen oder auch die Nervosität vorm Kampf, wenn man die überwindet und es tatsächlich schafft, in den Ring zu steigen, wenn man nervös ist in gewissen Situationen. Na ja, das ist halt wie Prüfungsangst, das kenn’ ich auch von der Uni. Man

will am liebsten weglaufen, so war das dann auch bei den Kämpfen: Was mach' ich hier eigentlich? Die ganze Zeit trainiert man und freut sich doch eigentlich drauf und dann, wenn man weiß, noch 'ne halbe Stunde, mein Kampf ist der vierte oder fünfte, und am Anfang hatte ich das Gefühl, ich will am liebsten weglaufen. Das hatte ich am Ende gar nicht mehr und das hatte ich vor Prüfungen auch halt. Also einfach echt durch und machen, also da hab' ich auch als Boxerin gedacht, da wird man allgemein ein bisschen cooler.

Die Angst vor dem Versagen, den eigenen Erwartungen nicht zu entsprechen, steigert sich in diesen Stunden vor dem Kampf enorm. Dieser immense emotionale Stress ist für Birte fast unerträglich.

Das waren die schlimmsten Stunden überhaupt für mich. Ich hab' an alles gedacht. Manchmal hatte ich auch den Wunsch, mich einfach einzusperren, mich zu verstecken, wegzulaufen und hab' immer gedacht: Warum ich? Warum muss ich unter diesem großen Druck stehen? Warum such' ich mir denn sowas aus?

Die große Anspannung wird Birte bis zum Ende ihrer Karriere nicht los. Ihr großer Ehrgeiz bringt eine permanente Unzufriedenheit über die Leistung mit sich.

Eigentlich war das eine ganz schlimme Zeit, denn auch wenn ich Kämpfe gewonnen hab', konnte ich es eigentlich nie richtig genießen, weil nach dem Kampf war vor dem Kampf und ich war immer nur nur angespannt und ich war auch, glaub' ich, für meine Freunde und Geschwister nicht besonders genießbar. [...] Ich fühl' mich heute viel besser, weil ich diesen ganzen Druck nicht mehr habe von den Trainern und auch den Eltern und den Sponsoren und dies und jenes.

Und doch zieht sie eine überaus positive Bilanz ihres Boxerinnenlebens. Sie ist überzeugt, dass sie die besondere Intensität der Praxis so verinnerlicht hat, dass sie diese auch in anderen Lebensbereichen erfahren will.

Ich glaub', das hat mich verändert. Etwas so intensiv zu machen, hinter einer Sache so zu stehen und so leidenschaftlich zu sein, in dem, was man macht. Ich glaub', das hat mich verändert, weil ich weiß, wie das ist und ich suche heute danach. [...] Also mein Freund beneidet mich darum und meine Schwester, weil die auch spüren, das ist was ganz, ganz Besonderes gewesen. Und deshalb möchte man auch, egal was man macht, alles besonders intensiv und besonders gut machen und perfekt. [...] Man hat halt 'n bestimmten Anspruch.

Tomke ist der Ansicht, dass der „Zwang“ zur „Problemlösung“ im Ring mit persönlichem Wachstum verbunden ist, sofern man sich diesem erfolgreich stellt.

Was für mich eine Lehre war: Du bist allein im Ring und keiner kann dir helfen. Genauso ist es, wenn du im normalen Leben bist, wenn du Probleme hast. Du musst diese Probleme selber lösen und nicht immer warten oder mit Leuten sprechen und glauben, dass diese deine Probleme lösen werden.

Bianca wurde bereits Weltmeisterin und vermutet, dass viele dem steigenden Leistungsdruck nicht standhalten können und aus diesem Grund aus dem Sport aussteigen.

Wenn man ein bestimmtes Ziel erreicht hat, dann muss die Leistung sein, das ist das Schlimmste daran, das ist auch das, woran viele kaputtgehen, der Leistungsdruck. Wenn man noch am Anfang ist, dann ist Leistung nicht viel, egal. Wenn man einmal oben ist, wird's schwer. Dann muss man sich die Leistung halt auch oft genug selbst einfordern. [...] Man will ja nicht nur einer der zehn Besten sein, sondern man muss der Beste sein, das bringt ja sonst nichts.

Den Umgang mit diesen Gefühlen bedeutet für zwölf der befragten Frauen eine große Belastung und stellt für sie eine große Herausforderung dar. Je größer die objektiven Erfolge und das Interesse der Öffentlichkeit, desto stärker wird auch der Erfolgsdruck, der sich auch als Versagensangst äußert, empfunden. Durch die Entwicklung des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten und Gespräche mit dem Trainer ließ sich bei einigen Frauen die hohe Anspannung auf ein erträgliches Maß reduzieren. Diese belastenden Situationen letztlich zu bewältigen, bedeutete für die Frauen eine große Selbststärkung.⁵ Auch wenn Trainer_in, Betreuer_in und Partner_in bei der Bewältigung der Ängste und der Reduzierung der Anspannung helfen, ist das Boxen im Ring doch eine Praxis, in der die Sportlerin besonders exponiert ist (man denke an Profis, die wie Schauspieler_innen im Rampenlicht stehen), vom Gefühl des Alleinseins bestimmt, das auch von existenziellen Ängsten begleitet sein kann. Diese Erfahrung gemacht und reflektiert zu haben, kann die Übernahme von Verantwortung und Entscheidungsfreude eigener Handlungen fördern. Konflikte und Probleme als Herausforderung zu bewerten, sie aktiv zu gestalten, werden sowohl als konkrete Aufgaben im Ring als auch im Leben verstanden. Dieser reflexive Prozess ist jedoch abhängig von den der Boxerin zur Verfügung stehenden Ressourcen. Den persönlichen Gewinn, „viel für das Leben gelernt zu haben“ oder „sich persönlich weiterentwickelt zu

⁵Was genau die Boxerinnen taten, um diese Situationen besser zu bewältigen, konnte aus den Interviews nicht ermittelt werden. Die meisten Boxerinnen lernten, die Situationen „auszuhalten“, weil sie aus Erfahrung wussten, dass die Aufregung im Kampf wieder nachlässt und dass sie das „unglaublich gute Gefühl“ nach dem Kampf entlohn wird.

haben“, erachten, unabhängig von Bildungshintergrund, Status und Erfolg, fast alle Boxerinnen als „sehr hoch“.

Abschließend sollen Auszüge aus der Autobiografie der prominentesten Boxerin Deutschlands, Regina Halmich⁶, die Aussagen der anonymisierten Boxerinnen ergänzen. Halmichs Schilderungen derjenigen Situationen, die durch emotionalen Druck gekennzeichnet waren, sind schon deshalb interessant, weil sie als *die* Pionierin des deutschen Profiboxens eine exponierte Stellung in den Medien einnahm. Sie glaubt, dass die einzige Niederlage ihrer Karriere, die WM-Niederlage in Las Vegas im April 1995, und die anschließende mediale Demütigung „erst der Beginn [ihrer] großen Karriere war“ und „dass diese Erfahrung“ sie „erst richtig stark gemacht“ hat (Halmich 2003, S. 87 f.). Regina Halmich weiß schon bald nach dem Schock der Niederlage: „Ich muss noch einmal in den Ring. ICH MUSS das wieder gutmachen“ (Halmich 2003, S. 90, Herv. i. O.). Etwa ein halbes Jahr später erhält sie erneut eine WM-Chance. Die 18-jährige Regina Halmich erlebt die Situation unmittelbar vor ihrem Kampf im Ring stehend als eine Art Initiation in die Welt der Erwachsenen: „Ich habe mich so alleine gefühlt, dort oben im Ring, dass mir urplötzlich ein völlig kurioser Gedanke durch den Kopf geschossen ist: So ist das also, wenn man erwachsen ist. Ich durfte kein Mädchen mehr sein“ (Halmich 2003, S. 92). Durch die Hervorhebung dieser und weiterer Situationen wird deutlich, dass es insbesondere die „schmerzhaften“⁷ Ereignisse und Stationen ihrer Karriere waren, die zu persönlichem Wachstum und innerer Stärke beigetragen haben.

Diese etwas pathetisch anmutende Schilderung Halmichs mag der Erzählstruktur einer Autobiografie als literarische Gattung geschuldet sein und im Sinne einer öffentlichen Selbstdarstellung etwas konstruiert erscheinen. Dennoch, als Expertin ihrer eigenen Lebensgeschichte ist sie und auch die anderen befragten Boxerinnen zumindest teilweise an einer Sinngebung von Ereignissen und Zuständen interessiert, die als Rechtfertigung dient, das Leben als Einheit darzustellen.⁸

⁶Regina Halmich war von 1995 bis 2007 Weltmeisterin des Verbandes WIBF (Women's International Boxing Federation) im Fliegengewicht und ist bis heute die erfolgreichste Boxerin weltweit.

⁷In Anlehnung an den Titel eines mit Regina Halmich geführten Interviews in der *Süddeutschen Zeitung* „Der Trotz war größer als der Schmerz“. <http://www.sueddeutsche.de/sport/weitere/artikel/14/145680/>. Zugegriffen: 29. März 2015.

⁸Vgl. hierzu Bourdieu (1998), der sich in seinem Aufsatz „*Die biographische Illusion*“ kritisch mit den sozialen Prozessen, die bei der Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte ablaufen, auseinandersetzt.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1998. Die biographische Illusion. In *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Hrsg. Pierre Bourdieu, 75–83. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ehrlenspiel, F., K. Graf, C. Kühn und R. Brand. 2011. Stabilität und Variabilität von Wettkampfangst. *Zeitschrift für Sportpsychologie* 18 (1): 31–43.
- Halmich, Regina. 2003. *Regina Halmich. Die Autobiografie der Boxweltmeisterin ... noch Fragen?* Pfaffenweiler: wero press.
- Hartmann, Heidi. 2012. *Frauenboxen in Deutschland Karrieremöglichkeiten in einem neuen Sport*. Marburg: Tectum.
- Job, Bertram. 2006. *Schwer gezeichnet. Geschichten vom Boxen*. Göttingen: Die Werkstatt.
- Kleindienst-Cachay, Christa. 2009. „Ich tänzele so zwischen den Kulturen ...“ – Chancen und Probleme eines Sportengagements für muslimische Mädchen und junge Frauen. *Geschlechter – Bewegungen – Sport*, 23:45–60. Leverkusen: Budrich.
- Kleindienst-Cachay, Christa, Klaus Cachay, Stefan Bahlke und Heike Teubert. 2012. *Inklusion und Integration. Eine empirische Studie zur Integration von Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport*. Schorndorf: Hofmann.

Über die Autorin

Dr. Heidi Hartmann is a teacher for P.E. and German at a secondary school in Germany.

Senior_innen in Bewegung – Beobachtungen zur Relevanz von Geschlecht und Alter in verschiedenen Sport-Settings

Ilse Hartmann-Tews

1 Einleitung und theoretische Perspektive

Betrachtet man die soziologischen Diskurse über Alter(n) und über Geschlecht, so sind Parallelen unübersehbar. Im Denken der Unterscheidungen von Geschlecht zum einen und Alter zum anderen spielen dichotome Vorstellungen von Natur und Kultur, von biologischen Tatsachen und sozialen Konstruktionen eine zentrale Rolle. Lediglich vereinzelt findet man theoretische Überlegungen, die die sozialkonstruktivistische Perspektive des *doing gender* auf Fragen der Ausgestaltung des Alter(n)s im Sinne von *doing age* übertragen (Hartmann-Tews und Tischer 2008; Schroeter 2008; Spindler 2007; Diketmüller 2001).

Das Konzept des *doing gender* bezieht sich vornehmlich auf die komplexe interaktive Praxis von Akteuren, mit der Geschlechterdifferenzen produziert, verändert oder auch nivelliert werden (West und Zimmerman 1991; Hirschauer 2001). Neben dieser ausschließlich auf Interaktionen konzentrierten Analyseperspektive des *doing gender* hat Hirschauer (1994) in seinen Ausführungen ergänzend dazu auf die sozialen Strukturen und institutionellen Arrangements aufmerksam gemacht, durch die die Geschlechterordnung hervorgebracht wird. Dieser erweiterte analytische Blick mit Rekurs auf die handlungsprägenden sozialen Strukturen einer Gesellschaft ist bis dato eher vernachlässigt worden, verspricht aber nicht nur in Bezug auf die soziale Kategorie Geschlecht, sondern auch in Bezug auf die soziale Kategorie Alter neue Erkenntnisse (Hartmann-Tews et al. 2012).

I. Hartmann-Tews (✉)

Deutsche Sporthochschule Köln, Köln, Deutschland

E-Mail: i.hartmann@dsHS-koeln.de

Den sozialen Strukturen soll in diesem Beitrag mit einem Fokus auf Deutungsmuster über Sport, Alter(n) und Geschlecht nachgegangen werden, wobei sowohl die kollektiven Deutungsmuster der älteren Bevölkerung als auch organisationsbezogene Deutungsmuster von Sportanbietern in den Blick genommen werden. Die Alltagspraxis von Sport findet zwar nicht primär aber dennoch in großem Umfang in einem organisierten Rahmen statt. Eine Vielzahl von Sportvereinen, kommerziellen Einrichtungen etc. gestalten Gelegenheitsstrukturen (auch) für ältere Menschen sportlich aktiv zu sein. Da auch in Organisationen individuelle Vielfalt zu Stereotypen verdichtet wird, stellt sich die Frage, welche Vorstellungen diese Sportanbieter in Bezug auf ältere Menschen haben und inwieweit diese sich in Bezug auf ältere Männer und ältere Frauen unterscheiden. Aus system- und differenzierungstheoretischer Perspektive ist zu vermuten, dass sich in diesen Bildern über das Alter und ältere Menschen semantische Verdichtungen funktionaler Kommunikation widerspiegeln (Saake 2006), d. h. dass diese Altersbilder je nach sozialstruktureller Verankerung der Anbieter in je spezifischen Teilsystemen variieren (Hartmann-Tews 1996). Sportvereine sind die traditionelle Basis des Sportsystems und dort als Freiwilligenorganisation der gemeinschaftlichen Entwicklung und Bereitstellung von Sportgelegenheiten für alle – insbesondere aber auch der Organisation des Leistungs- und Wettkampfsport verpflichtet. Anders verhält es sich mit den kommerziell geführten Organisationen wie Fitness- und Gesundheitsstudios oder Tennis- und Golfanlagen. Hier ist die Gestaltung von Sport und die Bereitstellung von Sportgelegenheiten nur *eine* Teilaktivität im Rahmen der zentralen Organisationsziele. Die sozialstrukturelle Einbettung in das Wirtschaftssystem beinhaltet eine Unterordnung dieser Teilaktivität unter die primären Organisationsziele, d. h. die wirtschaftlichen Ziele der Gewinnmaximierung. Bei Organisationen, die durch die öffentliche Hand finanziert werden und Sport- und Bewegungskurse anbieten, wie Volkshochschulen oder Bildungseinrichtungen, ordnet sich die Gestaltung der Angebote in wohlfahrtsstaatliche und bildungspolitische Ziele ein.

Die Annahme, dass der Ort der sozial-strukturellen Verankerung der Sportanbieter auch die Kommunikationen über Alter und Geschlecht, die Altersbilder und die Inklusion älterer Menschen in den organisierten Sport prägen, soll im Folgenden anhand der Ergebnisse verschiedener Untersuchungen zum Thema sportlich aktives Alter(n) aus der Perspektive der Geschlechterforschung nachgegangen werden.

2 Methodisches Design

Die empirischen Ergebnisse basieren auf drei miteinander verknüpften Teilstudien, die das Thema ‚sportlich aktives Alter(n)‘ aus der Perspektive der Geschlechterforschung analysieren und in den Jahren 2000/2011 durchgeführt wurden. Im Mittelpunkt stehen dabei die ‚jungen Alten‘, d. h. diejenigen älteren Menschen, die am Ende ihrer Erwerbstätigkeit stehen und noch nicht die Hochaltigkeit erreicht haben. Als Explorationsstudie wurden zunächst qualitative, diskursive Interviews mit 15 Personen im Alter von 55 bis 75 Jahren zum Thema Herausforderungen des Alter(n)s und ‚bewegtes Alter(n)‘ durchgeführt. In einer zweiten Studie wurden 10 Sportanbieter aus verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen – Sportsystem (sieben Vereine), Wirtschaftssystem (zwei Fitnessstudios), Bildungssystem (eine VHS) – mit Blick auf ihre Deutungsmuster über Alter, Sport und Geschlecht analysiert (über Dokumentenanalyse und Interviews mit Experten und Expertinnen aus diesen Organisationen). Anschließend wurde als dritte Teilstudie eine repräsentative Erhebung der älteren Bevölkerung (55- bis 75-Jährige) in Köln durchgeführt (N = 559) wobei die Freizeit- und Sportaktivitäten im Mittelpunkt standen und Einstellungen zum Sport erhoben wurden.¹

3 Senior/innen in Bewegung – die Settings des Sportengagements der älteren Bevölkerung

In unserer Bevölkerungsbefragung stellte sich heraus, dass 56 % der älteren Bevölkerung in Köln regelmäßig über das ganze Jahr hinweg mindestens einmal die Woche sportlich aktiv ist. Diese Ergebnisse liegen im *mainstream* mit denjenigen anderer Bevölkerungsbefragungen und lassen den Schluss zu, dass die viel zitierte Versportlichung der Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten insbesondere die Erwachsenen und jungen Alten betrifft. In unserer Studie zeichnen sich weder Geschlechts- noch Altersunterschiede ab, wobei in den anderen Bevölkerungsbefragungen teilweise Frauen im höheren Alter (55+) einen größeren Anteil an sportlich Aktiven aufweisen als Männer in der entsprechenden Altersgruppierung.²

¹Die Ergebnisse sind umfassend dokumentiert in Hartmann-Tews et al. (2012).

²Zur Reflexion über den Vergleich verschiedener Studien und die Validität der Ergebnisse vgl. Hartmann-Tews et al. (2012, S. 140 ff.)

3.1 Organisatorischer Rahmen

Um ein genaueres Bild über das Setting des Sportengagements der Älteren zu schaffen, wurden die sportlich Aktiven sowohl über die ausgeübten Bewegungsformen und Sportarten als auch über den organisatorischen Rahmen und den sozialen Kontext ihres Sportengagements befragt.

Überwiegend, d. h. zu 78 % sind die Älteren in einem informellen, selbst organisierten Rahmen sportlich aktiv, dies beinhaltet in allererster Linie sportliche Aktivitäten in der Natur/draußen und in geringerem Umfang zu Hause. Neben der dominanten Form der informell organisierten Sportaktivitäten werden als formalisierter organisatorischer Rahmen des Sportengagements die Turn- und Sportvereine (26 %) genannt, kommerzielle Einrichtungen (15 %) und danach mit geringem Umfang auch Bildungseinrichtungen wie Volkshochschulen und Bildungswerke (5 %). Insgesamt bestätigt die Rangfolge der Settings die Befunde aus anderen repräsentativen Untersuchungen der älteren Bevölkerung, allerdings zeichnet sich in unserer Erhebung eine noch deutlichere Nutzung des informellen selbst organisierten Sporttreibens ab als in früheren Studien (Agricola 1998, S. 66; Baur et al. 1996, S. 133; Denk und Pache 1996, S. 70).

Bei der Wahl der Settings sind mit Blick auf die Geschlechterperspektive vor allem zwei Effekte auffällig. Zum einen der Befund, dass die Sportangebote in der VHS eher von Frauen wahrgenommen werden. Zum anderen der Befund, dass die Turn- und Sportvereine die sportlich aktive ältere Bevölkerung sowohl geschlechtsübergreifend als auch über alle älteren Jahrgänge hinweg gleichermaßen inkludieren.

Letzteres ist besonders bemerkenswert, da repräsentative Bevölkerungsbefragungen Ende der 1990er Jahre für die höheren Altersgruppen einen eindeutigen Geschlechtereffekt in der Sportvereinsmitgliedschaft dokumentieren und zwar dergestalt, dass weitaus weniger ältere Frauen als Männer Mitglied in einem Sportverein sind (Kohli et al. 2000). Auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) ermittelt unterschiedlich hohe Mitgliedschaftszahlen zwischen den Geschlechtern. Die jüngsten Erhebungen der Mitgliedschaftszahlen dokumentieren bei den über 60-Jährigen einen Bevölkerungsanteil von 27 % Männern und 15 % Frauen (DOSB 2014). In beiden Erhebungsformen über die Mitgliedschaft in Sportvereinen wird somit ein überproportionaler Anteil von Männern jenseits des 55. Lebensjahres dokumentiert.

Diese zu unseren Befunden abweichenden Daten sind vermutlich durch die spezifischen Fragestellungen hervorgerufen, womit zugleich Licht in das Verhältnis von aktiven und passiven Mitgliedschaften in den Sportvereinen gebracht

wird. In den Bevölkerungserhebungen wird lediglich die Frage nach einer Mitgliedschaft in einem Sportverein gestellt, unabhängig davon, ob man/frau dort aktiv ist oder nicht. Auch die DOSB-Erhebungen beziehen sich ausschließlich auf Mitgliedschaften, ungeachtet dessen, ob es sich um ‚Karteileichen‘ handelt oder um sportlich aktive Personen. In beiden Erhebungsformen zeigt sich, dass der prozentuale Anteil von Männern, die als Sportvereinsmitglieder registriert sind, größer ist als der Anteil von Frauen. Unsere Frage richtete sich im Gegensatz hierzu explizit nur an die sportlich aktiven Älteren und das von ihnen gewählte Setting für die sportlichen Aktivitäten, mit dem Ergebnis, dass 26 % von ihnen, Frauen und Männer gleichermaßen, ihren Sport im Verein ausüben. Unsere Befunde lassen vermuten, dass die Daten zur Sportvereinsmitgliedschaft – die höher liegen als die hier ermittelten Zahlen zum Sport im Verein – einen erheblichen Anteil an passiven Mitgliedern aufweisen, und dass diese passiven Mitglieder überproportional aus Männern bestehen. D. h. anders formuliert, den Vereinen gelingt es nicht, alle älteren Mitglieder gleichermaßen zu mobilisieren. Inwieweit dies auch mit den vereinspezifischen Kommunikationen über ‚Seniorenport‘ oder ‚Sport der Älteren‘ zusammenhängen könnte, wird weiter unten zu diskutieren sein.

Um Aufschluss darüber zu erhalten, ob die Sportaktivitäten der Älteren gegebenenfalls organisationsspezifisch differieren, wurden die Älteren gefragt, welche Sportaktivitäten sie in welchen Organisationsformen ausüben. Die Nennungen hierzu sind überaus vielfältig und unterschiedliche Begriffe für sportliche Aktivitäten weisen dabei zum Teil sehr ähnliche Inhalte auf. Insgesamt kristallisiert sich Gymnastik bzw. Turnen als die am häufigsten genannte sportliche Aktivität der Älteren heraus (43 %). An den nachfolgenden Stellen wird jeweils von knapp einem Drittel der Befragten Schwimmen, gefolgt von Radfahren und Wandern genannt; alles sportliche Aktivitäten, die in erster Linie selbst organisiert durchgeführt werden. Die weiteren Aktivitäten sind Nordic Walking (22 %), Laufen/Joggen (16 %) Gerätetraining (14 %), Rückschlagspiele (10,8 %) und allgemein Fitnesssport (9,9 %). Insgesamt kristallisieren sich bei den von den Älteren bevorzugten Sportaktivitäten nur zwei Aktivitäten heraus, die deutlich überproportional nur in einem Setting ausgeübt werden. Dies sind Rückschlagspiele mit einem klaren Vereinsprofil und Fitnesssport mit einem klaren Profil bei den kommerziellen Sporteinrichtungen. Die am häufigsten genannte sportliche Aktivität, Gymnastik bzw. Turnen, dominiert in allen drei Settings.

Eine geschlechtsbezogene Profilierung bei den ausgeübten Sportarten zeigt sich sehr deutlich bei Gymnastik und Nordic Walking, die beide überproportional von Frauen ausgeübt werden. Umgekehrt werden Rückschlagspiele, Laufen/

Joggen und Fitnesssport überproportional von Männern betrieben. Diese Befunde bestätigen die bisher vorliegenden Ergebnisse von Studien über die bevorzugten Bewegungs- und Sportaktivitäten im höheren Alter (Baur et al. 1996, S. 161; Denk und Pache 1996, S. 63).

3.2 Sozialer Kontext des Sportengagements – Perspektive der Individuen

Bei der Analyse des Sportengagements der Älteren ist auch der soziale Kontext, in dem Sport getrieben wird, von Interesse. Damit ist zum einen die soziale Einbettung des Sporttreibens gemeint (Sporttreiben alleine oder mit anderen zusammen) und zum anderen die Zusammensetzung der Sportgruppen (geschlechtshomogen oder -heterogen). Präziser formuliert haben wir danach gefragt, ob die Älteren ausschließlich alleine Sport treiben oder ausschließlich mit anderen Personen und in einer Gruppe, oder ob ihr Sportengagement in beiden sozialen Kontexten stattfindet.

Der überwiegende Anteil der Älteren ist je nach sportlicher Aktivität sowohl alleine als auch zusammen mit anderen sportlich aktiv (42 %) oder treibt ausschließlich mit anderen zusammen Sport (38 %). Nur ein geringer Anteil ist somit ausschließlich alleine sportlich aktiv (19 %). Dieser Befund ist allerdings bemerkenswert, da vielfach davon ausgegangen wird, dass ältere Menschen im Sporttreiben vor allem die Gemeinschaft suchen. Unsere Befunde aus einer Großstadt lassen allerdings auch Effekte der Individualisierung erkennen. In Bezug auf organisationstypische Unterschiede ragt die VHS als Rahmen heraus, in dem überproportional ausschließlich mit anderen zusammen Sport betrieben wird, und die kommerziellen Einrichtungen als Setting, in dem überproportional das ‚Sowohl alleine *als auch* zusammen‘ dominiert. Aus der Geschlechterperspektive lässt sich kein genereller Effekt bei der Form der sozialen Einbettung des Sporttreibens erkennen. Wenn man allerdings den Familienstand der Älteren berücksichtigt, zeigt sich bei den Alleinstehenden, dass es vor allem die alleinstehenden Männer sind, die auch alleine Sport treiben, wohingegen alleinstehende Frauen eher zusammen mit anderen sportaktiv sind.

Die zweite Dimension des sozialen Kontextes thematisiert die geschlechtsbezogene Zusammensetzung des gemeinschaftlichen Sporttreibens. Das Sporttreiben der Älteren findet überwiegend in gemischten Gruppen, also mit Frauen und Männern statt (51 %). Gut ein Viertel ist in geschlechtshomogenen Gruppen sportlich aktiv und ein weiteres Viertel gibt an, je nach Sportaktivität, in

unterschiedlich zusammengesetzten Gruppen aktiv zu sein. Aufschlussreich ist bei diesem Aspekt der Gruppenzusammensetzung ein signifikanter Geschlechtereffekt: während die Männer überproportional in gemischten Gruppen Sport treiben (58 vs. 45 %), sind Frauen überproportional in geschlechtshomogenen Gruppen sportlich aktiv (35 vs. 17 %). D. h. Frauen, die gemeinsam mit anderen Personen Sport treiben, machen dies zu einem guten Drittel in reinen Frauensportgruppen, wohingegen nur knapp ein Fünftel der sportlich aktiven Männer in reinen Männergruppen aktiv ist.

Sucht man nach Erklärungen für diese Konstellation, so lassen sich aus unseren Interviews zwei Handlungsantriebe erkennen, warum (ältere) Frauen geschlechtshomogene Sportgruppen bevorzugen: zum einen ist dies der Hinweis auf eine empfundene nachlassende körperliche Attraktivität im Alter und zum anderen der Hinweis auf eine als nicht altersadäquat empfundene Leistungsorientierung vor allem der Männer. Die interviewten Frauen formulieren an mehreren Stellen Schamgefühle, die sie in Bezug auf ihren ‚alternden Körper‘ empfinden und reflektieren dabei die Orientierung an Attraktivitätsnormen und Schönheitsidealen, von denen sie glauben, ihnen nicht (mehr) entsprechen zu können. Auch wenn sie diese Wahrnehmungen selbstkritisch als ‚typisch weiblich‘ einordnen und sich von ihnen distanzieren wollen, können sie sich diesen – auch medial vermittelten – Erwartungen von Jugendlichkeit und Attraktivität nicht entziehen. Auch in unserer Bevölkerungsbefragung zeichnete sich die Dimension der „nachlassenden Attraktivität im Alter“ als eine eher Frauen zugeschriebene altersinduzierte Veränderung ab, die zu bewältigen, insbesondere für Frauen eine große Herausforderung darstellt (Hartmann-Tews et al. 2012, S. 130 ff.).³

Zum anderen rekurren die Frauen auch auf die ‚übertriebene‘ Leistungsorientierung der Männer und die Unterschiede in der sportbezogenen Leistungsfähigkeit zwischen Männern und Frauen, die (ab und zu) auch zu einer Ablehnung gemischtgeschlechtlicher Sportgruppen führt. Das Sporttreiben ausschließlich mit anderen (älteren) Frauen wird hingegen nicht als bedrohlich für das eigene Selbstkonzept erfahren, sondern vielmehr als sozialer Kontext, um sich den

³Die Selbstbeschreibungen der Frauen in den Interviews (individuelles Selbstbild) korrespondieren in hohem Maße mit den Fremdzuschreibungen in der Befragung (kollektives Selbstbild) und verweisen damit auf den von Susan Sontag (1971) thematisierten ‚double standard of ageing‘, d. h. einem in der Gesellschaft vorherrschenden, geschlechtstypisierenden doppelten Maßstab in Bezug auf die Bewertung des höheren Alters, der Frauen im wahrsten Sinne des Wortes früher ‚alt aussehen‘ lässt.

Herausforderungen der Veränderungsprozesse (gemeinsam) zu stellen. Es ist vielmehr das Verständnis von Sport als Wettkampf, das bei Männern auch im höheren Alter prominenter ist als bei Frauen und der damit verbundene Druck des sportlichen Wettbewerbs und der Hierarchisierung, dem sich die Frauen nicht aussetzen wollen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass ältere Frauen eine geringer ausgeprägte sportliche Leistungsorientierung als ältere Männer aufweisen. Vielmehr zeigt die Bevölkerungsbefragung, dass unter den sportlich aktiven Älteren das Motiv ‚um zu erleben, was ich körperlich leisten kann‘ bei den Frauen in stärkerem Maße ausgeprägt ist als bei den Männern (Hartmann-Tews et al. 2012, S. 179).

3.3 Sozialer Kontext des Sportengagements – Perspektive der Organisationen

Da die Sport- und Bewegungsangebote teilweise ausschließlich nur von Frauen oder nur von Männern wahrgenommen werden, haben wir auch verfolgt, inwieweit die Trennung oder das gemeinsame Angebot auf der Basis einer konkreten Organisationsphilosophie erfolgt oder ob es sich im Laufe der Zeit ergeben hat, und wenn ja, aus welchen Gründen.

Die dominante Form des Sportangebots ist das geschlechtsunspezifische Kursangebot und eine heterogene Gruppenzusammensetzung. Dies trifft auf alle Organisationsformen zu, auf die Sportvereine, die Fitnessstudios und die VHS. Die dahinter stehenden Handlungs- und Wertorientierungen unterscheiden sich aber, was bei der Gegenüberstellung von Verein und Fitnessstudios deutlich wird. Die Sportvereine verfolgen intentional den Ansatz, Sportangebote (insbesondere für Ältere) gemeinsam für beide Geschlechter anzubieten. Damit wird nicht nur die klassische Gemeinschaft des Vereins verkörpert, sondern es soll auch das ‚soziale Miteinander‘ von Frauen und Männern gefördert werden. So wird bspw. Wert darauf gelegt, dass Ehepaare sich gemeinsam sportlich bewegen können. Auch die Fitnessstudios bieten im Prinzip alle Sportangebote für beide Geschlechter an, nur ganz selten wird ein Angebot spezifisch nur für ein Geschlecht ausgeschrieben. Frauen – egal welchen Alters – werden den Geschäftsführern zufolge an (moderates) Krafttraining herangeführt und Männer an die Yoga Kurse.⁴ Die

⁴Mit dieser Beschreibung durch die Interviewten wird gleichzeitig ein ‚Geschlechterwissen‘ deutlich, das neben der Beobachtung des Wahlverhaltens der Kunden und Kundinnen die Passung von Geschlecht und Sportart beschreibt.

strukturelle Verankerung der Fitnessstudios im Wirtschaftssystem kommt hier in der sozialen Konstruktion der Personen als zahlende Kunden bzw. Kundinnen zum Tragen, eine Konstruktion, bei der das Alter oder Geschlecht zunächst mal keine Rolle spielt, sondern die Dienstleistung ‚Trainingsangebot‘ im Vordergrund steht. Der Trainingsleiter in einem der Fitnessstudios bringt es auf den Punkt:

„Hier ist im Grunde jeder Einzelkämpfer“ ... „Es gibt auch keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern, also unabhängig vom Alter. Alle trainieren das Gleiche“ (FS2: 117, S. 84).

Geschlechtshomogene Angebote sind somit bei den Fitnessstudios die Ausnahme, sind aber in Sportvereinen und in der VHS vorhanden, in denen sie sich aus unterschiedlichen strukturellen Hintergründen und unterschiedlichen Handlungsorientierungen entwickelt haben. Die VHS ist die einzige Institution, die eine Geschlechtertrennung in ihren Angeboten konzeptionell verankert hat, wobei sich dies ausschließlich auf Kurse speziell für Frauen bezieht. Begründet wird dies mit der Tradition der VHS, aufklärerisch tätig zu sein und sich „den Prinzipien der Chancengleichheit, Geschlechtergerechtigkeit (*Gender Mainstreaming*) und Nachhaltigkeit“ (VHS1, 0) verpflichtet zu fühlen. Der Anspruch der VHS-Kurse geht aber noch darüber hinaus und reflektiert die strukturelle Verankerung der VHS jenseits der klassischen Gemeinschaftsorientierungen der Sportvereine und der rein wirtschaftlichen Interessen der kommerziellen Sportangebote. Mit ihren geschlechtergetrennten bzw. frauenspezifischen Angeboten werden soziale Ziele der Frauensozialarbeit verfolgt, nämlich den Frauen einen Raum für persönliche Gespräche bereitzustellen, z. B. in Kursen, die auf (geschlechts-)spezifische Beschwerde- oder Krankheitsbilder abzielen:

und ich denk, das ist auch legitim (dass Frauen den Wunsch haben unter sich zu bleiben [Anm. d Verf.]). Ich meine, die Frauenarbeit hat Tradition an Volkshochschulen und da ist es eigentlich selbstverständlich, dass es in jedem Bereich ein spezielles Angebot nur für Frauen gibt. Also auch für Senioren. (...) Dann finde ich es wichtig, dass Frauen auch so eine Art Austausch auch haben und wirklich unter sich auch, weil sie das sonst gar nicht könnten oder sich trauen würden (VHS1: 62).

In den Sportvereinen sind die eher seltenen geschlechtshomogenen Gruppen teilweise auf den expliziten Wunsch der Älteren selbst entstanden oder haben sich im Laufe der Zeit herauskristallisiert. Es sind insbesondere ältere Frauen, die ab und zu den Wunsch äußern, lieber unter sich Sport zu treiben, und diesem Anliegen wird in den Vereinen soweit wie möglich entsprochen. Es gibt aber auch Gruppendynamiken, durch die sich geschlechtsheterogen besetzte Gruppen manchmal

zu geschlechtshomogenen Gruppen verändern. In den untersuchten Vereinen bezieht sich dieser Wandel allerdings ausschließlich in Richtung reine Frauengruppen und nicht in Richtung reine Männergruppen. Diese Abwanderung von männlichen Mitgliedern ist ein unbeabsichtigter und auch unvorhergesehener Prozess, der die Komplexität von Inklusions- und Exklusionsprozessen verdeutlicht. So berichten einige Vereine, dass Männer, die in einem für sie sportlich adäquaten Kurs Fuß fassen wollten, häufig Integrationsprobleme haben, wenn in diesen Kursen überwiegend Frauen sind. In- und Exklusion ist immer ein zweiseitiger Prozess, wie aus der Beobachtung der Leiterin eines Seniorensportvereins deutlich wird:

Es ist passiert, dass wirklich zwei – ich denke gerade hier an die Wirbelsäulengymnastik im Haus –, dass einer zu uns kam und dann auch drei-, viermal mitgemacht hat, und er ist weggeblieben ohne irgendeinen Kommentar oder irgendwelche Gründe zu nennen. Und wir haben auch dann auch nicht mehr so nachgeforscht. Da könnte es durchaus eine Rolle gespielt haben, dass er sich nicht so wohl gefühlt hat, aber dass er durchaus von den Frauen auch gemerkt hat, dass er nicht so aufgenommen wurde. Das passiert (SSV1: 85).

In den Interviews zeichnet sich aber auch ab, dass Männer es trotz dieser Strukturen schaffen, Mitglied in einer bis dahin reinen Frauengruppe zu werden. Dies scheint aber nicht leicht zu sein, sondern Mut und Ausdauer auf Seiten der Männer zu erfordern, wie die Vorsitzende eines Seniorensportvereins berichtet: „Ich hab‘ eine reine Frauengruppe, aber ein Mann, der hat sich getraut und hat sich auch durchgesetzt. Die lassen auch sonst keine Männer zu“ (SV2: 98).

Inklusion und Exklusion sind hochkomplexe Prozesse, die auch auf soziale Strukturen jenseits der unmittelbaren Gruppendynamik verweisen, wie bspw. die geschlechtliche Konnotation von Sportarten als weiblich oder männlich zeigt.

4 Geschlechterbilder in den Institutionen

Eingangs war die Annahme abgeleitet worden, dass die sozial-strukturelle Verankerung der Sportanbieter auch die Kommunikationen über das Alter sowie die Konstruktion von Altersbildern und damit auch die Inklusion älterer Menschen in die Organisation beeinflusst. Die Ergebnisse zu dem organisatorischen Rahmen der Sportaktivitäten haben in dieser Hinsicht erste Hinweise auf eine geschlechtsdifferierende Inklusion sportlich aktiver älterer Menschen gegeben. Die Sportvereine mobilisieren unter ihren älteren Mitgliedern offensichtlich in geringerem

Maße Männer als Frauen und die Angebote der VHS werden überproportional häufiger von (älteren) Frauen angenommen.

In der Analyse der Internetseiten und Broschüren der verschiedenen Sportanbieter zeigen sich vielfältige Bilder über Männer und Frauen und auch einige über ältere Personen. Mit Blick auf die sozialen Konstruktionen von Geschlecht spiegeln sich hier zu einem erheblichen Teil Geschlechterstereotype wider. So sind die Sportaktiven häufig in geschlechtstypischen Sportarten wie bspw. Frauen bei Gymnastik oder Tanz und Männer in Sportsportarten dargestellt. Auch die Betitelung einiger Angebote zeigt dahinterliegende Geschlechterbilder. So werden bspw. in einem Fitnessstudio Angebote, die explizit für Männer sind, mit Titeln wie „Energy Cycling“ und „Energy Step“ gekennzeichnet. Diese Semantik signalisiert, dass es sich hierbei um Angebote mit besonderen Anforderungen an Kraft und Ausdauer handelt, also (vermeintlich) genau das Richtige für Männer.

Es gibt aber auch durchaus Darstellungen von älteren Männern und Frauen in geschlechtsuntypischen Situationen oder Präsentationen, bspw. ältere Männer bei der Gymnastik oder beim ‚Line Dance‘ und ältere Frauen als erfolgreiche Leistungssportlerinnen. Mit Blick auf einzelne Bewegungs- und Sportaktivitäten wird ein Überschreiten von vermeintlichen Geschlechtergrenzen durch Kommentare wiederum relativiert wie z. B. bei einem Kurs für Männergymnastik, dessen Beschreibung herausstellt, dass dieser „speziell auf männliche Bedürfnisse konzipiert“ wird (SV5: 1). Es sind somit facettenreiche Bilder über sportlich aktive Männer und Frauen zu erkennen, bei denen eher subtil und nur durch wenige Verweise auf Geschlechterstereotype die klassischen Geschlechterverhältnisse ‚belebt‘ werden.

In den Interviews zeigt sich klarer als in den Dokumenten, dass in den Institutionen bestimmte Vorstellungen oder Stereotype über Frauen und Männer – auch im höheren Alter – verankert sind. Sie beziehen sich auf die Zuschreibung bevorzugter Sportarten und Motive des Sporttreibens, auf die Art und Weise des Umgangs mit Sport und Bewegung und die vorhandenen motorischen und konditionellen Fähigkeiten. Nahezu alle Interviewten – bis auf einen Mitarbeiter eines Fitnessstudios – stellen Gymnastik, Entspannungsangebote und Tanzen als „Frauendomänen“ heraus, während Sportsportarten und Gerätetraining als „Männerdomänen“ gesehen werden. Diese Unterschiede werden beschrieben und auch nicht in Frage gestellt, sondern als ‚natürliche‘ Unterschiede oder historisch gegebene Unterschiede angesehen. Insbesondere die hohe Attraktivität von Sportsportarten für Männer wird von einem Großteil der Interviewten auf biologische Erklärungen zurückgeführt. So formuliert die Vorsitzende eines Sportvereins für Ältere: „Der Spieltrieb des Mannes, der bleibt ein Leben lang erhalten“ (SSV2: 60). In

Vereinen werden die Ballsportarten dann gerne auch mit dem Hinweis versehen, dass „hier unsere Herren ihrem ‚Spieltrieb‘ folgen und auf gemäßigter Wettkampfbasis spielerisch etwas für ihre Gesundheit tun (können)“ (SSV2: 8).

Keine_r der Interviewten stellt in Frage, dass Sportsportarten für Männer attraktiv sind und umgekehrt, dass Gymnastik ungeeignet und unattraktiv sei, da Männer ein Bedürfnis nach einer anderen Form von und vor allem nach mehr Bewegung haben. Im selben Kontext wird von einigen Interviewten ausschließlich mit Blick auf Männer die notwendige Adaptionleistung in der biografischen Entwicklung vor allem im höheren Alter thematisiert, die in Bezug auf den Sport bedeutet, von einem eher leistungsorientierten Sportengagement zu einer ‚altersgerechten‘ Bewegung zu kommen. In den Sportvereinen wird diese Herausforderung des Übergangs erkannt, aber es gelingt den Vereinen bisher nur in Bezug auf einen (kleineren) Teil der älteren Männer, diese für andere Sportformen als Ballsport zu begeistern. Ein Geschäftsführer formuliert es prägnant: „Man wird, sage ich mal, einen passionierten Ballsportler (dann) auch nicht mehr umstimmen zur Gymnastik“ (SV5: 64).

Die den Männern zugeschriebene mangelnde Affinität zu Gymnastik und Turnen korrespondiert mit der allgegenwärtigen Konnotation von Gymnastik als einer frauentypischen und vor allem ‚weiblichen Bewegungsform‘. Auch wird Frauen eine gewisse Begabung für Rhythmus und die Durchführung von (tänzerischen) Bewegungsabfolgen zugeschrieben und Männern dies eher abgesprochen. D. h. das sportliche Terrain ist geschlechtstypisch kartografiert und hierarchisiert, auch für ältere Menschen. Gymnastik und Turnen für Senior_innen – die am häufigsten ausgeübten Sportaktivitäten der Älteren – werden im Verein nicht ganz ernst genommen. Für Männer bedeutet die Teilnahme an solchen Kursen ein Überschreiten der vermeintlichen Geschlechtergrenzen und ist an und für sich schon eine hohe Einstiegshürde. Falls sie sich dann doch einmal in solche Kurse begeben, erscheinen sie eher als Exoten. D. h. es ist anzunehmen, dass alleine schon diese Deutungsmuster über typisch weibliche und typisch männliche Bewegungsformen dazu beitragen, dass sich ältere Männer diesen Kursen nicht zuwenden. Darüber hinaus wird Gymnastik mit Blick auf den Seniorenbereich eher deklassiert und nicht als ‚echte‘ Bewegung oder gar als Sport anerkannt. Dies wird u. a. in der Beschreibung durch den Geschäftsführer eines Sportvereins deutlich:

Ja, das Programm für die Frauen (ist) so ein bisschen mehr so im Tänzerischen vielleicht eher abgestimmt ist und bei den Männern eher auch ein paar andere Inhalte auch. Vielleicht mehr in Bewegung. Vielleicht doch mal einen Ballsport oder so etwas auf den Plan zu bringen und jetzt nicht nur im Gymnastikbereich (SV5: 49).

Die in den Sportvereinen implizit vorhandene Hierarchisierung von richtigem Sport – womit zumeist die Sportsportarten gemeint sind – und Gymnastik/Turnen wirkt ebenfalls als Inklusionsbarriere für Männer. So sind Frauen quasi als Nebeneffekt dieser Zuschreibung in den Gymnastik-Kursen eher unter sich, womit dann dieses ‚objektive‘ Bild einer Frauendomäne die qualitative Attribuierung einer typisch weiblichen Bewegungsform vermeintlich bestätigt.

5 Einsichten und Aussichten

In der Zusammenschau der Ergebnisse unserer drei Untersuchungen zeichnet sich zu der Frage, inwieweit sich in den Deutungsstrukturen von Individuen und insbesondere von Sportanbietern ein *doing gender* und *doing age* miteinander verweben, ein facettenreiches Bild ab. Es ist vor allem die intersektionale Perspektive von Alter und Geschlecht, die im Rahmen der Mehrebenenanalyse aufschlussreiche Erkenntnisse gebracht hat. Diese sollen am Ende des Beitrags nicht unnötig auf Highlights verkürzt werden. Gleichzeitig ist eine Beobachtung hervorzuheben, die sich ungeachtet der vielen Einzelergebnisse als ein Effekt der sozialen Strukturen herauszukristallisieren scheint: ein sportlich aktives Altern scheint für Männer ein schwierigeres Unterfangen zu sein als für Frauen. Hier wirken Deutungsstrukturen auf unterschiedlichen Ebenen in die gleiche Richtung. Zum einen lässt sich auf individueller Ebene ein geschlechtstypisches Sportverständnis beobachten, das bei Männern stärker an Wettbewerb und -kampf ausgerichtet ist. Zum anderen existieren auf Organisationsebene, insbesondere bei den Vereinen, geschlechtstypisierende Altersbilder, die angesichts der sozialen Konstruktion von ‚geschlechtsspezifischen‘ Sportarten ebenfalls für Männer vor allem die kompetitive Leistung als Handlungsorientierung in den Vordergrund stellen.

Literatur

- Agricola, Sigurd. 1998. *Senioren und Freizeit. Aktuelle Daten und Fakten zur Altersfreizeit*. Erkrath: Eigenverlag.
- Baur, Jürgen, Uwe Koch, Detlef Krüger, Thomas Quilitz, Thomas Ruge und Stephan Telschow. 1996. *Senioren sport in Ostdeutschland. Zwischen Powersport und Kaffeeklatsch*, Bd. 1. Aachen: Meyer & Meyer.
- Denk, Heinz und Dieter Pache. 1996. *Bewegung Spiel und Sport im Alter Bedürfnissituation Älterer*, Bd. 1. Köln: Sport Buch Strauß.

- Diketmüller, Rosa. 2001. Vom „Doing Gender“ zum „Doing Aging“ – Zum Beitrag der Frauen- und Geschlechterforschung für sportgeragogische Perspektiven auf Aktivität und Altern. *Spectrum der Sportwissenschaften* 13 (1): 24–40.
- DOSB. 2014. Bestandserhebung 2014. Fassung vom 01.11.2014. http://www.dosb.de/fileadmin/sharepoint/Materialien%20%7B82A97D74-2687-4A29-9C16-4232BAC7DC73%7D/Bestandserhebung_2014.pdf. Zugriffen: 18. Febr. 2015.
- Hartmann-Tews, I. 1996. *Sport für alle !? – Strukturwandel des Sports im internationalen Vergleich: Deutschland, Großbritannien und Frankreich* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, Bd. 91). Schorndorf: Hofmann.
- Hartmann-Tews, Ilse, Ulrike Tischer und Claudia Combrink. 2008. Doing Gender und Doing Age im Kontext von Sport und Bewegung. *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 2:32–51.
- Hartmann-Tews, Ilse, Ulrike Tischer und Claudia Combrink. 2012. *Bewegtes Alter(n) – Sozialstrukturelle Analysen von Sport im Alter*. Leverkusen: Budrich.
- Hirschauer, Stefan. 1994. Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46 (4): 668–692.
- Hirschauer, Stefan. 2001. Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41*, 208–236. Opladen: Westdeutscher.
- Kohli, Martin und Künemund Harald, Hrsg. 2000. *Die zweite Lebenshälfte – Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich.
- Saake, Irmhild. 2006. *Die Konstruktion des Alters*. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Altersforschung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schroeter, Klaus R. 2008. Verwirklichungen des Alterns. In *Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine kritische Gerontologie*, Hrsg. Anton Amann und Franz Kolland, 235–263. Wiesbaden: VS Verlag.
- Spindler, Mone. 2007. Neue Konzepte für alte Körper. Ist Anti-Aging unnatürlich? In *Graue Theorie – Die Kategorie Alter und Geschlecht im kulturellen Diskurs*, Hrsg. Heike Hartung, Dorothea Reinmuth, Christiane Streubel und Angelika Uhlmann, 79–102. Köln: Böhlau.
- West, Candance und Don H. Zimmerman. 1991. Doing Gender. In *The Social Construction of Gender*, Hrsg. Judith Lorber, 13–37. Newbury Park: Sage.

Über die Autorin

Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews is Professor of Sociology and Head of the Institute of Sociology & Gender Studies at the German Sport University Cologne. Her areas of research are social construction of gender in social systems (e.g. sport, media, science); intersectional influences of gender, age(ing) and social stratification on somatic cultures; Ongoing research projects are on ‘images of ageing and physical activity’ and ‘gender based violence in sport organisations’.

Teil VII

Differenzsetzungen in Institution/ Organisation

Physical Education as a Site of Critical Inquiry: Intersectionality and Ethnically Diverse Young People's Issues of Embodiment

Laura Azzarito

1 Introduction

Current scholars involved in the study of critical issues in physical education (PE) have acknowledged how gender must not be viewed in isolation from the many other socio-cultural and economic dimensions of life that impact young people's embodied identities (Carrington and Wood 1995; Fleming 1994; Flintoff et al. 2008). Using intersectionality as a theoretical framework, young people's ways of performing, constructing, and expressing masculinities and femininities are viewed as plural and fluid, informed by race and social class relations, as produced by and negotiated in specific sport contexts. Early critical work in PE that emerged in the 1980s and 1990s, however, focused on gender as a single and unitary social category, treating "girls" and "boys" as homogeneous groups. In particular, in the mid-1980s, a solid body of literature, informed by second-wave feminism, shed light on gender inequalities embedded in PE classes, revealing how a hidden curriculum centered on and privileged boys' participation in PE classes, discriminating against girls (Griffin 1983, 1984). From a critical perspective, the hidden curriculum was conceptualized as informal and/or formal learning of knowledge, attitudes, norms, and values—a set of meanings concerning gender relations—that excluded and marginalized girls. Drawing from second-wave feminism, girls

L. Azzarito (✉)
Columbia University, New York, USA
E-Mail: la2477@tc.columbia.edu

were implicitly constructed as a “problem”, viewed as being “oppressed” by boys and as lacking skills, interest, and willingness to participate in PE (Flintoff et al. 2008). This work, however, focused on the experiences of White, middle-class girls, leaving the perspectives and experiences of ethnically diverse young people unexamined (Azzarito and Solmon 2005).

More recently, several scholars have conceptualized complicated relationships among curricula, inequalities, and student embodied learning in school PE, recognizing that norms of gender/sex converge with race/ethnicity and social class in complex ways that change over time (Flintoff et al. 2008; Oliver and Lalik 2004). Shifting the focus away from the study of gender as a unitary category enabled researchers not only to challenge the notion of girls and boys as “homogeneous” groups but also to consider the dynamic nature of gender relations at the intersection of other identity categories. To understand the complexity of social issues impacting schools, critical scholars have challenged the notion of girls as the “problem” or as being “oppressed” in PE (Azzarito and Solmon 2006; Flintoff et al. 2008), theorizing gender as a relational, socially constructed category and positioning girls as active agents in negotiating power relations embedded in the PE class (Azzarito 2010). Researchers then started to investigate the construction of femininity in relation and opposition to the construction of masculinity, extending the research on gender issues in PE to the experiences of boys as well. In particular, scholars were concerned with the embodied experiences of boys who do not live up to the societal expectations of being sporting bodies—boys who neither perform nor mirror hegemonic forms of masculinity performance in PE (i.e., aggressive behavior, muscularity, competitiveness, skillfulness) (Drummond 2003; Martino and Pallotti-Chiarolli 2003).

Besides gender/sex, other axes of identity, such as race/ethnicity, disability, and social class, also contribute to a sense of identity and construction of the physical body. For instance, studies in PE have tended to neglect ethnic minority young people, although there has recently been increased interest in understanding the role of culture in young people’s lifestyles. Over the past decade, researchers have begun to pay more attention to debates around the ways in which not only gender but also race/ethnicity, social class, and gender/sex are problematic at the curriculum and pedagogy level in PE, impacting the embodied identities of ethnically diverse young people and their (dis)engagement in physical activities (Azzarito and Solmon 2005, 2006; Flintoff et al. 2008; Harrison et al. 2004; Oliver 2001; Oliver and Lalik 2004). Considering this line of inquiry, this chapter first suggests that to move beyond Whiteness, there is a critical need to further research on issues of embodiment, pedagogy, and inequalities, re-centering and revealing the perspectives and body experiences of ethnically diverse girls and

boys. Next, it examines how the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, and social class impacts the embodied identities of ethnically diverse young people, considering PE as a site of critical inquiry. Last, it advocates for constructing PE as a socio-cultural, critical, and transformative pedagogical site for supporting ethnically diverse young people's issues of embodiment and for advancing social change. From a critical perspective, embodiment refers to the process through which, consciously and/or unconsciously, young people form their identity through their negotiation of the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, social class, and (dis)ability. Embodied identity thus manifests itself through a wide range of cultural practices and expressions of the body.

2 Researching Inequalities in PE: Re-centering the Embodied Identities of Ethnically Diverse Young People

Critical scholars have acknowledged a rather complex but significant set of links among young people's identities, the body, culture, PE curriculum, and society (Garrett 2004; Rich et al. 2004). Drawing from third-wave feminist theories (Butler 1990), scholars' theorization of the body as a social entity recognizes young people's identity development during adolescence as a complicated process that affects their self-concept and physicality development (Azzarito and Katzew 2010). The body then is viewed as a bearer of symbolic value within today's consumer culture: Young people come to understand their bodies and construct their identities in sync with cultural processes (Garrett 2004). Third-wave feminism also assumes that girls and boys take on multiple subjectivities in the context of PE based on how they construct their bodies and negotiate physical identities (Rich et al. 2004). School PE is deeply implicated in these cultural processes that explicitly and/or implicitly normalize, regulate, and discipline the body to conform to dominant discourses of gender/sex, race, and social class, leaving young people feeling vulnerable to potentially destructive body issues and concerns. As active agents, however, how girls and boys negotiate such dominant discourses is based on the ways they decide to construct and present their bodies in sites of physical culture. In other words, in the context of PE, young people position themselves on a continuum from the center to marginalized positions and vice versa based on the ways they feel, experience, and see their bodies, as well as the ways they negotiate dominant forms of physical culture produced in society and institutionalized in schools (Gorely et al. 2003).

In today's Western society, as the media produce and circulate hegemonic forms of physical culture, the body has become a site of struggle for young people. Bodies are shaped within the terms of particular cultures and societies. In the contemporary globalized world, new technologies, tv, internet, magazines, and the virtual world function as new pedagogies of sport, fitness, and health, permeating young people's lives and creating many forms of pressure around the body (Azzarito 2010). Gender/sex, race/ethnicity, and social class play significant roles in how media images of idealized bodies deliver implicit or explicit messages around high-status bodies in sport, health, fitness, and physical activity, impacting young people's embodied learning in detrimental ways. More and more, young people are increasingly expected to adjust to certain social expectations of the body, and thus they might feel obliged to conceal themselves with gendered and/or racialized norms. What is particularly problematic is that girls and boys can feel estranged from themselves when their views of their bodies do not conform to societal expectations.

Although the impact of the intersectionality of racism, classism, and sexism on young people's embodied identities has been largely unexplored, scholars in PE recently have started to interrogate assumptions of Whiteness in the Western model of PE, raising critical questions around the dearth of research on the exclusion of ethnically diverse young peoples' views and experiences. Scholars have now begun to recognize that issues of gender, race, and social class, and the intersectionality of those social categories, are particularly significant in PE and sport, informing ethnically diverse young people's construction of the body, self-concept, and (dis)engagement from physical culture (Fleming 1994; Millington et al. 2008; Oliver and Lalik 2004). Cultural power relations produced through sports enter the institution of schooling in powerful ways. Girls' and boys' identity development is based largely upon values, attitudes, and beliefs associated with the construction of sport in society and the subsequent reproduction of sport in school PE. Bodies are gendered, racialized, disabled, and classed through cultural, institutional, and material experiences that inform appearance, desires, and bodily behaviors and habits. Sport-based PE that is constructed upon able-body norms excludes young people experiencing disability. Several scholars thus have called for research that challenges paradigms of normativity, re-articulating disability from an embodied perspective (Goodwin and Peers 2012). Fitzgerald (2006) has pointed out that the construction of the "disabled body" can result in a significantly narrow and restricted understanding of the embodied experiences of young people's "disabled bodies" in the context of PE and sports.

Schools reproduce the media's hidden curriculum, but they are also sites of pedagogical resistance and social transformation. Notably, considering schools as microcosms of society, some scholars have advocated the creation of safe places for young people in schools where body issues linked to the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, disability, and social class are not discounted, but addressed (Azzarito and Solmon 2005; Carrington and Wood 1995). School is the only educational space that can tackle issues of embodiment and social justice by pedagogically assisting *all* young people to think critically about issues of gender/sex, race/ethnicity, and social class and thus help them deal with insecurities and uncertainties about their bodies (Fisette 2011). PE could potentially create a space where ethnically diverse young people do not feel compelled to deny important aspects of their identities and where they can learn how they can assert themselves and construct positive self-concepts and views of their bodies (Azzarito 2009). The next section discusses the impact of the intersectionality gender/sex, race/ethnicity, and social class on ethnically diverse young people's embodied identities, positioning school PE as a site of socio-educational and critical inquiry.

3 PE as a Site of Critical Inquiry: Challenging the Myth of Slenderness, Ideals of Beauty, and Whiteness

In the past decade, numerous scholars have demonstrated how ethnically diverse young people construct racialized and gendered meanings around the body and that these bodily meanings impact their decision to (dis)engage in PE practices (Azzarito and Solmon 2005; Flintoff et al. 2008; Hill and Azzarito 2013; Millington et al. 2008; Oliver and Lalik 2001, 2004). Media-driven images of the girl's ideal body, for instance, implicitly reproduce the stereotypical construction of the ideal feminine body as a White slender body. This stereotypical construction of slenderness as a valued and desired feature of femininity functions to constrain girls' full development of their physicality, circumscribing their participation to gender-appropriate physical activities (i.e., fitness, walking, cheerleading) (Azzarito 2009; Gorely et al. 2003). The binary of gender/sex aims to stabilize muscularity, competition, and athletic prowess—all conventionally masculine traits—in opposition to feminine characteristics, such as slenderness and the lack of skillfulness and athleticism. In the North American context, White middle-class women have historically been viewed as central figures in the creation of the

heteronormative family, expecting to perform gendered physicality, and engage in “lady-like behavior” (Cahn 1998). To address issues of girls’ embodiment, Oliver’s (2001) activist research, for instance, focused on encouraging girls to be critical of media meta-narratives of the ideal body, aiming to challenge and transform PE in ways that would benefit them.

In general, girls often reject images of girls that do not conform to racist and gendered standards of beauty (Oliver and Lalik 2004). Working with media images with small groups of girls in PE classes, Oliver helped girls communicate their thoughts, ideas, feelings, and concerns about their bodies. This school inquiry-based approach aimed to assist ethnically diverse girls in critically interrogating and interpreting cultural messages of the ideal feminine body fabricated and circulated by the media, they consume, desire, and embody in their daily lives.

Pedagogically, the body-work that Oliver enacted aimed to help ethnically diverse girls communicate their ideas, feelings, and concerns visually around issues of gender, race, size, and shape that otherwise be difficult to express. While images of the perfect body circulated by the media might impact White girls’ embodiment in detrimental ways because of the meanings they attach to slenderness, for Black girls, the “myth of slenderness” is doubly dangerous (Oliver and Lalik 2004). Universal standards of the ideal feminine body in Western society not only sustain heteronormative gendered norms, but they are also embedded in Whiteness at the exclusion of “Other” women. As Black women internalize these social meanings, their feelings of self-worth can be seriously jeopardized. The representation of ideals of beauty embedded in Whiteness implicitly sustains racist assumptions about girls’ bodies, maintaining the invisibility of “Other” women’s physicality in the media, which can be seriously damaging to Black girls’ racial identity development.

Considering the ways in which the intersectionality of gender/sex and race/ethnicity shapes girls’ embodied learning, Oliver and Lalik (2004) challenged institutionalized racism as well as gendered norms by subverting a school practice—the *Beauty Walk*—which implicitly circulated and celebrated the White, feminine, slender body as the norm of beauty. In this action research project, ethnically diverse girls involved with the *Beauty Walk* simultaneously participated in and resisted this school practice, recognizing the racialized and gendered hierarchical values of the high-status feminine body. Dominant cultural stories about the “good body” as ideally slender and White implicitly function to manage, discipline, and control girls’ bodies; and thus such narratives can be very difficult for girls to deal with (especially for Black girls). According to Oliver, creating pedagogical opportunities for girls that integrate “body talk” in PE curricula (Evans et al. 2008) is an important step toward helping girls learn to critique gendered

and racialized media messages. Oliver's inquiry-based approach created safe spaces for ethnically diverse girls to explore and express their experiences, feelings, and thoughts about their bodies, and thus learn how to resist messages that they felt were constraining their physicality. Through this inquiry process, girls were able to criticize this school practice and wrote letters to contest *the Beauty Walk* in their school. Anti-racist school-based inquiries have the potential to shed light on the intersectionality of race/ethnicity and gender/sex, opening up possibilities for resistance and transformation.

While Oliver's work has provided valuable insights into ethnically diverse girls' embodiment in school PE, issues of the body are very important to boys as well (Drummond 2003; Martino and Pallotta-Chiarolli 2003). Western discourses of fitness, health, and sports create ideals of body perfection and happiness for both girls and boys. The media-driven world offers a stimulating socio-cultural platform in and through which White, slim, and/or muscular bodies are fabricated as dominant icons of desirability. Ideals of body size, shape, and muscularity as circulated by the media work implicitly to maintain the gender/sex and racial order. The Western cultural ideal of thinness as a high-status feminine physicality is constructed in opposition to ideals of masculinity that feature muscular, strong, athletic, and skilled bodies in a wide range of physical activity practices (Azzarito and Katzew 2010). While girls' embodied experiences in PE remain the focus of current academic debate (Fisette 2011; Garrett 2004; Oliver 2001), an emerging concern for the education of boys has drawn attention to the importance of sport-based PE as a site of producing the high-status physicality boys desire, admire, and value (Drummond 2003). As ideals of beauty are often attached to the construction of femininity, ideals of athleticism, bigness, and muscularity are assigned to ideals of masculinity in sports. Status in PE is often associated with sporting bodies, which represent idealized forms of masculinities performed through strength, skillfulness, and forceful actions. Many boys who do not feel comfortable or confident in participating in sports-based PE might develop poor body images, viewing their physicality as unskilled and awkward, which in turn negatively impacts their socio-psychological and emotional wellbeing (Drummond 2003).

4 "Physically Superior," "Anti-Sporty," and "Weak" Bodies: Interrogating Racialized Sporting Bodies

As the ideal feminine body embodied by girls is often constructed around issues of appearance and beauty, the ideal masculine body that boys desire and value is constantly under scrutiny in terms of skillfulness, muscularity, athleticism, and

aggressive behavior in sport. Gender differences with regard to young people's self-concept and physicality development in sport-driven PE, however, might be heightened by race/ethnicity and social class. The instability of the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, and social class emerges out of a social imaginary embedded in a specific socio-historical contingency. In today's global world, sport-driven media images establish dominant representations of the athletic body, which are circulated and become institutionalized in school PE and sport contexts. For instance, different from the over-representation of White athletes in certain sports (e.g., golf, tennis, and swimming), Blacks' over-representation in basketball, track and field, and American football is often viewed as a function of social class as well as natural ability (van Sterkenburg and Knopper 2004). The Black body is assumed to have innate physical abilities, and thus to be stronger and faster than the White body (Harrison et al. 2011). As a result of such racialized and classist discourses, Black male youths are often channeled by coaches and physical education (PE) teachers into basketball and/or American football, encouraging them to embody the "hope dreams" discourse at the expense of academics, while discouraging White youth from pursuing their dreams of becoming professional athletes (Azzarito and Harrison 2008).

PE teachers, who are often coaches, maintain PE and athleticism as inextricably related, unintentionally transmitting gender, social class, and race-based stereotypes through their instruction. The hidden curriculum, in this case, takes form through the transmission of teachers' implicit and explicit values and messages (i.e., sexism, racism, ableism, physical hierarchies) that boys often embody. Harrison et al. (2004), for instance, demonstrated how, through the hidden curriculum, the social context of PE reproduced stereotypical messages about Blacks' physical superiority and intellectual inferiority when compared to White boys. In the North American context, while the over-representation of Blacks in certain sports (i.e., basketball, track and field, football) is often explained by their "exceptional" sports performance and their "innate abilities", such over-generalization works implicitly to stereotype Blacks (Bimper and Harrison 2011). The circulation of the social construction of Blacks' physical superiority and intellectual inferiority in school PE, however, might be problematic and indeed, damaging for both Black and White boys' embodiment. As a result of the circulation of the Black's physical superiority and intellectual inferiority in PE, Black boys are often channeled by PE teachers and coaches in certain sports at the expense of academics, while White boys are steered away from participation in certain sports and professional sport aspiration. Harrison et al. (2004) urged PE teachers, educators, and researchers to critically reflect upon the ways discriminatory

pedagogical practices occurring in the school PE context might have a negative impact on ethnically diverse boys' embodied learning, calling for the incorporation of critical pedagogies and "frank discussions" around racial issues in PE.

Similar to the ways Black boys are positioned in the realm of certain sports in North America, in the United Kingdom, PE teachers and coaches often stereotype boys of West Indian background as more successful in sports and as physically superior to White boys (Carrington and Wood 1995). These stereotypes embedded in PE classes mark the bodies of boys of West Indian background as "aggressive," "disruptive," and "physically superior," as well as stereotyping the boys as having low academic abilities. In Carrington and Wood's (1995) study, as a result of PE teachers' stereotypical beliefs, boys of West Indian background reported that they felt pressured by their PE teachers and coaches to participate in extra-curricular sports and take part in school sports teams. Like boys of West Indian background, other racial minorities in the United Kingdom are often treated stereotypically. Afro-Caribbeans are also viewed as having innate physical capabilities and thus are channeled into sporting activities. PE teachers and coaches encourage Afro-Caribbeans' sport success, rather than their academic achievement (Fleming 1994). Such stereotypes in the dominant school culture can be dangerous and damaging if not addressed critically in PE.

Just as certain ethnic minority groups have been channeled into sports, South Asians are often defined as a "problem" because of their lack of involvement in sport, defined as "academic, but non-sporting" (Fleming 1994, p. 170). In a Eurocentric context embedded in the White imagination, while idealized masculinities are represented by White, heteronormative, and muscular bodies, Asian boys are constructed as having a weak masculinity, characterizing their bodies as inferior, submissive, and anti-sporty (Haywood and Mac an Ghaill 2003). To destabilize this racialized construction, Hill (2013) explored the embodiment of British South Asian boys in the context of their PE classes and used a visual approach to enable South Asian boys to "speak for themselves" in PE. Through this participatory research, South Asian boys had opportunities to visually formulate their own realities and put forward self-representations. Results from this study demonstrated how South Asian boys did not adhere to the notion of high-status masculinities as White physicalities; rather, they saw themselves as sporty bodies who could achieve success in sites of physical culture where they felt valued and that they considered culturally relevant to their ethnic backgrounds. While in the context of the United Kingdom, football represents an important space for boys' investment in White working-class values and masculinity, South Asian boys viewed sport as a means "to get us off the street", using the troublesome working

class masculinity discourse. In their making sense of their embodiment in PE and sport, boys of different ethnicities take on multiple discourses of masculinities at the intersection of social class, expressing their embodiment in sport in a wide range of ways.

Similar to Hill's (2013) study, but in the context of Vancouver, Millington et al. (2008) examined how racist assumptions positioned the Asian body (males of Chinese descent) at the very margin of PE classes and made it the victim of subtle forms of discrimination. Unlike stereotypical images of Black boys as physically superior, in Vancouver schools, Chinese boys are stereotypically constructed as weak, effeminate, small, and thus physically inferior to White Canadian boys. The problem of cultural discrimination against Chinese masculinities persists in normative sport-based PE curricula, which centers White boys in competitive school sports (i.e., soccer, hockey, and basketball). Findings that emerged from this study evidenced how racist assumptions about the body are linked to notions of masculinities and social class, upholding masculinities that mirror a "model of athleticism as a White, middle-class, heterosexual, able-bodied one with a focus on physical strength and toughness" (Millington et al. 2008, p. 197), discriminating against "Other" masculinities that deviate from that hierarchical, racialized model. According to Hill (2013), PE needs to pay attention to the ways gendered identities are formed at the intersection with race/ethnicities and social class, to recognize the multiple forms of masculinities ethnically diverse boys construct, experience, and perform.

Although sport in general is viewed as a male domain, race/ethnicity, social class, and gender play crucial roles in the ways different ethnic minority groups are stereotypically positioned and position themselves with regard to sport and sport-based PE curricula. Similar to other cohorts of ethnic groups, South Asian girls are positioned as "Other" bodies in normative sport contexts, and their physicality is labeled as "weak", "anti-sporty", and "dependent". In the United Kingdom, for instance, the underrepresentation of South Asian girls in sport has been traditionally explained by their family values, domestic commitment, and child-rearing responsibilities (Carrington et al. 1987). More recently, however, researchers have shown how South Asian girls view themselves as "active bodies" in PE and sport-based recreational activities, challenging the stereotypical construction of South Asian girls as anti-sporty (Azzarito and Hill 2012). In this visual ethnography, girls cultivated themselves as active bodies on their own terms, inserting themselves into home-made sites of physical culture. They self-invented in the landscape of home, re-defining themselves as sporting bodies in a virtually oriented physical culture and/or playing other sports with family members in the

privacy of their gardens and living rooms. Rather than perceiving themselves as “bodies-at-risk”, South Asians in this study viewed themselves as active bodies given the socio-educational and economic resources that were available to them. They constructed themselves as recreational and sporting bodies in “girl-defined” spaces, whether in single-sex school PE or in private homes. Notably, South Asian girls, like other cohorts of ethnic groups, are not homogeneous groups, nor do they share common embodied experience in physical activity. They are significantly different based on the various ethnic groups to which they belong and the heterogeneity and multiplicity of their cultural practices (Fleming 1994).

5 Conclusion

This chapter has examined how the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, and social class circulates in PE, impacting ethnically diverse young people’s embodied identities. In spite of the recent theoretical shift toward third-wave feminist conceptions of embodiment, according to Millington et al. (2008), “class, sexuality, and race continue to receive far less attention than gender issues at the curriculum level” (p. 203). School PE curricula have the capacity to exacerbate problematic understandings of the sporting body, race, gender, and social class, maintaining discriminatory attitudes, values, and behaviors. If not addressed, gender, race, and social class boundaries at school can be sharply delineated, circumscribing ethnically diverse young people’s choices, access, and opportunities to develop positive self-concepts. Identities are not fixed, however, but are created in fluid and multiple ways in the realm of the physical cultures they inhabit. Young people carry different identities, cultures, values, expectations, and traditions, and gender is only one of many aspects of identity, which includes a range of other socio-cultural, educational and economic factors. Young people form their own identities in relation to pressures of normative bodies constructed in society, mediated through relations of gender, social class, race/ethnicity, and ability. As Seidler (2010) suggested: “The ways in which different pressures come together in young people’s lives help shape their identities but also put young people under increasing stress” (p. 24).

PE is the only school subject that can dismantle the boundaries of gender/sex, race/ethnicity, and social class that often limit young people’s physicality development. Therefore, creating PE classes as sites of critical inquiries around issues of embodiment can enable ethnically diverse girls and boys to critically challenge stereotypical constructions of the body, as well as express how they feel about

their bodies in supportive ways. The integration of a socio-cultural perspective in the PE school curriculum can legitimate and value ethnically diverse young people's body knowledge, enhancing their level of interest in physical activity. To deal with body pressures, concerns, and doubt, school PE is the only educational space that can enable *all* young people to critically reflect on their embodied identities and express their cultural backgrounds, thus helping them construct a positive, comfortable, and culturally relevant physicality.

References

- Azzarito, Laura. 2009. The panopticon of physical education: Pretty, active and ideally White. *Physical Education and Sport Pedagogy* 14:19–39.
- Azzarito, Laura. 2010. Future girls, transcendent femininities and new pedagogies: Toward girl's hybrid bodies? *Sport, Education and Society* 15:261–275.
- Azzarito, Laura. 2013. "Speaking for themselves" through digital photography: The re-making of South Asian girlhood in home-made physical culture. In *Pedagogies, Physical Culture and Visual Methods*, eds. L. Azzarito and D. Kirk. London: Routledge.
- Azzarito, Laura and Louis Harrison. 2008. 'White men can't jump'. Race, gender and natural athleticism. *International Review for the Sociology of Sport* 43:347–364.
- Azzarito, Laura and Joanne Hill. 2012. Girls looking for a 'second home': Bodies, difference and places of inclusion. *Physical Education & Sport Pedagogy* 14 (2): 1–25.
- Azzarito, Laura and Adriana Katzew. 2010. Performing identities in physical education: (En)gendering fluid selves. *Research Quarterly for Exercise and Sport* 81:25–37.
- Azzarito, Laura and Melinda Solmon. 2005. A reconceptualization of physical education: The intersection of gender/race/social class. *Sport, Education and Society* 10:25–47.
- Azzarito, Laura and Melinda Solmon. 2006. A poststructural analysis of high school students' gender and racialized bodily meanings. *Journal of Teaching in Physical Education* 25:75–98.
- Bimper, A.Y. and L. Harrison. 2011. Meet me at the crossroads: African American athletic and racial identity. *Quest* 63:275–288.
- Butler, Judith. 1990. *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity*. New York: Routledge.
- Cahn, Susan. 1998. From the 'muscle moll' to the 'butch' ballplayer: Mannishness, lesbianism, and homophobia in US women's sports. In *The politics of women's bodies: Sexuality, appearance, and behavior*, eds. R. Weitz, 67–81. Oxford: Oxford University Press.
- Carrington, Bruce and Edward Wood. 1995. Body talk: Images of sport in a multi-racial school. In *Sociology of Leisure: A reader*, eds. C. Critcher, P. Bramham and A. Tomlinson, 143–151. London: E & FN Spon.
- Carrington, Bruce, Terry Chivers and Trevor Williams. 1987. Gender, leisure and sport: A case-study of young people of South Asian descent. *Leisure Studies* 6:265–279.
- Drummond, Murray. 2003. The meaning of boys' bodies in physical education. *The Journal of Men's Studies* 11:131–143.

- Evans, John, Emma Rich, Brian Davies and Rachel Allwood. 2008. *Education, disordered eating and obesity discourse: Fat fabrication*. London: Routledge.
- Fisette, Jennifer. 2011. Exploring how girls navigate their embodied identities in physical education. *Physical Education and Sport Pedagogy* 16:179–196.
- Fitzgerald, Hayley. 2006. Disability and physical education. In *Handbook of Physical Education*, eds. D. Kirk, D. Macdonald and M. O'Sullivan, 752–766. London: Sage.
- Fleming, Scott. 1994. Sport and South Asian youth: The perils of 'false universalism' and stereotyping. *Leisure Studies* 13:159–177.
- Flintoff, Anne, Hayley Fitzgerald and Sheila Scraton. 2008. The challenges of intersectionality: Researching difference in physical education. *International Studies in Sociology of Education* 18:73–85.
- Garrett, Robyne. 2004. Gendered bodies and physical identities. In *Body knowledge and control. Studies in the sociology of physical education and health*, eds. J. Evans, B. Davies and J. Wright, 53–64. New York: Routledge.
- Goodwin, Donna and Danielle Peers. 2012. Disability, sport and inclusion. In *Inclusion and exclusion through youth sport*, eds. S. Dagkas and K. Armour, 186–202. Champaign: Human Kinetics.
- Gorely, Trish, Rachel Holroyd and David Kirk. 2003. Muscularity, the habitus and the social construction of gender. Toward a gender relevant physical education. *British Journal of Sociology of Education* 24:429–448.
- Griffin, Pat. 1983. 'Gymnastics is a girl's thing': Student participation and interaction pattern in a middle school gymnastics unit. In *Teaching in physical education*, eds. T. Templin and J. Olson. Champaign: Human Kinetics.
- Griffin, Pat. 1984. Girls' participation in a middle school team sports unit. *Journal of Teaching in Physical Education* 4:30–38.
- Harrison, Louis, Laura Azzarito and Joe Burden. 2004. Perceptions of athletic superiority: a view from the other side. *Race Ethnicity and Education* 7:149–165.
- Harrison, Louis, Gary Sailes, Willy Rotich and Albert Bimper. 2011. Living the dream or awakening from the nightmare: Race and athletic identity. *Race Ethnicity and Education* 14:91–103.
- Haywood, Chris and Mairtin Mac an Ghaill. 2003. *Men and masculinities*. Buckingham: Open University Press.
- Hill, Joanne. 2013. Rejecting the weak Asian body: Boys visualizing strong masculinities. In *Pedagogies, Physical Culture and Visual Methods*, eds. L. Azzarito and D. Kirk. London: Routledge.
- Hill, Joanne and Laura Azzarito. 2013. Researching valued bodies in PE: A visual inquiry with young people. *Special Edition, Physical Education and Sport Pedagogy* 17 (3): 263–276.
- Martino, Wayne and Maria Pallotta-Chiarolli. 2003. *So what's a boy? Addressing issues of masculinity and schooling*. Philadelphia: Open University Press.
- Millington, Brad, Patricia Vertinsky, Ellexis Boyle and Wilson Brad. 2008. Making Chinese-Canadian masculinities in Vancouver's physical education curriculum. *Sport, Education and Society* 13:195–214.
- Oliver, Kim. 2001. Images of the body from popular culture: Engaging adolescent girls in critical inquiry. *Sport, Education and Society* 6:143–164.

- Oliver, Kim and Rose Lalik. 2001. The body as curriculum: Learning with adolescent girls. *The Journal of Curriculum Studies* 33:303–333.
- Oliver, Kim and Rose Lalik. 2004. “The beauty walk”: Interrogating whiteness as the norm for beauty within one school’s hidden curriculum. In *Body knowledge and control. Studies in the sociology of physical education and health*, eds. J. Evans, B. Davies and J. Wright. New York: Routledge.
- Rich, Emma, Rachel Holroyd and John Evans. 2004. ‘Hungry to be noticed’: Young women, anorexia and schooling. In *Body knowledge and control. Studies in the sociology of physical education and health*, eds. J. Evans, B. Davies and J. Wright. New York: Routledge.
- Seidler, Victor Jeleniewski. 2010. *Embodying identities: Culture, differences and social theory*. Bristol: The Policy Press.
- Van Stenkenburg, Jacco and Annelies Knoppers. 2004. Dominant discourses about race/ethnicity and gender in sport practice and performance. *International Review for the Sociology of Sport* 39:301–321.

Über die Autorin

Prof. Laura Azzarito is an Associate Professor of Physical Culture and Education at Teachers College, Columbia University, New York, USA. Her research examines the links among young people’s construction of the body, identity and inequality issues from a pedagogical and sociocultural perspective. Her current research aims to understand the ways in which the intersectionality of gender/sex, race/ethnicity, disability, and social class impacts young people’s embodiment in urban, multicultural school contexts. Dr. Azzarito is also interested in studying visual methods as a means for researching young people’s embodied identities and for exploring the transformative aspects of participatory research with young people in school contexts. The interdisciplinary nature of her research brings together art education, visual studies, curriculum, physical education and physical culture studies.

Zur Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen im Sportunterricht

Petra Gieß-Stüber und Gabriele Sobiech

1 Einführung

In keinem anderen Schulfach wird Geschlecht so häufig thematisiert und problematisiert wie im Sportunterricht. Immer wieder liefert die Schulsportforschung Belege für eine unerschütterliche Aktualisierung von Geschlecht (Gieß-Stüber 2012; Sobiech 2010; Voss 2011). In diesem Beitrag sollen Ursachen und Wirkungsgefüge dieser scheinbar unauflöslichen Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen genauer aufgezeigt werden. Dabei beziehen wir uns zunächst explizit auf Deutschland, da für die Analyse der Relevanz von *Geschlecht* im Rahmen sportlicher Aktivität starke internationale Differenzen existieren (Rohrer und Haller 2015, S. 77). Zudem ist davon auszugehen, dass die sozialen Strukturen einer Gesellschaft (geschlechtsbezogene Arbeitsteilung), nationale (Schul- und Sport-)Politik sowie (geschlechter-)kulturell tradierte Normen, folgenreiche Unterscheidungen produzieren und die daraus erwachsenden körperlichen Praktiken in spezifischer Weise formen.

Der erste Teil des Beitrags zeigt, dass in Deutschland geschlechterdifferente Umgangsweisen im Schulsport häufig noch auf Normen und Regeln des organisierten Sports und der zugrunde liegenden somatischen Kultur basieren. Im zweiten Teil wird dargestellt, auf welchen Ebenen, durch welche Akteur_innen

P. Gieß-Stüber (✉)

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg, Deutschland

E-Mail: petra.giess-stueber@sport.uni-freiburg.de

G. Sobiech

Pädagogische Hochschule Freiburg i. B., Freiburg, Deutschland

E-Mail: sobiech@ph-freiburg.de

und auf welche Weise Geschlechterdifferenz im Sportunterricht hergestellt wird. In einem dritten Teil stellen wir internationale Forschungsergebnisse vor, um herauszufinden, inwieweit nationale Gegebenheiten Differenzsetzungen bestimmen. Da empirische Studien zu Praktiken der Geschlechterdifferenzierung im Sportunterricht in Deutschland nach Beginn des 21. Jahrhunderts quasi nicht mehr durchgeführt worden sind, können zudem aus dem internationalen Diskurs Perspektiven zur Überwindung geschlechtsbezogener Differenzsetzungen abgeleitet werden.

2 Geschlechterdifferenzen im (organisierten) Sport

Die Kategorie Geschlecht ist im (organisierten) Sport ein zentrales, ein- und ausschließendes Unterscheidungsmerkmal wie es in kaum noch einem anderen gesellschaftlichen Feld existiert. Eine zentrale Ursache dafür ist darin zu sehen, dass der Körper und körperliche Differenzen im Zentrum der sportlichen Praxen stehen. Im leistungsorientierten Sport werden systematisch Unterschiede ermittelt und auf körperliche Leistungen basierende Rangfolgen aufgestellt. Wettkämpfe werden nach Geschlechtern getrennt durchgeführt, Ausnahmen bilden lediglich die Sportarten Reiten und Schießen. Häufig gelten differente Regeln und Maßstäbe, die sich auf die Nutzung unterschiedlicher Sportgeräte beziehen, die unterschiedliche Leistungsanforderungen etablieren wie z. B. bei den Bundesjugendspielen oder bei dem Sportabzeichen oder sogar geschlechterdifferente Bekleidungs Vorschriften¹ umfassen, letzteres bei fast allen Sportarten.

Diese Differenzen spiegeln sich auch in der Sportpartizipation und in der Präferenz von Sportarten wider. Frauen haben inzwischen, was das Ausüben von Sportaktivitäten insgesamt betrifft, stark aufgeholt. Sie treiben heute in nahezu ähnlichem Umfang Sport wie Männer. Auf den organisierten Sport (Deutscher Olympischer Sportbund DOSB) bezogen sind es von etwa 27 Mill. Bundesbürgern (ca. 40 % der Bevölkerung) etwa 10,4 Mio. Frauen, also knapp 40 %, die Mitglied in einem Sportverein sind². Es gelingt immer mehr Mädchen und Frauen

¹Z. B. existierten von 2004 bis 2012 im Beach-Volleyball exakte Vorgaben durch die Kleiderordnung des Volleyball-Weltverbandes FIVB für die Hosenbreite der Frauen, die 7 cm nicht überschreiten durfte.

²Im Jahr 1950 umfasste der Frauenanteil der Mitglieder im DSB noch 10% (Pfister 2008, S. 13).

traditionelle Machtverhältnisse, Zuschreibungen und Einschränkungen zu überwinden und Zugang zu neuen Feldern des Sports zu finden wie z. B. im Boxen, Sumoringen oder Skispringen. Dagegen bilden sich fast unbemerkt weibliche Domänen aus, in denen Männer kaum zu finden sind. Abgesehen von der rhythmischen Sportgymnastik und dem Synchronschwimmen als originär weibliche Sportdisziplinen, bei denen Männer formal ausgeschlossen sind, bilden der Gesundheits- und Fitnesssport, vor allem mit dem Schwerpunkt auf rhythmisch-tänzerische Bewegungsformen, und die Ausübung von Entspannungstechniken ein nahezu ausschließliches Frauenressort. Darauf verweisen insbesondere die Mitgliedszahlen in kommerziellen Fitnessstudios und die Beteiligung an Gymnastikangeboten in all seinen Facetten im Deutschen Turnerbund, in dem der Anteil von Mädchen und Frauen mehr als doppelt so hoch ist wie der von Jungen und Männern³. Eine Ursache für dieses immer noch große Interesse an Bewegungsformen, die an Ästhetik und Gesundheit orientiert sind, liegt in der gesellschaftlich different vermittelten somatischen Kultur für Frauen und Männer, die einen jeweils anderen Körperumgang implizieren. Danach wird Frauen immer noch stärker die Sorge um den Körper und die Stilisierung des Aussehens nahe gelegt, während Härte und Durchsetzungskraft am eigenen Körper praktiziert, aber auch gegen andere gerichtet, als Kennzeichen eines männlichen Körpermanagements gelten (Meuser 2005, S. 281). Die Ausübung als weiblich geltender Aktivitäten wird für Männer nach dieser Maßgabe als unpassend interpretiert, ja nicht selten müssen Jungen und Männer, die solcherlei Aktivitäten betreiben, z. B. Tanzen, damit rechnen als homosexuell stigmatisiert zu werden. Bei Sportarten hingegen, die den eigenen Körper aufs Spiel setzen, z. B. in Spielen mit Körperkontakt oder auf die Spitze getrieben im Extremsport, ist der Aufforderungscharakter für Jungen und Männer besonders groß. Daher sind Ballspiele wie Basketball und Fußball⁴, die eine kämpferische Auseinandersetzung erfordern, nach wie vor von Jungen und Männern dominiert (Meuser 2006, S. 167 f.). Die bisher aufgezeigten Differenzen stehen allerdings nicht, wie es vielleicht den Anschein haben mag, gleichberechtigt nebeneinander. Im Sport gilt der von Männern betriebene Sport nach wie vor als Norm (Sobiech und Ochsner 2012, S. 10).

³Im Jahr 2015 umfasst der Anteil von Mädchen und Frauen 3.455.334 zu 1.553.632 Jungen und Männer (vgl. www.dtb-online.de/portal/verband/struktur-fakten/daten-fakten/mitgliederstruktur.html).

⁴Dies gilt für Deutschland. In anderen Ländern, wie z. B. in den USA, China oder Norwegen, in denen der Fußball weniger hegemonial ist, gilt er stärker als weiblich konnotiert.

Insbesondere zeigt sich dies daran, dass an Sportarten, die von Männern ausgeübt werden, ein größeres öffentliches Interesse besteht, das mit Geld und Prestige verbunden ist.

3 Geschlechterdifferenzierungen im Sportunterricht

Schulsport ist zunächst eine spezifische Form des Sports, die sowohl den Sportunterricht als auch außerunterrichtliche sportliche Aktivitäten umfasst. Die durch Bewegung, Spiel und Sport gezielt initiierten motorischen, kognitiven, sozialen und leibbezogenen Bildungsprozesse (Friedrich 2010, S. 46) greifen in der Regel auf ein Sportverständnis zurück, das die Organisationen und Institutionen definieren und anbieten, wie Wirtschaft und Medien, vor allem aber auch Sportvereine und -verbände. Gemeint sind vor allem diejenigen Bewegungsformen, die primär darauf ausgerichtet sind, konkurrenzorientiert individuelle Leistungen zu erbringen, mit dem Ziel der Überbietung von Gegnerinnen und Gegnern innerhalb eines fest umrissenen Regelkanons. Das Sportartenkonzept, das die Sportdidaktik seit den 1980er Jahre prägte, scheint also immer noch aktuell zu sein, obwohl Lehrplanreformen und fachdidaktische Konzepte der letzten zehn Jahre explizit erzieherische Aufgaben im Sportunterricht hervorheben. Auch das Planungs- und Unterrichtsverhalten von Sportlehrkräften scheint stark von der eigenen (Leistungs-)Sportkarriere bestimmt zu sein, die persönliche Orientierungsmuster bzw. Handlungsrouinen im Rahmen einer subjektiven, an Sportarten angelehnten Didaktik formt (Stibbe 2010, S. 504). Zwischen dem Wollen des Lehrplans und der alltäglichen Praxis des Unterrichts lassen sich nicht selten große Abweichungen feststellen (Geßmann 2007). Die Vermittlung eines begrenzten Ausschnitts aus vielfältigen Körpertechniken, Praxis- und Bewegungsstilen mit ihren impliziten pädagogischen und fachdidaktischen Leitbildern kann dann dazu führen, dass nur diejenigen angesprochen werden, die mit dieser Form sozialer und praktischer Spiele des Unterrichts vertraut sind.

Sport und Sportunterricht stellen im Vergleich zum Klassenunterricht durch ihre Nutzung von Sonderräumen wie Sporthalle oder Sportplatz im Freien ein völlig anderes Setting für die Interaktionsordnung dar. Obwohl die übliche Sitzordnung wegfällt, ist jedoch auch der Sportunterricht entgegen der Auffassung sich ‚frei‘ bewegen zu können, „eine Einrichtung zur geregelten Formung des Körpers, deren Ziele in der Manipulation, Zivilisierung, Disziplinierung oder

Bildung bestehen können“ (Alkemeyer 2003, S. 40). Dabei spielen, wie wir weiter zeigen werden, gesellschaftliche (Geschlechter-)Leitbilder eine entscheidende Rolle, so dass der legitime Körpergebrauch in Form mentaler und psychischer Dispositionen bei Lehrkräften und Schüler_innen in ‚Fleisch und Blut‘ eingeht.

3.1 Bildungs- und Lehrpläne: Das Beispiel Baden-Württemberg

Sportlehrpläne können als Bindeglieder zwischen Fachdiskurs, politischem Leitbild und unterrichtlicher Praxis gesehen werden. Geschlechterkonstruktionen in Lehrplänen variieren von Bundesland zu Bundesland. Um geschlechtsbezogenes Differenzdenken zu illustrieren, sollen markante Aussagen aus dem Bildungsplan von Baden-Württemberg (2004) vorgestellt werden. So heißt es in einer fächerübergreifenden Leitfrage: „Wie kann in der Schule erreicht werden, dass Mädchen und Jungen sich bei aller Verschiedenheit als gleichberechtigt und gleichwertig wahrnehmen, um zu einer geschlechtlichen Identität zu finden?“ (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg 2004, S. 20). Im Fach Sport führt diese implizite Differenzannahme dazu, dass der Unterricht in der Regel in geschlechtergetrennten Gruppen organisiert wird, damit „Mädchen und Jungen ihre Fähigkeiten ohne Benachteiligung entwickeln können“ (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg 2004, S. 138). Die Annahme von ‚natürlichen‘ Geschlechterdifferenzen gehen hier in schulpolitische Vorgaben ein, obwohl Forschungsergebnisse diesen biologistisch geprägten Vorstellungen widersprechen. Alfermann zeigte bereits 1996 in einer Metaanalyse auf – sie bezieht sich auf Forschungsergebnisse zu Geschlechterdifferenzen von zwei Jahrzehnten –, dass bezüglich motorischer Fähigkeiten keine bis geringe Differenzen (Wurfmotorik) zwischen Mädchen und Jungen nachweisbar sind (ausführliche Übersicht Gieß-Stüber et al. 2008). Im Lehrplan des Faches Sport – so die erste Zielsetzung für jede Jahrgangsstufe – sollen weiterhin bisher erworbene Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse gefestigt und optimiert werden. Damit werden die in der Sozialisation erworbenen Haltungen, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata verstärkt, Geschlechtergrenzen überschreitende Alternativen kaum erprobt. Die Ergebnisse von Ruin (2014) bestätigen diesen Eindruck. Danach unterliegen die aktuellen kompetenzorientierten Lehrpläne – nach einer Öffnung in den 1990er Jahren für entdeckendes Erfahren der eigenen Leiblichkeit – wiederum einer Verengung auf ein den Körper instrumentalisierendes Verständnis.

3.2 Pädagogische und didaktische Konzepte

Während in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts die Einführung der Koedukation in den wissenschaftlichen Fächern bereits vollzogen war, kamen erste Impulse aus der Sportpädagogik für die Veränderung des nach Geschlechtern getrennten Sportunterrichts erst rund 10 Jahre später, also Mitte der 1970er Jahre. Mädchen und Jungen wurden bis dahin in getrennten Räumen mit verschiedenen Zielsetzungen, Inhalten und Anforderungen unterrichtet. Mit der Einführung der Koedukation wurde neben der Verbesserung der sportlichen Leistung das soziale Lernen als wesentliche Intention von Sportunterricht herausgestellt. Grundlegender theoretischer Bezugspunkt zu dieser Zeit war neben sozialisationstheoretischer Ansätze die Rollentheorie⁵, so dass als übergeordnetes Ziel das „Aufbrechen traditioneller Geschlechterrollen“ (Gieß-Stüber 2001) in den Fokus rückte. Allerdings war die langfristige Realisierung der erwünschten Zielsetzungen nicht nachweisbar. Analysen von Unterrichtserfahrungen zeigten, dass weiterhin häufig Leistungsvergleiche (mit Jungen) und Sportarten den Unterricht prägten, die eher der Sozialisation von Jungen entsprachen. Für Schülerinnen fehlten in diesem Fall adäquate Leistungsanreize, was zu Bewegungsunlust und Ablehnung sportlicher Aktivitäten führte (Scheffel 1986; Scheffel und Sobiech 1991; Kugelman 1991; Windhövel 1991; Gieß-Stüber 1993). In der Folge entwickelte sich seit den 1980er Jahren auf der Folie normativ-emanzipatorischer Zielsetzungen das Konzept der Mädchenparteilichkeit als „bewusste Hinwendung zu Mädchen“ (Scheffel und Sobiech 1991, S. 41; Kugelman 1992). Die in der gängigen Unterrichtspraxis attestierten ‚Defizite‘ im Hinblick auf die Bewegungs- und Sportsozialisation sollten behoben werden, um Schülerinnen in die Lage zu versetzen, physische und psychische Stärken zu entwickeln, sich Raum zu nehmen, Grenzen selbst zu bestimmen und sich von stereotypen Geschlechterzuschreibungen zu lösen. In den 1990er Jahren gerieten dann auch Jungen in den Fokus pädagogischer Betrachtungen, denn nun glaubte man zu erkennen, dass auch die Sozialisation von Jungen Entwicklungsnachteile mit sich bringt. Anforderungen an Jungen, stark, durchsetzungsfähig und überlegen

⁵Das Konzept der sozialen Rolle hat seinen Ursprung in der *Rollentheorie von Parson* (1942), der von sich ergänzenden „Geschlechterrollen“ (sex roles) sprach. Obwohl die soziologische Frauen- und Geschlechterforschung kritisiert hat, dass Prozesse der Geschlechterdifferenzierung im Rahmen des Rollenbegriffs nicht angemessen konzeptualisiert werden können (Krais 2001, S. 320), greifen selbst Arbeiten, in denen es um die Konstruiertheit von Geschlecht und um die Herstellung von Geschlecht in Interaktionen geht, auf den Rollenbegriff, wenn auch ohne Bezug auf seine theoretische Herkunft, zurück.

zu sein, erzeugten nach Schmerbitz und Seidensticker (1997, S. 26) einen „Überlegenheitsimperativ“, der verhindert, dass Gefühle der Schwäche, weiche und sensible Seiten zugelassen werden können. Der Mythos der männlichen Überlegenheit überfordert viele Jungen. Vertreter jungenparteilicher Ansätze suchten nach Möglichkeiten alternativer, nicht funktionaler Körpererfahrung im Sport, die sich von Definitionen traditioneller Männlichkeit abheben und als Vorbilder gelten können.

Aus einer analytischen Perspektive gehen die skizzierten Konzepte mit einer „Dramatisierung von Geschlecht“⁶ (Budde 2006, S. 87) einher. Sie führen gerade nicht zum Abbau von Geschlechterstereotypen (Budde et al. 2008). Auch dann nicht, wenn ausdrücklich auf idealtypische Handlungsmuster verwiesen wird, die „nicht auf konkrete Mädchen und konkreten Jungen zutreffen“ (Palzkill und Scheffel 2007, S. 166). Die aus einer emanzipatorischen Haltung heraus entwickelten Unterrichtsleitideen stellen die Geschlechterdifferenz bewusst in den Fokus, was eher zur Verfestigung der Annahmen über differente Verhaltensmerkmale von Mädchen und Jungen führt (Budde 2006, S. 87). Wolters (2002, S. 181) weist darauf hin, dass hinter der Idee der Mädchen- und Jungenarbeit die Annahme von Persönlichkeits- und Bewegungsdefiziten stehe, die durch die geschlechterdifferenziert angelegten Erziehungsziele – z. B. Durchsetzungsvermögen bei den Mädchen und Emotionalität bei den Jungen zu stärken (Kugelman 2002, S. 17) – als Vorstellungen von Pädagog_innen von einer gelungenen Bewegungssozialisation ausgeglichen werden sollen.

Gegenwärtig werden in der geschlechterreflektierten Sportpädagogik, sei es in geschlechtshomogenen oder -heterogenen Lerngruppen, Konzepte ‚geschlechtersensiblen Unterrichtens‘ (Dikemüller 2009; Kugelman und Zipprich 2002) favorisiert. Entscheidende Grundannahme solcher Konzepte ist, dass „Mädchen und Jungen im Feld der Leiblichkeit und des Sichbewegens zu unterrichten (...) nur dort realisierbar [ist], wo alle bereit sind, sich lernend zu verändern“ (Kugelman 2002, S. 19). Ein wesentliches Ziel richtet sich auf die Herstellung von Chancengleichheit, d. h. *alle* Schülerinnen und Schüler sollen gleiche Rechte und Entfaltungsmöglichkeiten erhalten. Dies betrifft auch die gerechte Aufteilung von Räumen und Ressourcen. Für die Analyse von Geschlechterdifferenzierungen in Schule und Sportunterricht werden in Anlehnung an sozialkonstruktivistische

⁶Dies meint ein offensives in den Vordergrund rücken und direktes Thematisieren von Geschlecht im Unterricht bspw. durch Aufgabenstellungen, Wortwahl, Sitzplatzverteilung oder Thematisierung von Klassenangelegenheiten unter geschlechterbewusster Perspektive (Budde 2006, S. 87).

Theorieansätze empirisch konstatierte Unterschiede nicht als Ausdruck einer ‚Geschlechtsnatur‘, sondern als Ausdruck jenes kulturellen Systems gedeutet, das sich Individuen aneignen müssen, um sozial handlungsfähig zu bleiben.

3.3 Sportlehrkräfte

Geschlechtsbezogene Differenzierungen ergeben sich auch aus Geschlechterzugehörigkeiten, biografischen Erfahrungen und pädagogischen Haltungen von Lehrkräften. Firley-Lorenz (2004) sowie Palzkill und Scheffel (1996) beschreiben an alltäglichen Unterrichtssituationen, auf welche Weise Sportlehrerinnen in Macht- und Autoritätskonflikte geraten können, die sich aus der Tatsache ergeben, dass Schüler sich bezüglich des Wissens darüber, wie Sport zu definieren sei, überlegen fühlen. Die Infragestellung der Kompetenz der Sportlehrerin durch Schüler kann zu prekärer Kooperation mit den Jungen führen. Zusätzlich wird in dem beschriebenen Setting auf ästhetisch-gestalterische Sportarten verzichtet, da sie von den Jungen als ‚Frauensportarten‘ wahrgenommen und abgelehnt werden. Diese Zuordnungsroutine trifft auf ein Alltagswissen der Lehrkräfte, dass auch in der universitären Lehrer_innenbildung stabilisiert wird. In einer Untersuchung über die Sportartenvermittlung an unterschiedlichen Studienorten zeigte sich, dass Ballsportarten zu 87 % von Männern unterrichtet, während Gymnastikkurse zu 97 % von Frauen angeboten werden (Marienfeld 2004, S. 11). In der Folge werden ästhetisch-expressive Sportarten auch an der Schule von Sportlehrern nicht vermittelt (Kleindienst-Cachay et al. 2008). Hier schließt sich so zu sagen der Kreis: sowohl die im Laufe der Biografie „einverlebten Wissensbestände“ (Klinge 2007, S. 30) über geschlechtsbezogene Sportarten, als auch dementsprechende Erfahrungen im Laufe der Professionalisierung lassen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster auch gegenüber Schülerinnen und Schülern entstehen, die als ‚heimlicher Lehrplan‘ im Sportunterricht Wirkung zeigen. Befunde einer Studie zu motorischen Basisqualifikationen (MOBAQ) von Fünftklässlerinnen deuten das Ergebnis der in diesem Sinne geschlechterdifferenzierenden Vermittlung von Inhalten an. Die Ergebnisse zur Förderbedürftigkeit im Sinne *fehlender* Basisqualifikationen zeigen teilweise deutliche Geschlechtsunterschiede. So werden im Bereich Ballspiele 36 % der Mädchen, aber nur 12 % der Jungen als förderbedürftig eingeschätzt. Im Bereich „rhythmisches Bewegen“ sind es dagegen 24 % der Mädchen und 53 % der Jungen (Kurz und Fritz 2008, S. 23).

Durch die Orientierung an einem geschlechtsbezogenen Differenzmodell begrenzen Sportlehrer_innen zudem ihre Berufs- und Vorbildrolle und leisten zur Reproduktion der bekannten Geschlechterkonstruktionen einen aktiven Beitrag (Firley-Lorenz 2004, S. 244; Wolters 2002).

3.4 Schülerinnen und Schüler

Die Geschlechterklassifikation wird für Schülerinnen und Schüler dann vor allem wichtig, wenn es um die Frage der Zugehörigkeit geht. Gildemeister und Robert (2008, S. 93) heben in Anlehnung an Tervooren (2006) hervor, dass vor allem in der ausgehenden Kindheit Geschlecht über die körperliche Inszenierungspraxis relevant gemacht wird. Körperstile, Spiele und Rituale erhalten eine herausragende Bedeutung, wobei die Darstellung auf die Bestätigung von Gleichaltrigen angewiesen ist (Sobiech 2013, S. 232). Gleichgeschlechtliche Peergruppen und Freundschaftsdyaden gehören zu den zentralen Vergesellschaftungsmodi, wobei Jungen in der Herstellung von Männlichkeit noch stärker auf homosoziale Gruppierungen angewiesen sind als Mädchen (Gildemeister und Robert 2008, S. 100; Meuser 2006, S. 166) und stärker in der Gefahr stehen, als unmännlich ausgegrenzt zu werden. Wie ein Junge zu sein, bedeutet für Mädchen hingegen, zumindest bis zur Pubertät (Sobiech 2011, S. 55), weder Abwertung noch Ausgrenzung.

Sportunterricht bietet Schüler_innen einen institutionellen Handlungsrahmen für die Her- und Darstellung verschiedener sozialer Zugehörigkeiten. Die Anforderung, in der Schule Leistung zu bringen und sich als Schüler_in gegenüber der Lehrperson und im Klassenverband zu positionieren – *doing pupil* –, ist als omnipräsent anzunehmen (Kampshoff 2000). *Doing pupil* kann sich überlagern mit *doing gender* (Breidenstein und Kelle 1998). Wie entsprechende Prozesse im Sportunterricht – konkret bei der Lösung kooperativer Bewegungsaufgaben – aussehen, untersuchen Gieß-Stüber et al. (2014). Im Sinne der dokumentarischen Methode wurde Videomaterial aus dem koedukativen Sportunterricht von vier unterschiedlichen Klassen der Jahrgangsstufe 6 analysiert. Die Ergebnisse zeigen, dass der Verlauf des Sportunterrichts immer wieder von Praktiken beeinflusst ist, die auf eine Aktualisierung von Geschlecht zurückgeführt werden können und *doing pupil* situativ in den Hintergrund drängen.

4 Internationale Studien

Die Analyse von internationalen Studien aus westlichen Gesellschaften, die in entsprechenden einschlägigen Publikationsorganen⁷ zu finden sind, zeigt, dass die oben ausgeführten Themenbereiche auch international diskutiert werden, empirisch aber fundierter belegt sind. Die Erkenntnis, dass eine Form des Schulsports, die die dominanten (Medien-)Diskurse über Fitness, Gesundheit und (Wettkampf-)Sport aufgreift und damit entsprechende Körperideale vermittelt, körperliche Hierarchien erzeugt (Azzarito 2009), sind in nahezu allen Studien zu finden. Hills und Croston (2012, S. 592 f.) fassen zusammen, dass empirische Forschung, die die „*doing gender*-Prozesse“ im Sportunterricht untersucht, immer wieder die Dominanz männlicher Attribute wie Sportlichkeit, Kraft, Durchsetzungsvermögen – spezifisch Jungen zugeschriebene Attribute – diagnostizieren⁸. Präferenzen und Fähigkeiten von Mädchen scheinen mit diesen Vorstellungen von Sportlichkeit nicht zusammen zu passen. Aus einer regressionsanalytischen Auswertung des „International Social Survey Programme“ von 2007, in die Daten aus 34 Ländern eingegangen sind, ist zu ersehen, dass Frauen eindeutig seltener eine Mannschaftssportart oder eine Sportart mit Körperkontakt ausüben als dies Männer praktizieren (Rohrer und Haller 2015). Das spiegelt sich in schulbezogenen Ergebnissen wider, die zeigen, dass Mädchen sich eher für weiblich konnotierte Aufgaben kompetent zu fühlen scheinen wie bei Gymnastik und Tanz, Jungen sich dagegen für fähiger in Sportarten wie Basketball und Fußball halten (Shen 2015). In Dänemark z. B. füllen Sportspiele im schulischen Unterricht 70 % der Zeit aus, was Jungen in eine privilegierte Position bringt (With-Nielsen und Pfister 2011).

Jugendliche selbst konstruieren in der Studie von Gorely et al. (2003) in 112 Gruppeninterviews tief verankerte Vorstellungen von geschlechtergerechtem Sporttreiben und differenzierende Bezüge zwischen Körperlichkeit (Form und Größe), Muskularität und Geschlecht. Interessant ist die aus den Ergebnissen resultierende These vom Austauschwert physischen Kapitals für Jungen über den Sport hinaus, während physisches Kapital für Mädchen allenfalls innerhalb des Feldes Sport nützlich zu sein scheint (Gorely et al. 2003, S. 437). Dass

⁷Dazu gehören Zeitschriften wie „Sport, Education and Society“, „British Journal of Sociology and Education“, „Physical Education and Sport Pedagogy“, „Sex Roles“ und „Research Quarterly for Exercise and Sport“.

⁸Zugleich wird allerdings auch eine Forschungsstrategie kritisiert, die Geschlecht immer wieder relevant macht.

Erfahrungen im Sportunterricht für Jungen weitreichender sind als für Mädchen, zeigen auch Befunde einer motivationstheoretisch angelegten Studie von Shen (2015). Die Teilnahmebereitschaft von Jungen hängt in höherem Maße als die von Mädchen davon ab, wie die eigenen Fähigkeiten für die anstehende Aufgabe eingeschätzt und ob diese als persönlich wichtig und sinnvoll erachtet werden. Von Autonomie unterstützendem Lehrer_innenverhalten sind Jungen dann unabhängiger als Mädchen.

Gorely et al. (2003) kritisieren, dass Studien häufig die Bedeutung von Sport für Jungen für die Konstruktion von (hegemonialer) Männlichkeit⁹ betonen, während immer wieder ein Mangel an Bewusstsein für die Interessen von Mädchen hervorgehoben wird. Die Konsequenzen sind hinlänglich bekannt: Mädchen verlieren das Interesse an Sportunterricht und ziehen sich aus diesem Geschehen zurück, was wiederum zu unterschiedlichen pädagogischen Ansätzen führen kann. Z. B. werden Teilnahme- und Lernchancen im geschlechtergetrennten Sportunterricht – deklariert als ein für Mädchen bevorzugter Ort – höher bewertet, in dem sie sich nicht nur persönlich besser entfalten, sondern zugleich der vorgeblichen Belästigung und Exklusion von Jungen, z. B. bei Sportspielen, entgegen können. Allerdings reagieren auf einen kompetitiv ausgerichteten Sportunterricht Schülerinnen nicht immer mit Rückzug. With-Nielsen und Pfister (2011) zeigen anhand von Fallstudien, dass Mädchen sich im Sportunterricht unterschiedlich positionieren: 1) durch das Herunterspielen von Weiblichkeit, um im Sport ernst genommen zu werden, 2) durch Rückzug aus dem (eigentlich geschätzten) Sport, um als (muslimisches) Mädchen ernst genommen zu werden, 3) durch die Betonung von Weiblichkeit und Attraktivität für Jungen unter Inkaufnahme der Marginalisierung im Sport.

Erwähnt sei ergänzend, dass das an dualistischen Klassifikationen und einer männlichen Sportkultur orientierte Setting auch eine Rolle für die Arbeitsplatzzufriedenheit von Sportlehrerinnen spielt. Webb und Macdonald (2007) verweisen in ihrer Studie auf die Folgen einer solchen Sportkultur: Wenn sich Sportlehrerinnen marginalisiert und verunsichert fühlen, streben sie seltener Leitungsfunktionen im Schulsportkontext an.

⁹Das besonders im Sport verbreitete Konzept hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999) setzt allerdings auch Jungen, die weder Muskeln noch Kraft und Athletik als Marker von Männlichkeit herstellen können oder wollen, unter Druck.

5 Perspektiven zur Überwindung geschlechtsbezogener Differenzsetzungen

Die skizzierten Studien zeigen verschiedene Implikationen für geschlechtergerechten Sportunterricht auf. Azzarito und Katzew (2010) plädieren z. B. dafür, Geschlechteridentitäten nicht mehr im Sinne einer stabilen Geschlechterdichotomie zu interpretieren, sie vielmehr als flüssige Konstruktionen zu verstehen, die eben auch Widerstand gegen die traditionellen Geschlechterbilder entwickeln können. Auch Gorely et al. (2003) fragen danach wie ein geschlechtsbezogener Habitus unterbrochen werden könnte und wollen den Fokus, ähnlich wie Hills und Croston (2012) auf Praktiken richten, die die konventionellen Konstruktionen von Geschlechterdifferenzen in Alltag und Sportunterricht herausfordern und/oder ihnen widersprechen. Damit Forschungen eben nicht immer wieder die bekannten Ergebnisse bestätigen, soll der Blick auf Aushandlungsprozesse in diskursiven und sportiven Praxen gerichtet (Azzarito und Katzew 2010; With-Nielsen und Pfister 2011), Mädchen und Jungen nicht als homogene Gruppe vorausgesetzt (Gorely et al. 2003), Gemeinsamkeiten und Innergruppendifferenzen betont sowie „cross-gender-Erfahrungen“ (Hills und Croston 2012) hervorgehoben werden. Auf diese Weise können Normen, die die Wahlfreiheit von Jungen und Mädchen bezüglich ihrer Aktivitäten und Verhalten einschränken, destabilisiert werden. Der Fokus sollte demnach auf Praktiken gerichtet sein, die im Sinne komplexer Gesellschaften auf Inklusion vorbereiten und diese fördern, da hierdurch Teamarbeit gestärkt und geschlechtsbezogenes Verhalten in inklusiven Settings beobachtet und reflektiert werden kann. Weitergehend beschreibt Azzarito (2009; vgl. auch den Beitrag in diesem Band), dass Geschlecht als herausragende Kategorie relativiert werden muss, da die körperlichen Hierarchien, die durch die dominanten Diskurse und Praktiken hergestellt werden, sich nicht nur auf die Dichotomie ‚männlich – weiblich‘, sondern auch auf ‚weiß – schwarz‘, ‚bildungsnahe – bildungsfern‘ beziehen. D. h. präziser der ideale Körper wird durch die Intersektion von Diskursen über und Praktiken innerhalb der Geschlechts-, ‚race‘- und Milieuzugehörigkeit erzeugt. Azzarito plädiert deshalb für die Veränderung der Ausrichtung von Sportunterricht, der Betonung gegenseitiger Verantwortung und Kooperation, der Förderung von vor allem Selbstreflexion, der Produktion multipler und widersprüchlicher Bilder von Jungen und Mädchen sowie der verschiedenen Ethnien entgegen traditioneller Stereotype.

6 Fazit

Die Analysen zeigen insgesamt sehr deutlich, dass Sport und Sportunterricht als ein Feld beschrieben werden kann, in dem die soziale Wirklichkeit zweigeschlechtlich geprägt ist und diese Zweiteilung in Wahrnehmung, Denken, Verhalten und Handeln auf eine Weise eingelassen ist, die im Zusammenwirken mit anderen Kategorien ein beharrliches „*doing difference*“ (West und Fenstermaker 1995) erzeugen. Das bedeutet nicht, dass Geschlecht omnipräsent ist. Eine Aktualisierung hängt wesentlich von der Unterrichtsgestaltung ab.

Die Aufarbeitung des internationalen Forschungsstands verweist auf vergleichbare Wirkungszusammenhänge wie dies auch für den deutschsprachigen Diskurs aufgezeigt wurde. Zusätzlich rückt der geschlechtertheoretisch reflektierte empirische Forschungsstand Rahmenbedingungen in den Blick, die zu einer Überwindung der Persistenz beitragen könnten. Ob diese tatsächlich mit Wirkungen eines *undoing-gender* verbunden sind, müssen weitere Forschungen zeigen.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas. 2003. Formen und Umformungen. Die Bedeutung von Körpersoziologie und Historischer Anthropologie für eine kritisch-reflexive Sportpädagogik. In *Ästhetische Bildung*, Hrsg. Franke Elk und Eva Bannmüller, 38–64. Butzbach-Griedel: Afra.
- Azzarito, Laura. 2009. The Panopticon of physical education: Pretty, active and ideally white. *Physical Education and Sport Pedagogy* 14 (1): 19–39.
- Azzarito, Laura und Adriana Katzew. 2010. Performing Identities in Physical Education: (En)gendering Fluid Selves. *Research Quarterly for Exercise and Sport* 81 (1): 25–37.
- Budde, Jürgen. 2006. Dramatisieren – Differenzieren – Entdramatisieren. *Männlichkeitskonstruktionen im Unterricht. Der Deutschunterricht* 58 (1): 86–91.
- Budde, Jürgen, Barbara Scholand und Hannelore Faulstich-Wieland. 2008. *Geschlechtergerechtigkeit in der Schule: Eine Studie zu Chancen, Blockaden und Perspektiven einer gender-sensiblen Schulkultur*. Weinheim: Juventa.
- Breidenstein, Georg und Helga Kelle. 1998. *Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur*. Weinheim: Juventa.
- Connell, Robert, W. 1999. *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Diketmüller, Rosa. 2009. Geschlecht als didaktische Kerngröße – Geschlechtersensibel unterrichten im mono- und koedukativen Schulsport. In *Handbuch Sportdidaktik*, Hrsg. Harald Lange und Silke Sinning, 245–259. Balingen: Spitta.
- Firley-Lorenz, Michaela. 2004. *Gender im Sportlehrberuf. Sozialisation und Berufstätigkeit von Sportlehrerinnen in der Schule*. Butzbach-Griedel: AFRA.
- Friedrich, Georg. 2010. Systematische Betrachtung zur Schulsportforschung. In *Handbuch Schulsport*, Hrsg. Norbert Fessler, Albrecht Hummel und Günter Stibbe, 44–57. Schorndorf: Hofmann.

- Geßmann, Rolf. 2007. Vom amtlichen Sportlehrplan zum guten Sportunterricht an unserer Schule – zur Lehrplankompetenz von Sportlehrkräften. In *Beruf: Sportlehrer/in. Über Persönlichkeit, Kompetenzen und Professionelles Selbst von Sport- und Bewegungslehrern*, Hrsg. Miethling Wolf-Dieter und Gieß-Stüber Petra, 187–213. Baltmannsweiler: Schneider.
- Gieß-Stüber, Petra. 1993. Für die Gleichrangigkeit des Unterschiedlichen. Leistung, Leistungsbewertung und Geschlechterrollen werden diskutiert an einem Beispiel aus dem koedukativen Sportunterricht [Schwerpunktheft "Leisten"]. *Sportpädagogik*, 17 (3): 48–54.
- Gieß-Stüber, Petra. 2001. Koedukation. In *Handbuch Sportpädagogik*, Hrsg. Herbert Haag und Albrecht Hummel, 307–313. Schorndorf: Hofmann.
- Gieß-Stüber, Petra. 2012. Geschlechterforschung und Sportdidaktik. In *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*, Hrsg. Marita Kampshoff und Claudia Wiepcke. 273–286. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gieß-Stüber, Petra, Nils Neuber, Elke Gramespacher und Sebastian Salomon. 2008. Mädchen und Jungen im Sport. In *Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht*, Hrsg. Werner Schmidt, 63–83. Schorndorf: Hofmann.
- Giess-Stüber, Petra, Elke Grimmlinger und Aiko Möhwald. 2014. Students in physical education between doing pupil and doing gender – An exploratory video analysis. Gender and Sports Conference. Conference paper, Copenhagen.
- Gildemeister, Regine und Günther Robert. 2008. *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive: Interaktion – Institution – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gorely, Trish, Rachel Holroyd und David Kirk. 2003. Muscularity, the Habitus and the Social Construction of Gender: toward a gender-relevant physical education. *British Journal of Education* 24 (4): 428–448.
- Hartmann-Tews, Ilse und Bettina Rulofs. 2007. Zur Geschlechterordnung in den Sportmedien. In *Handbuch Medien, Kommunikation und Sport*, Hrsg. Thomas Schierl, 137–154. Schorndorf: Hofmann.
- Hills, Laura A. und Amanda Croston. 2012. ‚It should be better all together‘: Exploring strategies for ‚undoing‘ gender in coeducational physical education. *Sport, Education and Society* 17 (5): 591–605.
- Kampshoff, Marita. 2000. Doing gender und doing pupil – erste Annäherungen an einen komplexen Zusammenhang. Oder: welche Erträge bieten sozialkonstruktivistische Ansätze für die feministische Schulforschung? In *Lesarten des Geschlechts. Zur Dekonstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*, Hrsg. Doris Lemmermöhle et al. 189–204. Opladen: Leske und Budrich.
- Kleindienst-Cachay, Christa, Valerie Kastrop und Klaus Cachay. 2008. Koedukation im Sportunterricht – ernüchternde Realität einer löblichen Idee. *Sportunterricht* 57 (4): 99–104.
- Klinge, Antje. 2007. Entscheidungen am Körper. Zur Grundlegung von Kompetenzen in der Sportlehrerbildung. In *Beruf: Sportlehrer/in*, Hrsg. Wolf-Dietrich Miethling und Petra Gieß-Stüber, 25–38. Baltmannsweiler: Schneider.
- Krais, Beate. 2001. Die feministische Debatte und die Soziologie Pierre Bourdieus: Eine Wahlverwandtschaft. In *Soziale Verortung der Geschlechter*, Hrsg. Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, 317–338. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Kugelman, Claudia. 1991. Mädchen im Sportunterricht heute – Frauen in Bewegung morgen. *Sportpädagogik* 15 (4): 17–25.

- Kugelman, Claudia. 1992. Mädchenparteilich für mehr Miteinander. *Sportpädagogik* 16 (1): 54–56.
- Kugelman, Claudia. 2002. Geschlechtssensibel unterrichten – Eine sportdidaktische Herausforderung. In *Mädchen und Jungen im Sportunterricht. Beiträge zum geschlechtssensiblen Unterrichten*, Hrsg. Claudia Kugelman und Zipprich Christa, 11–20. Hamburg: Czwalina.
- Kugelman, Claudia und Christa Zipprich, Hrsg. 2002. *Mädchen und Jungen im Sportunterricht. Beiträge zum geschlechtssensiblen Unterrichten*. Hamburg: Czwalina.
- Kurz, Dietrich und Thomas Fritz. 2008. Das Bewegungskönnen der Kinder – eine Bestandsaufnahme. In *Kinder l(i)eben Sport*, Hrsg. Innenministerium des Landes NRW, 20–27. Velbert: Scheidsteger.
- Marienfeld, Uli. 2004. Geschlechterneutralität im Sportstudium? *dvs-Informationen* 19 (4): 11–12.
- Meuser, Michael. 2005. Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In *Soziologie des Körpers*, Hrsg. Markus Schroer, 271–294. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meuser, Michael. 2006. Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*, Hrsg. Bilden Helga und Dausien Bettina, 163–178. Opladen: Barbara Budrich.
- Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, Hrsg. 2004. *Bildungsplan*. Stuttgart: Eigenverlag.
- Palzkill, Birgit und Heidi Scheffel. 1996. Selbstbehauptung im beruflichen Alltag von Lehrerinnen. In *FrauenStärken – ändern Schule*, Hrsg. Astrid Kaiser, 64–69. Bielefeld: Kleine.
- Palzkill, Birgit und Heidi Scheffel. 2007. Train the teacher – Geschlechterkompetenz im Sportunterricht. In *Beruf: Sportlehrer/in*, Hrsg. Wolf-Dietrich Miethling und Petra Gieß-Stüber, 163–178. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Pfister, Gertrud. 2008. Doing Sport ist Doing Gender. In *Arenen der Weiblichkeit. Frauen Körper Sport. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 31 (69): 13–29.
- Rohrer, Tanja und Max Haller. 2015. Sport und soziale Ungleichheit – Neue Befunde aus dem internationalen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 67:57–82.
- Ruin, Sebastian. 2014. Fitter, gesünder, arbeitsfähiger – Die Verengung des Körperbildes in Sportlehrplänen im Zuge der Kompetenzorientierung. *Zeitschrift für Sportpädagogische Forschung* 2 (2): 77–92.
- Scheffel, Heidi. 1986. Immer ein bisschen weniger... Mädchen im koedukativen Sportunterricht. In *Frauen, Bewegung, Sport*, Hrsg. Silvia Schenk, 95–105. Hamburg: VSA-Verlag.
- Scheffel, Heidi und Gabriele Sobiech. 1991. „Ene, mene, muh, raus bist du?“ Die Raumanneignung von Mädchen und Frauen durch Körper und Bewegung. In *Bewegungs-(t)räume. Frauen Körper Sport*, Hrsg. Birgi Palzkill, Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech, 31–46. München: Frauenoffensive.
- Schmerbitz, Helmut und Wolfgang Seidensticker. 1997. Sportunterricht und Jungenarbeit. *Sportpädagogik* 46 (6): 25–37.
- Shen, Bo. 2015. Gender Differences in the Relationship Between Teacher Autonomy Support and Amotivation in Physical Education. *Sex Roles* 72 (3–4): 163–172.

- Sobiech, Gabriele. 2010. Gender als Schlüsselqualifikation von (Sport-)Lehrkräften. In *Handbuch Schulsport*, Hrsg. Norbert Fessler, Albrecht Hummel und Günter Stibbe, 554–569. Schorndorf: Hofmann.
- Sobiech, Gabriele. 2011. Die „Logik der Praxis“: Zur Herstellung einer kompetenten Mitgliedschaft im Frauenfußball. *Spectrum der Sportwissenschaften. Zeitschrift der Österreichischen Sportwissenschaftlichen Gesellschaft (ÖSG)*, 23 (2): 41–69.
- Sobiech, Gabriele. 2013. Mädchen spielen Fußball. Positionierungschancen in ‚männlich‘ dominierten Spiel-Räumen. In *Körper Geschlecht Affekt. Selbstinszenierungen und Bildungsprozesse in jugendlichen Sozialräumen*, Hrsg. Birgit Bütow, Ramona Kahl und Anna Stach, 217–238. Wiesbaden: Springer VS.
- Sobiech, Gabriele und Andrea Ochsner. 2012. Einführung: Spielen Frauen ein anderes Spiel? In *Spiele Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*, Hrsg. Gabriele Sobiech und Andrea Ochsner, 9–19. Wiesbaden: Springer VS.
- Stibbe, Günter. 2010. Lehrplanforschung. In *Handbuch Schulsport*, Hrsg. Norbert Fessler, Albrecht Hummel und Günter Stibbe, 496–509. Schorndorf: Hofmann.
- Voss, Anja, Hrsg. 2011. *Geschlecht im Bildungsgang. Orte formellen und informellen Lernens von Geschlecht im Sport*. Hamburg: Czwalina.
- Webb, Louisa und Doune Macdonald. 2007. Dualing with gender: Teachers’ work, careers and leadership in physical education. *Gender and Education* 19 (4): 491–512.
- West, Candace und Sarah B Fenstermaker. 1995. Doing Difference. *Gender & Society* 1/9:8–37.
- Windhövel, Maria. 1991. Früher Abschied vom Sport. *Sportpädagogik* 15 (4): 44–45.
- With-Nielsen, Ninna und Gertrud Pfister. 2011. Gender constructions and negotiations in physical education: Case studies. *Sport, Education and Society* 16 (5): 645–664.
- Wolters, Petra. 2002. Koedukation im Sportunterricht – Zwischen Gleichheit und Differenz. *Sportunterricht* 51 (6): 178–183.

Über die Autoren

Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber is a Professor of sports pedagogy at the University of Freiburg. The main emphases in teachings and research: gender research in sports science, sport and interculturality, Sport and social issues, physical education research.

Prof. Dr. Gabriele Sobiech is a professor for sociology of sport and gender studies at the University of Education in Freiburg, Germany. Her main emphases in teaching and researching are: sociology of the body and sport, heterogeneity in unequal social circumstances, body-, movement- and space-acquisition. G. Sobiech is also a speaker of the committee of gender-research in the German organization of Sport science (dvs) and the German delegate of the International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW).

Behinderung und Geschlecht im Hochleistungssport

Heike Tiemann

1 Einleitung

In der im Jahr 2009 in Deutschland in Kraft getretenen Konvention der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen wird der bedeutsame Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht im Artikel 6 hervorgehoben. Dieser betont, dass Mädchen und Frauen mit Behinderungen „mehrfacher Diskriminierung ausgesetzt sind“ (Bundesgesetzblatt 2008, S. 1427). Damit ist nicht die Addition von einzelnen Kategorien, die diskriminierend wirken, gemeint. Vielmehr geht es darum zu verdeutlichen, dass Interdependenzen der Differenzkategorien „spezifische Formen der Diskriminierungen hervorbringen, die an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Situationen eine je eigene Gestalt annehmen (können)“ (Wollrad et al. 2010, S. 7). Auch im sozialen System Sport prägt die Verknüpfung beider Kategorien die Erfahrungen von Aktiven (Kolkka 1995; Robitschko 1997; Tiemann 2006). Besonders offensichtlich wird dies im Hochleistungssport, der im Zentrum dieses Beitrages steht. Zunächst soll jedoch unabhängig vom Sport exemplarisch aufgezeigt werden, auf welch vielfältige Weise die miteinander verflochtenen sozialen Kategorien Geschlecht und Behinderung Einfluss auf die Lebenswirklichkeit von Menschen nehmen.

H. Tiemann (✉)
Universität Leipzig, Leipzig, Deutschland
E-Mail: heike.tiemann@uni-leipzig.de

2 Behinderung und Geschlecht – sozioökonomische Aspekte

Bereits anhand ausgewählter sozioökonomischer Merkmale werden unterschiedliche Folgen des Zusammentreffens beider Kategorien deutlich: Die Zuschreibung der Kategorie Behinderung ist dafür entscheidend, dass Männer und Frauen mit Behinderung deutlich weniger erwerbstätig sind als Männer und Frauen ohne Behinderung. In Bezug auf Menschen mit Behinderung allerdings wirkt in diesem Kontext das Geschlecht als Differenz konstruierende Kategorie: mehr Männer als Frauen sind erwerbstätig (Libuda-Köster et al. 2009, S. 8 f.). Hinsichtlich der Voll- beziehungsweise Teilzeitbeschäftigung von Erwerbstätigen spielt im Wesentlichen die Kategorie Geschlecht eine Rolle: Männer mit und ohne Behinderung sind häufiger in Vollzeit beschäftigt als Frauen mit und ohne Behinderung; letztere sind ungefähr gleich häufig in Teilzeit erwerbstätig (Libuda-Köster et al. 2009, S. 10). Frauen sind in Deutschland zudem häufiger als Männer von Armut betroffen (Pimminger 2012, S. 8; Libuda-Köster et al. 2009, S. 10 ff.). Innerhalb der Geschlechtergruppen jedoch unterscheidet sich das Einkommen entsprechend der Zuschreibung von Behinderung: Mehr Frauen mit Behinderung als Frauen ohne Behinderung haben ein Einkommen unter der Armutsrisikogrenze¹. Diejenige Einkommensgruppe, in der Männer am stärksten vertreten sind und die deutlich über der Armutsrisikogrenze liegt, wird weniger von Männern mit Behinderung erreicht als von Männern ohne Behinderung (Libuda-Köster et al. 2009, S. 10 ff.). In Bezug auf ihren sozioökonomischen Status sind Frauen mit Behinderung von – aus der Verknüpfung beider Differenzkategorien resultierenden – Benachteiligungen besonders betroffen. Das Zusammenwirken der Kategorien hat jedoch nicht nur aus sozioökonomischer Perspektive Auswirkungen auf die Lebenssituation von Frauen, auf einer sozial-körperlichen Ebene sind die Auswirkungen besonders gravierend: Während Frauen häufiger als Männer von sexueller Gewalt betroffen sind (Bieneck et al. 2011, S. 39 ff.), erleben Frauen mit Behinderungen diese nochmals häufiger als Frauen ohne Behinderung (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013, S. 264).

Die Zuschreibung beider Differenzkategorien und deren Verflechtung beeinflusst demnach das Leben vieler Frauen mit Behinderung auf eklatante Weise. Diese Einflüsse bilden sich in den verschiedensten Handlungsfeldern ab, so auch im Sport.

¹Die Armutsgrenze lag im Jahr 2013 für einen Einpersonenhaushalt im Bundesdurchschnitt bei 892 EUR (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut, 2015).

3 Folgen kategorialer Verflechtungen im Hochleistungssport

Die Bedeutsamkeit des Zusammentreffens der sozialen Kategorien für das Sporttreiben von Individuen wird im Kontext der größten Sportveranstaltung für Menschen mit Körperbehinderung, Sehbeeinträchtigung und für blinde Aktive, den Paralympics, besonders deutlich.

Die Strukturkategorie Behinderung ist dafür entscheidend, in welcher ‚Organisationsform‘ Sportler und Sportlerinnen antreten. In der Abgrenzung der Olympischen Spiele von den Paralympics wird der Dualismus ‚Athletinnen und Athleten ohne Behinderung versus Athletinnen und Athleten mit Behinderung‘ konstruiert: Diejenigen, die bei den Paralympics starten, präsentieren der Weltöffentlichkeit, dass sie zu den sogenannten ‚Menschen mit Behinderung‘ gehören, ihnen also eine Behinderung zugeschrieben wird. Verantwortlich für die Definitions- und Zuschreibungsprozesse sind die Organisationen des Sports, insbesondere auch des Sports für Menschen mit Behinderung, zum Beispiel das Internationale Paralympische Komitee, das auf Grund seiner Definitionsmacht Etikettierungsprozesse initiiert und Zuordnungen ausformuliert.² Mit dieser strukturellen Trennung und den damit verbundenen jeweiligen Zuschreibungen bezogen auf die im olympischen und paralympischen Spitzensport antretenden Aktiven gehen eine Reihe von Ungleichheiten einher, die Athletinnen und Athleten mit Behinderung in der Vergangenheit benachteiligt haben beziehungsweise immer noch benachteiligen. So waren beispielsweise die in Deutschland für einen Medaillengewinn bei den Paralympics gezahlten Prämien deutlich niedriger als diejenigen bei den Olympischen Spielen. Erstmals in Sotschi 2014 wurden die Prämien angeglichen. Große Unterschiede gibt es bis heute in Bezug auf die mediale Aufmerksamkeit. Diese ist auch deswegen bedeutsam, da sie einerseits auf die Wertschätzung des Sports Rückschlüsse ermöglicht, aber auch Folgen auf potenzielle Sponsoren haben kann. Obwohl die Paralympics in London 2012 als Höhepunkt eines wachsenden Medieninteresses und deswegen als „Medien-Paralympics“ (Hahn 2012, S. 27) beurteilt wurden, machten die vorher noch nie erreichten Übertragungszeiten bei ARD und ZDF mit insgesamt 67 h (DBS 2012) nur einen Bruchteil der

²Wird diese strukturelle Trennung durchbrochen, indem Aktive mit Behinderung in den Nichtbehindertensport drängen, wie es in der Vergangenheit unter anderem durch Oscar Pistorius, Natalie du Toit oder Markus Rehm stattgefunden hat, führt das zu erheblichen Irritationen und Verunsicherungen innerhalb der Institutionen.

Übertragungszeiten der Olympischen Spiele aus.³ Diese wurden in ARD und ZDF in über 260 h präsentiert (Geese und Gerhard 2012). Mit Ausnahme der Eröffnungs- und Schlussfeier und Zusammenfassungen vor Mitternacht wurden die Paralympics im Gegensatz zu den Olympischen Spielen nie in der *Prime Time* übertragen. In den Printmedien wird ebenfalls vergleichsweise sehr viel weniger über die Paralympics berichtet als über die Olympischen Spiele (Schröder 2006; Schierl 2012). Basierend auf tradierten, mit dem Konstrukt Behinderung verbundenen Zuschreibungen unterscheidet sich auch die Qualität der Berichterstattung über die Paralympics von der über die Olympischen Spiele. Während der Blick auf den Spitzensport und die sportliche Leistungsfähigkeit von Athleten und Athletinnen der Olympischen Spiele in den Printmedien dominieren, hat ein Betroffenheitsdiskurs im Kontext der Paralympics, in dem Behinderung als defizitäre Kategorie gesehen wird und vielfach Lebensgeschichten bzw. die „Geschichte der Behinderung“ erzählt werden, immer noch Bestand (Schierl 2012; Tiemann 2013). Typisch in diesem Zusammenhang sind Artikeltitel wie: „Schlittenhockey bei den Paralympics. Ein ganzes Team voller Schicksalsschläge“ (FR Online, 18.03.2010). Zunehmend findet jedoch ebenso eine Fokussierung auf die erbrachten sportlichen Leistungen statt, der Kategorie Behinderung kommt dann eine nachrangige Beachtung zu (Schröder 2006; Tiemann 2010).

Während Aktive der Paralympics aufgrund der mit der Kategorie Behinderung verbundenen Zuschreibungen oftmals Ungleichbehandlungen oder Benachteiligungen erfahren, kommt es durch die Differenzlinie Geschlecht zur weiteren Beeinflussung ihres Engagements im Hochleistungssport. Besonders offensichtlich wird dies anhand der Beteiligungsquote von Männern und Frauen bei den Paralympics. Sie zeigt auf, dass Sportlerinnen mit Behinderungen auf nationaler und internationaler Ebene deutlich unterrepräsentiert sind: Eine präzise geschlechtsdifferenzierte Untersuchung des paralympischen Starterfeldes ist aufgrund der Quellenlage erst ab den Sommer-Paralympics 1992 in Barcelona möglich. Während dort noch 33 % der Teilnehmenden Sportlerinnen (Sherrill 1997, S. 35) waren, ging bei den darauf folgenden Paralympics die Zahl der Athletinnen stark zurück. Erst mit den Paralympics in Athen 2004 mit 31,2 %⁴, in Peking

³In der geringeren Übertragungszeit mussten allerdings deutlich mehr Wettbewerbe abgebildet werden als bei den Olympischen Spielen. Bei den Paralympics in London 2012 wurden 503 Goldmedaillen vergeben im Gegensatz zu 302 Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen in London.

⁴Die Angabe entstammt einer schriftlichen Auskunft von Miriam Wilkens, Media and Communication Director des IPC vom 9.12.2004.

2008 mit 35⁵ in und London 2012 mit 35,4⁶ % nahm der Anteil an Sportlerinnen wieder leicht zu (siehe Abb. 1).

Die deutliche Unterrepräsentanz von Athletinnen bei den Paralympics spiegelt sich bei den Winter-Paralympics noch eklatanter wider: In Nagano 1998 waren 21,3 % der Teilnehmenden Frauen, in Salt Lake City im Jahr 2002 betrug der Anteil an Athletinnen 25,8 % (Reuter 2002, S. 73). Und selbst zwölf Jahre später in Sotschi 2014⁷ haben sich die Verhältnisse nicht geändert – weniger als ein Drittel der Teilnehmenden sind Frauen (siehe Abb. 2).

Als Folge der geringen Beteiligung von Athletinnen bei den Paralympics und der damit verbundenen kleinen Starterfelder mussten häufig für Frauen ausgeschriebene Wettbewerbe gestrichen oder zusammengelegt werden. Besonders für Sportlerinnen mit schwerer Behinderung wirkte sich diese Konsequenz negativ aus: „In order to ensure an adequate number of competitors in each competition, classes often have to be combined, with athletes with different degrees of disability competing against each other. This in turn discourages nations to bring along female athletes, especially those with more severe disabilities, because their chances of winning are decreased“ (Reuter 2002, S. 73). An einer Verbesserung der

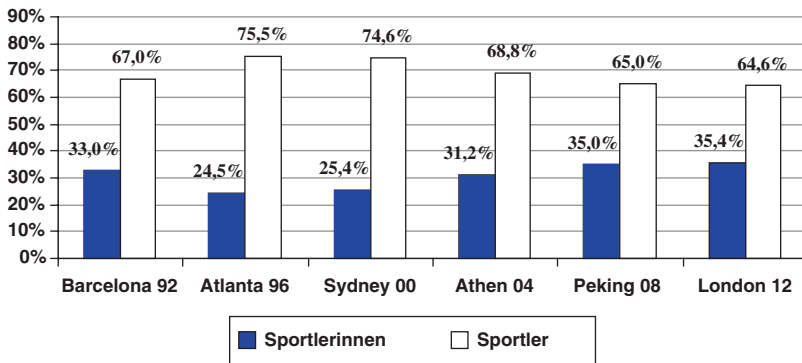


Abb. 1 Sportlerinnen und Sportler bei den Sommer-Paralympics

⁵IPC Beijing 2008.

⁶IPC London 2012.

⁷IPC Sotschi 2014.

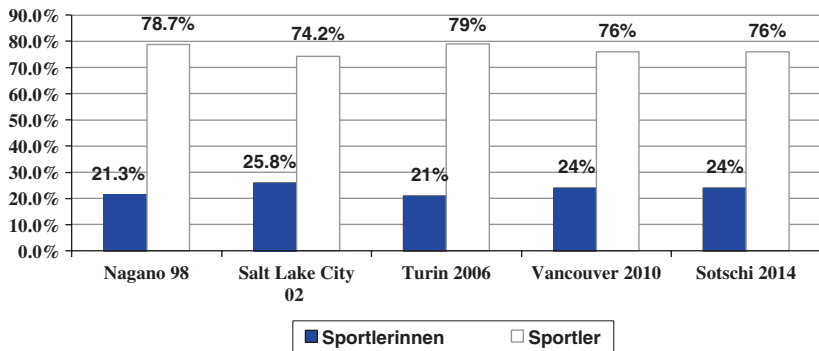


Abb. 2 Sportlerinnen und Sportler bei den Winter-Paralympics

Situation wurde und wird jedoch gearbeitet. So wurde 2002 vom Internationalen Paralympischen Komitee (IPC) in diesem Zusammenhang eine eigene Kommission gegründet, im Jahr 2003 benannt als „Women in Sport Committee“, die die Aufgabe hat „(...) to address the low number of female athletes and events in the Paralympic Games (...)“ (IPC 2010, S. 4). Mit dem Verweis auf das Forschungsdefizit in diesem Feld werden vom IPC folgende Gründe für die Unterrepräsentanz von Athletinnen vermutet, ohne sie jedoch zu konkretisieren „(...) social factors, shortened sport careers, cultural implications of both gender and disability, and limited ‚grassroots‘ opportunities“ (IPC 2010, S. 4). Ebenso werden „(...) limited resources and opportunities made available to girls and young women with a disability at the local, national and international level“ (IPC 2010, S. 5) erwähnt. Unterschiedliche Maßnahmen, zum Beispiel die Bereitstellung eines „IPC Women in Sport Leadership Toolkit. Increasing Opportunities for Women in Paralympic Sport“ (IPC 2010), sollen dazu beitragen, dass mehr Athletinnen den Weg in den Spitzensport finden. Durch Unterstützung auf struktureller Ebene konnten bereits Veränderungen angestoßen werden. Dies zeigt sich beispielsweise anhand der zahlenmäßigen Entwicklung der ohne Athletinnen antretenden Nationen in Bezug auf die Sommer-Paralympics. Nachdem in Barcelona 40 % (Cody 2002, S. 15), in Atlanta sogar 47 % (Sherrill 2001, S. 633) der Mannschaften keine Sportlerinnen in ihren Reihen hatten,⁸ konnten bei den Paralympics in Sydney Entwicklungsländer durch das IPC, das IOC und die australische

⁸Im Vergleich dazu waren bei den Olympischen Spielen in Atlanta nur 13 % der Delegationen ohne Sportlerinnen angereist (IPC 2002b).

Regierung eine finanzielle Unterstützung erhalten, wobei die Förderung an die Beteiligung von Frauen geknüpft wurde (Reuter 2002, S. 73). Die Zahl der Delegationen, die keine Sportlerinnen in ihrem Team hatten, ging daraufhin auf 29,2 % zurück (Reuter 2002, S. 73).⁹

Deutschland gehört zu den Ländern, die im Vergleich zu anderen Nationen sowohl bei den Sommer- als auch bei den Winter-Paralympics immer relativ viele Sportlerinnen an den Start schicken. Trotzdem sind Frauen auch innerhalb der deutschen Nationalmannschaft unterrepräsentiert. Der Frauenanteil betrug bei den letzten vier Sommer-Paralympics maximal 35,4 % (siehe Abb. 3).

Nur wenige Studien (z. B. Kolkka 1995; Robitschko 1997; Tiemann 2006) sind bisher der Frage nachgegangen, auf welche Weise gesellschaftliche Sichtweisen und soziale Konstruktionen im Kontext der Verknüpfung der Kategorien Geschlecht und Behinderung im Handlungsfeld Sport einflussreich sind und gegebenenfalls auch zu den hier aufgezeigten Folgen, z. B. der Unterrepräsentanz von Frauen bei den Paralympics, führen können.

4 Soziale Konstruktionen von Behinderung und Geschlecht im (Hochleistungs-) Sport

Die Zuschreibung von Behinderung prägt das Sporttreiben von Menschen. Wird ein Individuum als ‚behindert‘ kategorisiert, sind damit oftmals stereotype Annahmen, Vorurteile und Stigmatisierungen verbunden. Behinderung wird als medizinische Kategorie, als einen objektiv zu beschreibenden und messbaren medizinischen Sachverhalt angesehen. Diese Perspektive – verortet im „medizinischen Modell von Behinderung“ (Crow 1996, S. 57) versteht Behinderung als ‚Defekt‘ und darum als bedauernswertes Schicksal eines Individuums. Es erklärt Diskriminierungen und Ausgrenzungen damit, dass Menschen, die der ‚Norm‘ hinsichtlich des Körperäußeren und bestimmter Körperfunktionen nicht

⁹Da bei den Winter-Paralympics das Teilnehmer_innenfeld bezogen auf die repräsentierten Nationen deutlich von dem der Sommer-Paralympics abweicht, unter anderem weniger Entwicklungsländer teilnehmen, ist auch der Anteil der ohne Sportlerinnen anreisenden Teams sehr viel geringer. Bei den Winterspielen in Nagano waren in 21,9 % (diese Zahl entstammt einer schriftlichen Auskunft vom 16. 8. 2002 von Frau Dr. Reiff; Director of Media and Communication, IPC), in Salt Lake City in 27,8 % (IPC 2002a) der Delegationen keine Athletinnen vertreten. Diese Zusammenhänge berücksichtigend ist davon auszugehen, dass von den in Sydney angewandten Maßnahmen abweichende Handlungsweisen nötig wären, um den Anteil an reinen Männerteams zu verringern.

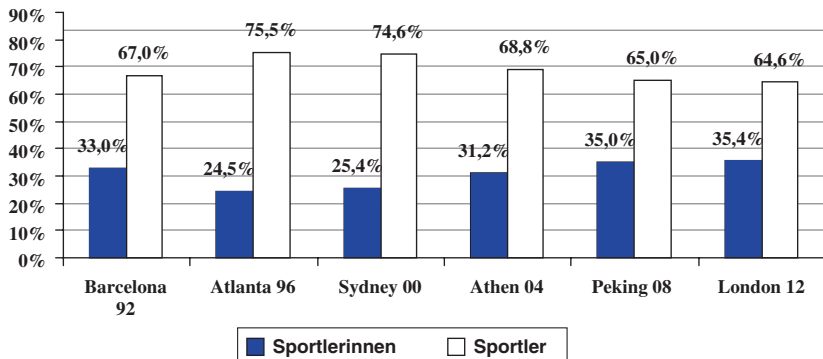


Abb. 3 Sportlerinnen und Sportler der deutschen Teams bei den Sommer-Paralympics. (Die verwendeten Zahlen stammen mit einer Ausnahme aus eigenen Berechnungen, die auf der Basis der jeweils vor den Paralympics vom Deutschen Behindertensportverband herausgegebenen Mannschaftshandbücher angestellt wurden (DBS 1996; DBS 2000; DBS 2004; DBS 2008, DBS 2012). Bei den Wettkämpfen kam es manchmal zu einem von den Angaben in der Teambroschüre leicht abweichenden deutschen Starterfeld. Bei allen, auch in den noch folgenden Abbildungen genannten Prozentangaben, die aus eigenen Berechnungen stammen, wird auf die Ziffern hinter dem Komma verzichtet. (Es wurde auf- oder abgerundet). Die auf die Paralympics in Barcelona bezogenen Zahlen sind einer Statistik des Organisationskomitees in Barcelona entnommen (COOB Paralympics 1992))

entsprechen, oft gleichgesetzt werden mit nicht vollwertigen und nicht ausreichend funktionsfähigen Mitgliedern der Gesellschaft. Eine gegensätzliche Perspektive auf die Kategorie Behinderung kommt dagegen im sozialen Modell von Behinderung zum Ausdruck. Dieses erklärt Behinderung sowohl als eine Folge von Zuschreibungen¹⁰ als auch als Produkt der sozialen Organisation der Gesellschaft (z. B. Crow 1996, S. 56). Mit Bezug auf konstruktivistische Theorieansätze wird hervorgehoben, dass Behinderung „in wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Diskursen, in politischen und bürokratischen Verfahren und in subjektiven Sichtweisen und Identitäten“ (Waldschmidt 2003, S. 13) konstruiert wird. Aus dieser Perspektive heraus betont der englische Soziologe Oliver (1990, S. 2), dass Behinderung als „social oppression“ – als soziale Unterdrückung – verstanden werden muss. Menschen mit Behinderung sind dem zu Folge keine individuellen

¹⁰Vgl. dazu auch Shakespeare (Shakespeare 1997, 2006).

Opfer eines persönlichen Schicksals, sondern kollektive Opfer einer Gesellschaft: Sie *werden* von der Gesellschaft behindert.¹¹

In welcher Weise das den genannten Modellen entsprechende Verständnis von Behinderung im Sport von Bedeutung ist, offenbart sich zum Beispiel am oben erwähnten Betroffenheitsdiskurs der Sportberichterstattung. Die quantitativ und qualitativ vielfach immer noch defizitäre Darstellung der Paralympics in den Medien (s. o.), aber auch die lange Jahre vergleichsweise niedrige Prämienzahlung für Medaillengewinner_innen spiegelt eine Sichtweise auf Behinderung wieder, die im Sinne des medizinischen Modells die paralympischen Spitzensportler_innen als vermindert leistungsfähig konstruiert.

Die Konstruktion von Behinderung im Kontext Sport findet sowohl auf struktureller Ebene, zum Beispiel durch nicht barrierefreie Sportstätten, als auch in Interaktionen statt. Diese gehen meist von Menschen ‚außerhalb‘ des Handlungsfeldes Sport aus. Immer wieder müssen Aktive erfahren, dass mit Blick auf ihr Engagement im Hochleistungssport, die mit Behinderung verbundenen Assoziationen, Reaktionen beeinflussen können. So kommt es z. B. zur ‚Bewunderung aus Mitleid‘, einer Bewunderung, die zeigt, dass die defizitäre Perspektive auf Behinderung gesellschaftlich immer noch sehr präsent ist (Tiemann 2006). Das soziale Modell von Behinderung ist in Zusammenhängen, in denen (zumindest scheinbar) keine Menschen mit Behinderung agieren, gesellschaftlich noch wenig verankert.

Während sich also außerhalb des Handlungsfelds Sport Zuschreibungen der sozialen Umwelt gegenüber Athletinnen und Athleten mit Behinderung vorrangig auf die Kategorie Behinderung beziehen, spielt das Geschlecht der Aktiven eine

¹¹Doch auch das soziale Modell kann nicht als unkritisch rezipiert und statisch verstanden werden. So wird dem Modell beispielsweise vorgeworfen, die psychischen und/oder physischen Besonderheiten betroffener Personen ebenso wie persönliche Erfahrungen von zum Beispiel Schmerzen oder Leiden zu negieren: „... there is a tendency within the social model of disability to deny the experience of our own bodies, insisting that our physical differences and restrictions are entirely socially created“ (Morris 1991, S. 10). Im deutschsprachigen Raum hat sich im Wesentlichen Waldschmidt (z. B. 2005) darum bemüht, das soziale Modell weiterzuentwickeln, und um eine kulturwissenschaftliche Perspektive zu ergänzen. In ihrem kulturellen Modell von Behinderung, das Kultur unter anderem als gesamtes Erbe einer Gesellschaft, als Bestand an Werten, Normen, Symbolen, Sprachen, Traditionen und Institutionen erklärt (Waldschmidt 2003, S. 16), soll in Abgrenzung zum sozialen Modell, besonders die Relativität und Historizität von Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsprozessen offensichtlich gemacht werden (Waldschmidt 2005, S. 25). Immer wieder rückt in diesem Modell die Frage nach „Normalität“ in den Mittelpunkt der Analysen.

nachrangige Rolle. Die Aktiven werden dann im Wesentlichen als ‚die Behinderten‘ gesehen, deren Geschlecht ignoriert wird.

Innerhalb des Handlungsfeldes dagegen erleben sie Folgen geschlechtsbezogener Konstruktionsprozesse. Athletinnen mit Behinderung erfahren häufig Zuschreibungen, die denen von Athletinnen ohne Behinderung sehr ähnlich sind: Sie müssen sich mit abwertenden Zuschreibungen in Bezug auf die Leistungsfähigkeit von Frauen im Sport auseinandersetzen. Dies wird beispielsweise beim gemeinsamen leistungsorientierten Sporttreiben von Frauen und Männern im Rollstuhlbasketball auf Vereinsebene sichtbar. Können Männer die Rolle der leistungsstärkeren Spieler nicht erfüllen, verlieren sie zum Beispiel gegen ein frauendominiertes Team, gerät die Geschlechterhierarchie ins Wanken. In der Folge erleben Spielerinnen oft die Unzufriedenheit von Seiten der Spieler, die gegen Frauen verloren haben. Diese kann sich z. B. in Form sexistischer Äußerungen entladen (Tiemann 2006, S. 244). Athletinnen, die bereits im Spitzensport ‚angekommen‘ sind, lassen sich jedoch nicht durch Erfahrungen dieser Art von ihrem Sporttreiben abbringen. Sie scheuen sich nicht, sich im Sport bewusst mit vergeschlechtlichten Handlungsmustern der sozialen Umwelt auseinander und sich über bestimmte Erwartungshaltungen hinweg zu setzen.

Athletinnen mit Behinderung sind jedoch auch am *doing gender* im Sport beteiligt. Verankert im konstruierten System der Zweigeschlechtlichkeit reproduzieren beispielsweise manche Sportlerinnen mit Behinderungen als geschlechtstypisch verstandene Eigenschaftszuweisungen in dem Sinne, dass Männer als aggressiv und körperlich stark, Frauen als schwach und eher an ihrem Äußeren interessiert beschrieben werden (Tiemann 2006, S. 303). Unabhängig von der Sportart würde eine Reihe von Sportlerinnen darum ein Sportengagement mit Männern präferieren, da sie deren Bewegungsaktivitäten im Vergleich zu denen von Frauen für qualitativ hochwertiger und erstrebenswerter halten. Sie bestätigen und rekonstruieren damit zugleich eine hierarchische Geschlechterordnung (Tiemann 2006, S. 239 ff.).

In Bezug auf die Konstruktionsprozesse von Geschlecht lassen sich zwischen den Handlungsfeldern Behindertensport und Nichtbehindertensport eine Reihe von Parallelitäten feststellen. Erfahrungen von Spitzensportlerinnen mit und ohne Behinderungen weisen diesbezüglich Ähnlichkeiten auf. Außerhalb des Kontexts Sport machen Männer und Frauen mit Behinderungen vergleichbare Erfahrungen hinsichtlich ihres Engagements im Spitzensport. In diesem Zusammenhang prägen Konstruktionsprozesse der Kategorie Behinderung ihre Erfahrungen.

Mit der Verknüpfung der Kategorien Behinderung und Geschlecht gehen jedoch auch spezifische Konstruktionsprozesse im Sport einher. Es kommt vor,

dass Frauen im Sport explizit aufgrund ihrer Behinderung als Sexualobjekte wahrgenommen und behandelt werden (Tiemann 2006, S. 250 ff.). Bei den sogenannten Amelotatisten, die sich insbesondere von Frauen mit Amputationen sexuell angezogen fühlen, handelt es sich um ‚Deformationsfetischisten‘, deren Fetisch-Objekt ein ‚deformiertes Körperteil‘ einer potenziellen Sexualpartnerin ist.¹² Sowohl im Schwimm- als auch im Skisport werden aufgrund der nahezu unbekleideten bzw. im eng anliegenden Rennanzug sehr körperbetonten Präsentation des Körpers die individuellen physischen Merkmale deutlich sichtbar, sodass Amelotatisten dort besonders häufig anzutreffen sind. Sie mischen sich zum Beispiel bei Wettkämpfen unter das Publikum, um Foto- und Videomaterial zu erstellen. Die Athletinnen erhalten mitunter anonyme Briefe und Anrufe bzw. werden in entsprechenden Internetforen zur Schau gestellt (Rulofs 2011, S. 14). „Für Sportlerinnen mit Amputationen stellt diese Form der sexualisierten Gewalt eine erhebliche Einschränkung dar, denn sie werden auf ihre vermeintliche Unvollständigkeit reduziert (...)“ (Rulofs 2011, S. 14). Für Spitzenathletinnen aus den betreffenden Sportarten ist der Amelotatismus zwar problematisch, allerdings nicht einflussreich auf ihr eigenes Sporttreiben. Sie formulieren jedoch die Sorge, dass der ‚Deformationsfetischismus‘ negative Wirkungen auf das Sporttreiben von jüngeren Frauen oder Frauen, deren Verarbeitung der Behinderung noch nicht fortgeschritten ist, haben könnte (Tiemann 2006, S. 252).

5 Fazit

Die sozial konstruierten Kategorien Geschlecht und Behinderung prägen das Engagement von Individuen im Spitzensport. Um die Verknüpfung der Kategorien und die damit verbundenen Prozesse im Kontext Sport zu erfassen, ist es hilfreich, den oben bereits erwähnten aus der UN-Behindertenrechtskonvention abgeleiteten Erklärungsansatz von Wollrad et al. (2010), in Bezug auf die spezifische Situation von Frauen mit Behinderung, heranzuziehen. Nicht die Addition von Kategorien sondern das Verstehen von Interdependenzen und deren Verknüpfungen führt vielmehr dazu, die gegebenen sozialen Phänomene zu erklären, um dann auch die spezifischen Diskriminierungen im Sport offen zu legen. Mit solchen konfrontiert sehen sich Spitzensportlerinnen mit Behinderung aufgrund

¹²Zwar gibt es auch Amelotatisten, die sich von Frauen zum Beispiel mit einer Querschnittslähmung oder einer Armamputation sexuell stimuliert fühlen, für 90 % von ihnen sind jedoch Frauen mit einer Beinamputation besonders interessant (Belitz 2003).

der kategorialen Verflechtungen im Vergleich zu Männern mit Behinderung und Frauen ohne Behinderung benachteiligt werden. Diese Benachteiligungen nehmen auch im Kontext des Sporttreibens von Frauen mit Behinderung „(...) an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Situationen eine je eigene Gestalt (...)“ an (Wollrad et al. 2010, S. 7). Spezifische Formen von Diskriminierungen können auch auf bestimmte Settings innerhalb des Sports zurückgehen. Sie sind beispielsweise in Sportarten wie Schwimmen gegeben, in denen Frauen mit Amputationen starten und deren körperliche Präsenz aufgrund der Sportbekleidung Amelotatisten anziehen. Gerade anhand des letzten Beispiels wird deutlich, dass nur die Berücksichtigung der sozialen und strukturellen Einbettung von Konstruktionsprozessen dazu beitragen kann, die Komplexität kategorialer Verflechtungen aufzudecken.

Literatur

- Belitz, Gunther 2003. Über die Lust am gehandicapten Körper. Handicap. <http://www.handicap.de/modules.php?name=News&file=article&sid=19>. Zugegriffen: 26. Juli 2003.
- Bundesgesetzblatt. 2008. Gesetz zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderungen sowie zu dem Fakultativprotokoll vom 13. Dezember 2006 zum Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Jahrgang 2008 Teil II Nr. 35, ausgegeben zu Bonn am 31. Dezember 2008.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 2013. *Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen in Deutschland*. Berlin: o. V.
- Bieneck, Steffen, Lena Stadler und Christian Pfeiffer. 2011. *Erster Forschungsbericht zur Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch 2011*. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen: o. V.
- Cody, Ann. 2002. Women in paralympic sport. *ICSSPE Bulletin* 36:14–15.
- COOB Paralympics. 1992. *Competitor Statistics. Barcelona 1992*. (unveröffentlichte Statistik).
- Crow, Liz. 1996. Including all of our lives: Renewing the social model of disability. In *Exploring the divide: Illness and disability*, Hrsg. C. Barnes und G. Mercer, 55–73. Leeds: The Disability Press.
- DBS. 1996. *Paralympics Atlanta 1996. Die Deutsche Mannschaft*. Duisburg: o. V.
- DBS. 2000. *Paralympics Sydney 2000. DBS-Mannschaftshandbuch*. Duisburg: o. V.
- DBS. 2004. *Paralympics Athen 2004. Mannschaftsmagazin*. Bonn: Rugo Kommunikation Verlag.
- DBS. 2008. *Paralympics Peking 2008 Mannschaftsmagazin*. Duisburg: Kölnsport.
- DBS. 2012. *Paralympics London 2012 Presseinformation. Medienfabrik Gütersloh*. Duisburg: o. V.

- DOSB. 2012. Paralympics – Die deutsche Mannschaft. <http://www.breitensport.infonet-sport.de/index.php?id=7622>. Zugegriffen: 28. Apr. 2012.
- Frankfurter Rundschau Online. (18.3.2010). Schlittenhockey bei den Paralympics. Ein ganzes Team voller Schicksalsschläge. <http://www.fr-online.de/sport/schlittenhockey-bei-den-paralympics-ein-ganzes-team-voller-schicksalsschlaege,1472784,3148212.html>. Zugegriffen: 24. Juli 2015.
- Geese, Stefan und Heinz Gerhard. 2012. Die Olympischen Spiele 2012 im Fernsehen. *Media Perspektiven* 11 (2012): 546–554.
- Hahn, Thomas. 2012. *Wolkenkratzer für die anderen*. Süddeutsche Zeitung 7 (9): 27.
- IPC. 2002a. Nations represented at the paralympic winter games in salt lake city. <http://www.paralympic.org/games/2002/08.asp>. Zugegriffen: 7. März 2002.
- IPC. 2002b. Women and sport – progress report. <http://www.paralympic.org/news/current/20011031a.asp>. Zugegriffen: 13. Sept. 2002.
- IPC. 2008. Paralympic games. Beijing 2008. <http://www.paralympic.org/beijing-2008>. Zugegriffen: 2. März 2015.
- IPC. 2010. *IPC women in sport leadership toolkit increasing opportunities for women in paralympic sport*. Bonn: International Paralympic Committee.
- IPC. 2012. Paralympic games. London 2012. –<http://www.paralympic.org/london-2012-overview>. Zugegriffen: 2. März 2015.
- IPC. 2014. Paralympic games. Sotschi 2014. <http://www.paralympic.org/sochi-2014-overview>. Zugegriffen: 2. März 2015.
- Kolkka, Tarja. 1995. *Gender and disability sport participation – A case study of wheelchair basketball players in Great Britain*. Unveröff. Master's Thesis, University of Jyväskylä.
- Libuda-Köster, Astrid und Sellach, Brigitte unter Mitarbeit von Faber, Brigitte und Puschke, Martina. (2009). *Lebenslagen behinderter Frauen in Deutschland. Auswertung des Mikrozensus 2005*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend.
- Morris, Jenny. 1991. *Pride against prejudice*. London: The Women's Press.
- Oliver, Mike. 1990. *The politics of disablement*. Houndsmills: Macmillan.
- Pimminger, Irene. 2012. *Armut und Armutsrisiken von Frauen und Männern*. Agentur für Gleichstellung im ESF: o. V.
- Reuter, Martina. 2002. International paralympic committee. In *From windhoek to mont-real – women and sport progress report 1998–2002*, Hrsg. A. White und D. Scoretz. Canada: o. V.
- Robitschko, Corina. 1997. *Körperbehinderte Frauen im Leistungssport*. Unveröff. Dipl.-Arbeit, Deutsche Sporthochschule Köln.
- Rulofs, Bettina. 2011. Exkurs: Sexualisierte Gewalt gegen Frauen im Behindertensport: Amelotismus. *Deutsche Sportjugend. Gegen sexualisierte Gewalt im Sport. Kommentierter Handlungsleitfaden für Sportvereine zum Schutz von Kindern und Jugendlichen*, 14. Frankfurt a. M.: o. V.
- Schierl, Thomas. 2012. Die überregionale Berichterstattung in deutschen Tageszeitungen: Ein medialer Vergleich zu den Olympischen Spielen. In *Der Behindertensport und die Medien*, Hrsg. Christoph Bertling und Thomas Schierl, 32–49. Gütersloh: Medienfabrik Gütersloh.
- Schröder, Philipp. 2006. *Die Paralympics und ihre Darstellung in den Printmedien, früher und heute*. Unveröff. Studie, PH Ludwigsburg.

- Shakespeare, Tom. 1997. Cultural representation of disabled people: Dustbins for disavowal? In *Disability studies: Past, present and future*, Hrsg. Len Barton und Mike Oliver, 217–236. Leeds: The Disability Press.
- Shakespeare, Tom. 2006. *Disability rights and wrongs*. London: Routledge.
- Sherrill, Claudine. 1997. Paralympic games 1996: Feminist and other concerns: What's your excuse? *Palaestra* 13 (1): 32–38.
- Sherrill, Claudine. 2001. Gender concerns in integration, development and recruitment of female athletes with a disability. In *New horizons in sport for athletes with a disability*, Bd. 2, Hrsg. Gudrun Doll-TeSer, Michael Kröner und Werner Sonnenschein, 631–641. Oxford: Meyer & Meyer.
- Tiemann, Heike. 2006. *Erfahrungen von Frauen mit Körperbehinderung im Hochleistungssport. Eine empirische Untersuchung*. Hamburg: Kovac Verlag.
- Tiemann, Heike. 2010. *Geschlecht und Behinderung in der Sportberichterstattung – eine Analyse*. Unveröff. Vortrag dvs Jahrestagung der Kommission Geschlechterforschung in Hamburg.
- Tiemann, Heike. 2013. *Von „Handicap-Helden“ und „Stelzenmännern“ – Behinderung in der Sportberichterstattung*. Unveröff. Vortrag dvs Hochschultag Konstanz.
- Waldschmidt, Anne. 2003. „Behinderung“ neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies*, Hrsg. Anne Waldschmidt, 11–22. Kassel: bifos e. V.
- Waldschmidt, Anne. 2005. Disabilities Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie und Gesellschaftskritik* 29 (1): 9–31.
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut. (2015). Verteilungsmonitor. http://www.boeckler.de/wsi_50647.html. Zugegriffen: 25. Juli 2015.
- Wollrad, Eske, Jutta Jacob und Swantje Köbsell. 2010. Einleitung. In *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Hrsg. Jutta Jacob, Swantje Köbsell und Eske Wollrad, 7–13. Bielefeld: transcript.

Über die Autorin

Prof. Dr. Heike Tiemann, Leipzig University Faculty of Sport Science: Inclusion in Physical Education, Paralympics, Gender and Sports.

Trainerinnen im deutschen Spitzensport

Silke Sinning und Annette R. Hofmann

1 Einleitung

Die Geschlechtszugehörigkeit, die im modernen Sport immer noch ein zentrales Differenzierungsmerkmal darstellt, wirkt sich, wie nicht anders zu erwarten, auch auf die quantitative und qualitative Partizipation von Trainer_innen im Spitzensport aus. Dies zeigt sich in Deutschland besonders, da historisch gesehen im Vergleich zu anderen Ländern, wie zum Beispiel in den USA, keine reinen Frauensportverbände existierten.

Beim Versuch die Situation von Trainerinnen im deutschen Sport darzustellen, wird schnell deutlich, dass keine genauen Angaben beim Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) über die gesamte Anzahl bzw. prozentuale Anzahl von Trainer_innen vorliegen. Genauso wenig ist es möglich, konkrete Aussagen für einzelne Sportarten, wie zum Beispiel dem Deutschen Fußball-Bund (DFB), dem Deutschen Handballbund (DHB) oder dem Deutschen Leichtathletik Verband (DLV) zu erhalten. Letztlich lässt sich maximal recherchieren, wie viele Trainer_innen als

S. Sinning (✉)

Universität Koblenz-Landau, Landau, Deutschland

E-Mail: sinning@uni-landau.de

A.R. Hofmann

Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, Ludwigsburg, Deutschland

E-Mail: nettehof@ph-ludwigsburg.de

Nationaltrainer eingesetzt werden und auch dies ist bei 34 Olympischen Verbänden und 28 Nicht-Olympischen Verbänden, die dem DOSB angehören¹, äußerst schwierig. Dies liegt unter anderem daran, dass sich die Sportfachverbände durch unterschiedliche Alters- oder Gewichtsklassen sowie Teildisziplinen auszeichnen, die teilweise ganz unterschiedlichen Wettkampfstrukturen unterliegen.

Des Weiteren muss unterschieden werden, ob die Trainer_innen im Spitzensport aktiv sind und damit ihre Tätigkeit zumindest zum Teil gegen eine finanzielle Entlohnung ausüben oder ob sie sich im ehrenamtlichen Bereich engagieren. Auch hier gibt es keine zuverlässigen quantitativen Daten. Letztlich kann nur eine kleine Analyse über die Trainer_innenlizenzen erfolgen, denn das Lizenzierungssystem ist über die verschiedenen Sportfachverbände hinweg, die dem DOSB angehören, gleich. Diese Trainer_innen sind dann selbstverständlich eher im (Hoch-)Leistungssport als im Breitensport oder im Junioren- und Juniorinnensport zu finden.

Der DOSB hat aber in seiner Mitgliederversammlung 2006 bereits erkannt, dass die Trainer_innen die wichtigsten Partner der Athleten_innen sind und dass der DOSB ihnen mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung zukommen lassen muss. Deshalb wurde eine Trainer_innenoffensive mit den Zielstellungen „(...) Ausbau der Trainerstrukturen, Verbesserung der Rahmenbedingungen für den Trainerberuf, größere Wertschätzung des Trainerberufs in der Öffentlichkeit, Steigerung der Attraktivität des Trainerberufs und Motivierung des Trainernachwuchses“² initiiert und entsprechende Maßnahmen wie die Prämierung des/der DOSB-Trainer_in des Jahres, die schrittweise Anpassung der Trainer_innenvergütung, die Einführung und Finanzierung eines Prämierungssystems oder die Erhöhung der Anzahl der Bundestrainer_innenstellen eingeführt.

Ein Überblick über bisherige Studien zu Trainerinnen im Vereins- und Spitzensport soll im Folgenden etwas genauer die grundlegende Problematik des Einsatzes von Trainerinnen darstellen. Da es nicht möglich ist, in alle Sportarten Einblick zu nehmen und auch nicht alle die entsprechenden Statistiken führen, soll anschließend am Beispiel des DFB aufgezeigt werden, wo und wie dort Trainerinnen in den Spitzensport eingebunden sind. Dabei werden immer wieder internationale Vergleiche herangezogen.

¹Vgl. <http://www.dosb.de/de/organisation/mitgliedsorganisationen/spitzenverbaende/> Zugriff: 01. Februar 2015.

²Vgl. <http://www.dosb.de/de/leistungssport/traineroffensive/> Zugriff 01. Februar 2015.

2 Einblick in den Forschungsstand: quantitative Aspekte

Nicht nur die aktuellen Zahlen zur Situation von Trainerinnen in den einzelnen Sportarten und auf den verschiedenen Leistungsklassen im deutschen Sportsystem sind schwer zu bekommen, auch gibt es seit Ende der 1990er Jahren kaum übergreifende wissenschaftliche Studien zur Thematik, sieht man von vereinzelten Untersuchungen aus dem Fußballsport ab. Auch international lässt sich, obwohl sich die Anzahl von Studien, die sich mit den Karriereverläufen von Trainer_innen im Hochleistungssport befassen, verdoppelt hat, kaum Studien finden, die sich auf Trainerinnen beziehen (Christensen 2014). Die Langzeitstudie von Acosta und Carpenter (2014) aus den USA stellt eine Ausnahme dar.

Bereits 1991 wurde in einer Studie von Mrazek und Rittner auf den Mangel an Trainerinnen im deutschen Sportsystem hingewiesen und dass die Maßnahmen zur Gewinnung neuer Trainerinnen nicht erfolgreich waren (Mrazek und Rittner 1991). Viele weitere Studien verweisen außerdem darauf, dass vor allem im Sportspielbereich Trainerinnen stark unterrepräsentiert sind und überwiegend im Kinder- und Breitensport eingesetzt werden. Gieß-Stüber (1996, 1998) und Strakerjahn (1991, 1994) zeigten dies beispielsweise für den Bereich Tennis und Willmann und Zipprich (1995) sowie Zipprich (1998) für das Sportspiel Volleyball. Selbst im Handball (Zipprich 2002) sind nur selten Trainerinnen tätig, obwohl das Handballspiel ganz gezielt für Frauen erfunden wurde (Pfister 2002). Im Volleyball, einer Sportart, die von Mädchen und Frauen in gleich hohem Maße wie von Jungen und Männern betrieben wird (Willmann und Zipprich 1995, S. 109; Zipprich 1998, S. 181), werden die Frauenmannschaften ebenso nur zu einem geringen Prozentsatz von Frauen trainiert. Nach Zipprich (1998) waren 1996 in den Frauen-Volleyballbundesligen bei 33 Mannschaften nur zwei Trainerinnen in der 2. Bundesliga tätig und in den Jahren zuvor trainierten zwei Trainerinnen Mannschaften der 1. Bundesliga, allerdings nur kurzfristig. Die Anzahl der Tennistrainerinnen mit B- und A-Lizenz sowie dem Trainer_innendiplom betrug 1995 nur ca. 8 % (Gieß-Stüber 1995)³, die Zahl der Basketballtrainerinnen in diesem Lizenzbereich sogar nur 7 %, wovon ca. 3 % die A-Lizenz und 8 % die B-Lizenz besaßen und zu einem noch geringerem Prozentsatz auch als Trainerinnen aktiv tätig waren (Gieß-Stüber

³Strakerjahn spricht dagegen von 14,5 % Frauen. Einen genauen Vergleich der Anzahl aller Trainerinnen zwischen 1990 und 1994, verteilt auf die einzelnen Lizenzen, findet man bei Strakerjahn (1994, S. 4 f.).

1996). Dagegen gibt es in klassischen weiblichen Sportarten wie in der ‚Rhythmischen Sportgymnastik‘ fast nur Trainerinnen (Thiele 1998).

Die Unterrepräsentanz von Trainerinnen wird darüber hinaus auch in internationalen Veröffentlichungen vor allem aus dem amerikanischen Raum ersichtlich. In den USA ist der Prozentsatz an Trainerinnen an den Colleges, an denen sich der wesentliche Teil des Wettkampfsports abspielt, insgesamt sehr viel höher als im deutschen Sportsystem. Aber auch hier sind Einbußen zu vermerken. Grotesker Weise durch die Einführung des *Title IX* im Jahr 1972, der Mädchen und Frauen u. a. einen besseren Zugang zum Sport an Bildungsinstitutionen garantieren sollte. Dieses Gesetz hat sich negativ auf die Anzahl der Trainerinnen ausgewirkt. Zum Zeitpunkt der Einführung von Title IX konnten rund 90 % der Mädchen- und Frauenmannschaften eine Trainerin aufweisen, 1977 waren es nur noch 58,2 % und 2014 43,4 %. Eine aktuelle Langzeitstudie von Acosta und Carpenter (2014) untermauert dies, allerdings weisen sie auch bezogen auf die letzten Jahre wieder kleine Erfolge auf.⁴ Schaut man sich die *Head Coaches* der Frauenmannschaften an, so ist die Zahl der Trainerinnen zwischen 2012 und 2014 von 180 auf 4154 gestiegen. Derzeit werden 43,4 % aller Frauenmannschaften von Frauen trainiert, hier ist seit 2012 eine Steigerung von 0,5 % zu verzeichnen. Ebenso wurde in den Studien positiv vermerkt, dass die Anzahl der Trainerinnen, die für männliche Collegeteams verantwortlich sind, einen Zuwachs von 2,0 % auf 3,5 % aufweist. Es gibt 449 mehr Trainerinnen von Frauentteams als vor einem Jahrzehnt.

Doch zurück nach Deutschland: Mit Blick auf die Nationaltrainer_innen lässt sich feststellen, dass in den Jahren 1993/94 unter 120 Bundestrainer_innen nur sechs Frauen vorzufinden waren. Dies entspricht einem Prozentsatz von 5 %. Die Trainerinnen waren somit „[...] im organisierten Sport ein recht seltenes Phänomen“ (Willmann und Zipprich 1995, S. 107). Knapp zehn Jahre später konnte die breit angelegte Studie von Bahlke et al. (2003) aufdecken, dass der Anteil der Bundestrainer_innen in Deutschland auf lediglich 9 % gestiegen ist und Trainerinnen mit überdurchschnittlich hohem Prozentsatz in Individualsportarten wie Turnen, Eisschnelllaufen, Eiskunstlaufen und Schwimmen tätig waren. Darüber hinaus verweist die Studie erneut darauf, dass die Unterrepräsentanz von Trainerinnen vor allem im Spitzensport auffällig ist, was zeigt, dass die Höhe der Lizenzstufe und die Liga ausschlaggebend ist, ob die Trainer_innenposition von einer Frau oder von einem Mann besetzt wird. „Je höher die Lizenzstufe oder die

⁴Detaillierte Ergebnisse finden sich im Bericht von Acosta und Carpenter 2014, auch bezogen auf die Assistenztrainerinnen.

Liga, umso eher werden die Positionen von Männern dominiert, und je angesehener eine Sportart ist – wie z. B. Fußball, umso weniger Frauen sind dort als Trainerinnen zu finden“ (Combrink et al. 2006, S. 289). Sinning (2002, 2005, 2006), Weigelt-Schlesinger und Röger (2008) sowie Weigelt (2005, 2006) zeigten zwar auch auf, dass im deutschen Frauenfußball die Trainerinnen unterrepräsentiert sind. Sie stellten aber zugleich fest, dass im Frauenfußball weitaus mehr Trainerinnen als in anderen Sportspielen aktiv sind (Sinning 2005). Ungewöhnlich ist auch, dass Trainerinnen vor allem in höherklassigen Ligen und in den Nationalmannschaften tätig sind, was den Ergebnissen von Bahlke et al. (2003) in Teilen widerspricht. Eine der aktuellsten deutschen Studien von Digel et al. (2008), bei der über 1800 Trainer_innen sowie rund 600 Funktionsträger_innen befragt wurden, bestätigte erneut, dass der Beruf Trainer_in nahezu ausschließlich von Männern eingenommen wird. Die Ergebnisse zeigen auf, dass nur 13 % der angestellten Trainer_innen weiblich sind⁵.

2.1 Nationaltrainerinnen in Sportspielen – ein internationaler Vergleich

Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass es deutlich mehr Nationaltrainerinnen im Frauenfußball als in anderen olympischen Sportsportarten gibt (Sinning und Pargäzti 2014). Bei der FIFA-Frauenfußball-Weltmeisterschaft 2011 in Deutschland wurde dies besonders sichtbar, denn bei dieser WM wurden sechs von 16 Frauenfußball-Nationalmannschaften, d. h. mehr als ein Drittel aller Teams, von Frauen trainiert. Damit gehören die Trainerinnen zu den Top-Trainerinnen der besten 16 Mannschaften und drei der sechs Trainerinnen (Silvia Neid, Hope Powell und Pia Sundhage) schafften es mit ihren Mannschaften ins Viertelfinale. Pia Sundhage, die Nationaltrainerin der USA, wurde mit ihrer Mannschaft sogar Vize-Weltmeisterin (Hofmann und Sinning 2014).

Die Tab. 1, 2 und 3 geben einen Überblick über die Frauenfußball-Europameisterschaft, Frauenfußball-Weltmeisterschaft und die Olympischen Spiele. Hier zeigt sich, dass die Teams, die von den Frauen geleitet wurden, äußerst erfolgreich abgeschlossen haben:

In den anderen Sportspielen sind weitaus weniger Frauen als Nationaltrainerinnen tätig. So war bei der Frauenhandball-Weltmeisterschaft in Brasilien 2011

⁵Vgl. <https://www.dosb.de/uploads/media/Trainerinnen.pdf> Zugriff 1. Februar 2015.

Tab. 1 Erfolge der Nationaltrainerinnen bei Frauenfußball-Europameisterschaften

	2001	2005	2009	2013
Gold	Tina Theune-Meyer (Deutschland)	Tina Theune-Meyer (Deutschland)	Silvia Neid (Deutschland)	Pia Sundhage (Schweden)
Silber	Marika Domanski-Lyfors (Schweden)		Hope Powell (Großbritannien)	
Bronze				

Tab. 2 Erfolge der Nationaltrainerinnen bei Frauenfußball-Weltmeisterschaften

	2003	2007	2011
Gold	Tina Theune-Meyer (Deutschland)	Silvia Neid (Deutschland)	
Silber	Marika Domanski-Lyfors (Schweden)		Pia Sundhage (USA)
Bronze	April Heinrichs (USA)		

Tab. 3 Erfolge der Fußballtrainerinnen bei Olympischen Spielen

	2000	2004	2008	2012
Gold		April Heinrichs (USA)	Pia Sundhage (USA)	Pia Sundhage (USA)
Silber	April Heinrichs (USA)			
Bronze	Tina Theune-Meyer (Deutschland)	Tina Theune-Meyer (Deutschland)	Silvia Neid (Deutschlands)	

in 24 Frauenhandball-Nationalmannschaften keine einzige Trainerin für ein Team verantwortlich. Lediglich drei Teams wurden von Co-Trainerinnen betreut. Bei der Frauenhandball-Weltmeisterschaft 2013 in Serbien und bei der Frauenhandball-Europameisterschaft 2014 in Ungarn und Kroatien mit 16 Teams war nur eine Co-Trainerin (Norwegen) dabei.

Im Volleyball zeigt sich ein ähnliches Bild. Die Volleyball-Europameisterschaft der Frauen fand 2011 in Italien und Serbien statt. Es nahmen 16

Mannschaften teil und lediglich eine Trainerin (Kroatien) war für eine Nationalmannschaft verantwortlich. Alle weiteren Teams wurden durch männliche Trainer und Co-Trainer betreut (Sinning und Pargätzi 2014). Auch bei der Volleyball-Weltmeisterschaft der Frauen 2014 in Italien wurde von den 24 Teams nur die chinesische Mannschaft von einer Frau, Lang Ping, trainiert. Selbst das deutsche Team hatte bei beiden Großevents keine Trainerin, obwohl der Deutsche Volleyball-Verband (DVV) laut DOSB Mitgliederstatistik 2014 mit 230.640 weiblichen Mitgliedern, gegenüber 215.537 männlichen Verbandsmitgliedern, 15.000 mehr weibliche als männliche Mitglieder aufweist⁶. Der DVV ist im Bereich der Sportspiele sogar der einzige olympische Spitzensportverband, der mehr weibliche als männliche Verbandsmitglieder nachweisen kann.

Die Basketball-Weltmeisterschaft 2010 der Frauen in Tschechien zeigt ein vergleichbares Bild: Von 16 Basketballteams wurden lediglich zwei Mannschaften – das australische und kanadische Team – von einer Frau trainiert. Beim vier Jahre später ausgetragenen Weltmeisterschaftsturnier in der Türkei waren bei gleichbleibender Mannschaftszahl immerhin schon drei Trainerinnen hauptverantwortlich tätig und sieben Teams hatten bereits eine Co-Trainerin.

3 Nationaltrainerinnen für Frauen- und Juniorinnenteams im DFB

Wie schon erwähnt sieht die Situation zur Anzahl der Spitzentrainerinnen nicht nur international, sondern auch im deutschen Frauen- und Juniorinnenfußball besser aus als in vielen anderen Sportarten. Hierzu gibt es auch eine Reihe von Studien, auf die im Folgenden Bezug genommen werden soll.

Anna Trabant-Haarbach war die erste Frau, die neben Gero Bisanz als Co-Trainerin die erste Frauenfußball-Nationalmannschaft trainiert hat. Sie gehörte zu den besten Spielerinnen in der Anfangszeit des deutschen Frauenfußballs und holte mit TuS Wörrstadt 1973 den Gold-Cup bei einer ersten inoffiziellen Weltmeisterschaft und wurde 1974 erste Deutsche Meisterin im Frauenfußball. Folglich blieb es nicht aus, dass sie bei der Gründung der Frauen-Nationalmannschaft 1982 Spielführerin der Nationalmannschaft und gleichzeitig Co-Trainerin wurde. 1983 löste Tina Theune-Meyer sie in ihrer Funktion als Co-Trainerin ab. Sie wurde nach zehn erfolgreichen Jahren unter Gero Bisanz die erste Nationaltrainerin im deutschen

⁶Vgl. <http://www.dosb.de/de/service/download-center/dosb-organisation/bestandserhebung/>
Zugriff: 1. Februar 2015.

Frauenfußball.⁷ Ab 1996 wurde sie von Silvia Neid als Co-Trainerin unterstützt. Beide Frauen gehören national wie international zu den erfolgreichsten Trainerinnen (Hennies und Meuren 2009).

Auf Tina Theune folgte 2005 die aktuelle und ebenso erfolgreiche Nationaltrainerin Silvia Neid. Sie war Spielführerin der Nationalmannschaft und engagierte sich frühzeitig bereits als Nachwuchstrainerin der Juniorinnenteams des DFB. Silvia Neid gewann 2007 die Weltmeisterschaft, 2009 die Europameisterschaft und auch 2013 die Europameisterschaft mit dem jüngsten Team aller EM-Teilnehmer.⁸ 2010 und 2014 wurde Silvia Neid von der FIFA zur ersten Welt-Trainerin des Jahres gekürt.

Ein Blick auf den Frauenfußball in Deutschland zeigt, dass der DFB aktuell nur Frauen als Trainerinnen in den Frauen- und Juniorinnen-Nationalmannschaften einsetzt. Dazu gehören neben Silvia Neid Ulrike Ballweg, die derzeitige Assistenztrainerin bei der Frauenfußball-Nationalmannschaft und gleichzeitig Trainerin der U-23 Frauen-Nationalmannschaft. Maren Meinert, die Trainerin der U-20 Mannschaft und Anouschka Bernhard, die für die U-17 und die U-16 Juniorinnen verantwortlich sind. Somit sind alle Trainer_innenpositionen der weiblichen Nationalteams des DFB mit Frauen besetzt und alle sind im internationalen Vergleich sehr erfolgreich.

Neben dem DFB gibt es keinen anderen Sportspiel-Verband, der so viele hoch qualifizierte Frauen in Top-Trainerpositionen einsetzt (Sinning 2006). Aktuell kommen lediglich im Tennis mit Barbara Rittner eine Nationaltrainerin, beim Tischtennis im Mädchen- und Schülerinnenbereich zwei Trainerinnen sowie im Basketball für die U-18 und im Handball für die U-17-Juniorinnenmannschaft jeweils eine Trainerin zum Einsatz. In den Individualsportarten sind allerdings auch noch einige Nationaltrainerinnen zu finden. Sandra Heinichen ist beispielsweise im Behindertensportverband für die Menschen mit geistiger Behinderung als Bundestrainerin verantwortlich und Marion Peters für Menschen mit einer körperlichen Behinderung. Auch beim DLV gibt es immer wieder Bundestrainerinnen in den verschiedenen Disziplinen. Derzeit ist z. B. Kathrin Dörre-Heinig im Sportartenbereich Marathon Bundestrainerin.

⁷Schon als Co-Trainerin war sie sehr erfolgreich und errang einen Weltmeister- und drei Europameistertitel. Als verantwortliche Nationaltrainerin steigerte sie diese Leistung noch. Sie wurde mit ihrem Team 2003 Weltmeisterin, 1997, 2001 und 2005 Europameisterin zudem 2000 sowie 2004 Dritte bei den Olympischen Spielen.

⁸Darüber hinaus hat sie 2008 die Bronzemedaille bei den Olympischen Spielen gewonnen und viele weitere Titel sowie sehr gute Platzierungen bei den Juniorinnen-Welt- und Europameisterschaften errungen.

3.1 Frauen und Trainer_innenlizenzen im deutschen Fußball

Trotz der positiven Unterstützung der deutschen Nationaltrainerinnen seitens der DFB-Verantwortlichen zeigt sich mit Blick auf die Anzahl der hochwertigen Lizenzen (A-Lizenz und Fußball-Lehrer-Lizenz), dass nur eine geringe Zahl von Frauen diese Lizenz erworben haben und sich in den letzten vierzehn Jahren auch nur eine leichte Steigerung der Zahlen aufzeigen lässt (vgl. Tab. 4). Nach Angaben des DFB gab es 25 Frauen im Jahr 2014 mit einer Fußballlehrer_innen-Lizenz (UEFA-Pro-Lizenz). Neun dieser Frauen sind beim DFB tätig. Andere arbeiten in den verschiedenen Fußball-Landesverbänden, in Sportvereinen oder im Ausland (Martina Voss-Tecklenburg: Nationaltrainerin Schweiz; Monika Staab: FIFA-Beauftragte und ehemalige Nationaltrainerin Katar). Derzeit ist Inka Grings vom MSV Duisburg die einzige weibliche Cheftrainerin eines Frauenfußball-Bundesligateams.

Die Tab. 5 bietet einen Vergleich der A- und Fußballlehrer_innen-Lizenzen zu den Mannschaftszahlen. Hier zeigt sich, dass nur 4,22 % aller Mannschaften von Spitzentrainern mit einer Fußballlehrer_innen-Lizenz oder einer A-Lizenz trainiert werden.

An dieser Stelle lässt sich außerdem hinzufügen, dass es in Deutschland bisher nur Sissy Raith gelungen ist, eine höherklassige Männermannschaft zu trainieren. Sie trainierte die Männer-Bezirksoberliga-Männermannschaft TSV Echingen von Januar bis Oktober 2009 und führte die Mannschaft in die Landesliga⁹.

Für den Bereich der B- und C-Lizenzen liegen die prozentualen Zahlen des größten Regionalverbandes, der 5 Fußball-Landesverbände einschließt (Tab. 6), zwar aktuell etwas höher, aber auch hier gibt es noch zu wenig lizenzierte Trainerinnen und im Vergleich mit den Männern sind die Frauen weiterhin deutlich unterrepräsentiert.

Tab. 4 A-Lizenz und Fußballlehrer-Lizenz. (Vgl. Aktuelle Information vom DFB)

	A-Lizenz 2000	A-Lizenz 2003	A-Lizenz 2014	Fußballlehrer_ innen-Lizenz 2000	Fußballlehrer_ innen-Lizenz 2003	Fußballlehrer_ innen-Lizenz 2014
Gesamt	3613	3882	5657	845	932	1284
Männlich	3585 99,2 %	3848 99,1 %	5587 98,8 %	836 98,9 %	919 98,6 %	1259 98,1 %
Weiblich	28 0,8 %	34 0,9 %	70 1,2 %	9 1,1 %	13 1,4 %	25 1,9 %

⁹Vgl. <http://www.11freunde.de/interview/eine-trainerin-im-maennerfussball>.

Tab. 5 A-Lizenz und Fußballlehrer-Lizenz auf die Mannschaftszahlen bezogen. (Vgl. Aktuelle Information vom DFB)

	Mannschaftszahlen Saison 2014/2015	A-Lizenz 2014	Fußballlehrer-Lizenz 2014	A- und Fußballlehrer-Lizenz 2014
Gesamt	164.384	5657 3,44 %	1284 0,78 %	6941 4,22 %
Männlich	151.465	5587 3,69	1259 0,83 %	6846 4,52 %
Weiblich	12.919	70 0,54 %	25 0,19 %	95 0,73 %

Tab. 6 Anzahl der B- und C-Lizenzen des Süddeutschen Fußball-Verbandes

Süddeutscher Fußball-Verband 2015)	DFB-Elite-Jugend (B-Lizenz)		Trainer_in C	
Männlich	5442	97,60 %	20.708	96,80 %
Weiblich	133	2,40 %	677	3,20 %
Insgesamt	5575		21.385	

4 Zur Situation von Trainerinnen: qualitative Aspekte

Zu Beginn des Beitrags wurde schon darauf hingewiesen, dass es sich sehr schwer gestaltet, verallgemeinernde Aussagen über die Situation von Trainerinnen im deutschen Sportsystem zu treffen. Dies ist immer von der Sportart, -disziplin und vom sportlichen Niveau abhängig. Zudem führen die Sportverbände, im Gegensatz zu ihren Mitgliederzahlen, die nach Geschlecht aufgeteilt in den Statistiken erscheinen, hierzu kaum eindeutige Übersichten. Dennoch ist deutlich erkennbar, dass Frauen insbesondere in den Sportsportarten als Trainerinnen unterrepräsentiert, interessanterweise aber im Frauenfußball in den deutschen Nationalteams vertreten sind. In den letzten Jahren hat es hierzu verschiedene internationale Studien gegeben, die die Gründe hierfür herausgearbeitet haben. Die strukturellen Bedingungen der Sportorganisationen sind vielfach frauenfeindlich, d. h. häufig bekommen die Frauen nicht die Möglichkeit, ein Team zu trainieren und werden von bestimmten Machtpositionen oder Arbeitsplätzen von vornherein ausgeschlossen. Mit Blick auf den Fußballsport zeigt sich, dass es in Deutschland keine einzige Frau gibt, die als Trainerin eine hochrangige männliche Amateur- oder Profimannschaft trainiert. Lediglich der DFB, d. h.

die Dachorganisation des Fußballs hat sich dafür entschieden, Frauen in ihren Strukturen auf der höchsten Ebene – als Nationaltrainerinnen – einzusetzen. Die zeitlich befristeten Verträge und das zum Teil geringe Gehalt auf den unteren Leistungsebenen sind ebenso nicht förderlich, um mehr Frauen zu gewinnen, das unsichere Berufsfeld Trainerin nachhaltig anzustreben. Zumal die Frauen vielfach auch weniger Geld für die gleiche Arbeit erhalten und sich angeblich noch intensiver als männliche Trainer um ihre Familie und den Haushalt kümmern müssen. Das Argument, dass sich Trainerinnen vermehrt um ihre Familie kümmern müssen, konnte allerdings von Gieß-Stüber (1996) für Tennis, Zipprich (Zipprich 1998) für andere Ballsportarten und von Sinning (2005) für Fußball widerlegt werden. Die Trainerinnen gaben zumeist an, dass sie ledig sind und keine Kinder haben. Laut Sinning (2005) besitzen Trainerinnen aber eine große Verbundenheit zur Familie und zum sportlichen Umfeld, was wiederum auf eine große soziale Sicherheit schließen lässt, aus der die Trainerinnen heraus ein stark ausgeprägtes Explorations- und Neugierverhalten entwickeln. Laut Digel et al. (2008) erhalten die Trainerinnen 1000 € weniger als ihre auf vergleichbarer Ebene tätigen männlichen Kollegen. Im Rahmen der Darstellung soziokultureller Aspekte (Strakerjahrn 1991, 1994) gibt es insbesondere einige Beispiele dafür, dass die Abbrecherquote von Trainerinnen in engem Zusammenhang mit der Familiengründung steht. Studien von Gieß-Stüber (1996, 1998) und Zipprich (1998, 2002) konnten darüber hinaus zeigen, dass Trainerinnen der Ballspiele meist unverheiratet sind und keine Kinder haben. Willmann und Zipprich (1995) sowie Blumhoff (2009) verweisen zudem darauf, dass die Trainerinnen mit ihrer kommunikativen und kooperativen Art zu wenig leistungsorientiert und eher pädagogisch wirken und daher eher im Kinder- und Jugendbereich aufzufinden sind (Sinning 2005). Außerdem wird die sportliche Qualität der Frauen geringer eingeschätzt als die der Männer, dennoch müssen sie bei den Lizenzen äquivalente Leistungen erbringen. Die Fähigkeiten der Frauen werden in der Regel unterschätzt, was wiederum das Selbstwertgefühl der Frauen nicht stärkt und zu einem Mangel an Selbstbehauptung führen kann. Zipprich (2002) bestätigt, dass Frauen mehr Respekt vor den hohen Anforderungen einer Trainer_innenlizenz haben und dieser Respekt sie dann daran hindert, die nächst höhere Trainer_innenlizenz anzustreben.

Immer wieder werden auch die traditionellen Geschlechterbilder als Hinderungsgrund angeführt, das Berufsfeld Trainerin nicht konsequent zu präzisieren und zu fördern. Geschlechtstypische Merkmale wie hohe Verbundenheit zu den Spielerinnen anstatt Autorität und Entscheidungshoheit oder Prozess- statt Produktorientiertheit seien ein ausschlaggebender Grund, dass Frauen für die Handlungsanforderungen an das Berufsfeld Trainer_in weniger geeignet erscheinen (Sinning 2005 und Haug 1993). Schließlich ist die Rekrutierung von Trainerinnen im Spitzensport auch unsystematisch und undurchsichtig (Alfermann und Würth 2003;

Sinning 2012a, b). Vielfach werden Trainer_innenstellen nicht öffentlich ausgeschrieben, sondern letztlich wird kurzfristig entschieden und die Eignung nicht eindeutig nach vorher festgelegten Kriterien festgestellt. In solchen Situationen werden gerade Frauen seltener auf die Übernahme solchen Positionen angesprochen. Von den Frauen wird somit eine noch höhere Eigeninitiative erwartet, um sich überhaupt eine Chance auf eine mögliche Position eröffnen zu können. Digel et al. (2008) weisen auch in der Nachwuchsförderung Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf: Obwohl zwei Drittel der Top-Nachwuchssportler_innen an einer Trainer_innen-Tätigkeit interessiert sind, werden Athleten regelmäßiger aufgefordert eine Trainertätigkeit aufzunehmen als die Athletinnen. Die dänische Sportsoziologin Leila Ottesen (2005) bezeichnet die Trainertätigkeit deshalb auch als *gendered profession*, und Rosa Diketmüller (2005) fordert eine geschlechterspezifische Ausbildung von Trainer_innen,¹⁰ ob dies aber in der von männlichen Machtstrukturen dominierten Welt des Sports die Lösung ist, ist fraglich.

Literatur

- Acosta, V. R. und L. J. Carpenter. 2014. Women in Intercollegiate Sport. A Longitudinal National Study. 1977–2014. www.acostacarpenter.org. Zugegriffen: 5. Mai 2014.
- Alfermann, Dorothee und Sabine Würth. 2003. Sozialkompetenz von Trainerinnen und Trainern im Nachwuchsleistungssport: Einfluss auf Zufriedenheit und Leistungsentwicklung *BISp-Jahrbuch: Forschungsförderung* 2002:209–213.
- Bahlke, Steffen, Annette Benning und Klaus Cachay. 2003. „Trainer...das ist halt einfach Männersache“. *Studie zur Unterrepräsentanz von Trainerinnen im Spitzensport*. Köln: Sport und Buch Strauß.
- Blumhoff, Günther. 2009. *Soziale Kompetenzen von FußballtrainerInnen*. Göttingen: Cuvillier.
- Christensen, Mette K. 2014. Outlining a typology of sports coaching careers: Paradigmatic trajectories and ideal career types among high-performance sports coaches. *Sports Coaching Review*, 2 (2): 98–113.
- Combrink, Claudia, Britt Dahmen und Ilse Hartmann-Tews. 2006. Führung im Sport – eine Frage des Geschlechts. In *Handbuch Sport und Geschlecht*, Hrsg. I. Hartmann-Tews und B. Rulofs, 288–297. Schorndorf: Hofmann.
- Digel, Helmut, Robert Schreiner, Sven Waigel und Ansgar Thiel. 2008. Spitzentrainer werden und sein – repräsentative Befunde zur Rekrutierung und zur Anstellung von Trainern im Spitzensport. *Leistungssport* 5:5–9.
- Diketmüller, Rosa. 2005. Gender Training für Coaches. In *Sport, Women & Leadership*, Hrsg. G. Doll-TeSer, G. Pfister, D. Scoretz und C. Milan, 99–110. Köln: Sport und Buch Strauß.

¹⁰Vgl. <https://www.dosb.de/uploads/media/Trainerinnen.pdf> Zugriff: 1. Februar 2015.

- DOSB. 2015a. Trainerinnen. <https://www.dosb.de/uploads/media/Trainerinnen.pdf>. Zugegriffen: 1. Febr. 2015
- DOSB. 2015b. Bestanderhebungen – Mitglieder-Statistik. <http://www.dosb.de/de/service/download-center/dosb-organisation/bestandserhebung/>. Zugegriffen: 1. Febr. 2015
- DOSB. 2015c. Olympische Verbände. <http://www.dosb.de/de/organisation/mitgliedsorganisationen/spitzenverbaende/>. Zugegriffen: 1. Febr. 2015
- DOSB. 2015d. Traineroffensive. <http://www.dosb.de/de/leistungssport/traineroffensive/>. Zugegriffen: 21. Febr. 2015
- Gieß-Stüber, Petra. 1996. Kein Platz für Trainerinnen? *Tennis Sport* 7 (3): 9–17.
- Gieß-Stüber, Petra. 1998. Trainerinnen-Sonderlehrgang – Frauen unter sich. *Tennis Sport* 9 (3): 20–23.
- Haug, Frigga. 1993. Leistung muss sich wieder lohnen. In *Hat die Leistung ein Geschlecht? Erfahrungen von Frauen*, Hrsg. F. Haug und E. Wollmann. Hamburg: Argument.
- Hennies, Rainer und Daniel Meuren. 2009. *Frauenfußball – Der lange Weg zur Anerkennung*. Göttingen: Die Werkstatt.
- Hofmann, Annette und Silke Sinning. 2014. Die Medienpräsentation der Nationaltrainerinnen Silvia Neid und Pia Sundhage bei der Frauen-WM 2011. In *Frauen- und Mädchenfußball im Blickpunkt. Empirische Untersuchungen – Probleme und Visionen*, Hrsg. S. Sinning, J. Pargäzti und B. Eichmann, 245–258. Berlin: LIT.
- Mrazek, Joachim und Volker Rittner. 1991. *Übungsleiter und Trainer im Sportverein*. Schorndorf: Hofmann.
- Ottesen, Laila. 2005. Coaching a Gendered Profession? Coaches in Denmark – an empirical study. In *Sport, Women & Leadership*, Hrsg. G. Doll-TeSer, G. Pfister, D. Scoretz und C. Milan, 79–98. Köln: Sport und Buch Strauß.
- Pfister, Gertrud. 2002. Ist Spielen Männersache? In *Sportspiele erleben, vermitteln, trainieren*, Hrsg. K. Ferger, N. Gissel und J. Schwier, 71–92. Hamburg: Czwalina.
- Sinning, Silke. 2002. Trainerinnen im Frauenfußball. In *Frauen im Hochleistungssport*, Hrsg. G. Pfister, 101–110. Hamburg: Czwalina.
- Sinning, Silke. 2005. *Trainerinnen im Frauenfußball Eine qualitative Studie*. Hofmann: Schorndorf.
- Sinning, Silke. 2006. Aufbruchstimmung im Mädchen- und Frauenfußball! – Welche Wirkungen zeigt die aktuelle Erfolgsbilanz? In *Gleichheit und Differenz in Bewegung. Entwicklung und Perspektiven der Geschlechterforschung im Sport*, Hrsg. P. Gieß-Stüber und G. Sobiech, 130–140. Hamburg: Czwalina.
- Sinning, Silke. 2012a. Mädchen- und Frauenfußball-Trainerinnen – die Chance, besondere Kompetenzen einzubringen. In *Auf den Spuren des Frauen- und Mädchenfußballs*, Hrsg. S. Sinning, 123–138. Weinheim: Juventa.
- Sinning, Silke. 2012b. Trainerinnen im Frauenfußball – eine Analyse vorhandener Strukturen. In *Sie steht im Tor – und er dahinter – Frauenfußball im Wandel*, Hrsg. C. ZiSrich, 124–137. Hannover: arete.
- Sinning, S. und J. J. Pargäzti. 2014. Ein trainingspädagogischer Blick auf Trainerinnen im Frauenfußball. In *Rund um den Frauenfußball. Pädagogische und sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Hrsg. A. R. Hofmann und M. Krüger, 112–136. Münster: Waxmann.
- Strakerjahn, U. 1991. Trainerinnen im Aufwind? *Tennis Sport* 2 (2): 8–10.
- Strakerjahn, U. 1994. Trainerinnen im DTB. *Tennis Sport* 5 (6): 4–6.

- Thiele, M. 1998. Macht und Ohnmacht? Der symbolische Gebrauch des weiblichen Körpers in ästhetischen Sportarten. In *Mädchen und Frauen im Sport*, Hrsg. K. Behm und K. Petzsche, 123–133. Hamburg: Czwalina.
- Weigelt, Yvonne. 2005. Stereotype – Exklusionsmechanismen gegenüber Trainerinnen im Frauenfußball. In *Gender kicks: Texte zu Fußball und Geschlecht*, Hrsg. A. Hagel und N. Selmer, 139–148. Frankfurt a. M.: Koordinationsstelle Fan-Projekte bei der Deutschen Sportjugend Fundstelle.
- Weigelt, Yvonne. 2006. Trainerinnen im Mädchen- und Frauenfußball. *Sportunterricht* 55 (4): 108–111.
- Weigelt-Schlesinger, Yvonne und Ulrike Röger. 2008. Bestandsaufnahme: Trainerinnen im Mädchen und Frauenfußball. In *Frauen am Ball: Analysen und Perspektiven der Genderforschung*, Hrsg. U. Röger, C. Kugelman, Y. Weigelt-Schlesinger und M. Möhwald, 65–72. Hamburg: Czwalina.
- Willmann, Claus und Christa Zipprich. 1995. Trainerinnen im Volleyball – Wo sind sie zu finden? In „*Karrieren*“ von *Mädchen und Frauen im Sport*, Hrsg. M. L. Klein, 107–116. Sankt Augustin: Academia.
- Zipprich, Christa. 1998. Trainerin – die große Unbekannte in der Sportwissenschaft. In *FrauenSportKultur: Beiträge zum 1. Frauen-Sport- und Kulturfestival des adh*, Hrsg. P. Franke und B. Schanz, 173–181. Butzbach-Griedel: Afra.
- Zipprich, Christa. 2002. Trainerinnen im Handballverband Niedersachsen – ein Nachtrag. In *Frauen im Hochleistungssport*, Hrsg. G. Pfister, 111–120. Hamburg: Czwalina.

Über die Autoren

Prof. Dr. Silke Sinning sports and mobility education, educational game sport research, gender research.

Prof. Dr. Annette R. Hofmann is a Professor for Sports Studies at the Ludwigsburg University of Education in Germany, and head of the department. President of the International Society for the History of Sport and Physical Education (ISH-PES) and Vice President of the German Gymnastic Federation (Deutsche Turner-Bund). Main areas of research: German-American sports, gender and sport, sport and the diseased body, and various aspects of ski history. Academic Editor Europe for *The International Journal of the History of Sport* and book review editor of the *Journal for Sport History*.